Ueber

die neuere

Deutsche Litteratur.

Erste Sammlung

von Fragmenten.

Eine Beilage zu den Briefen, die neueste Litteratur betreffend.

1767.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt der ersten Sammlung.

I. **Einleitung**: die von einem allgemeinen Gemälde der Deutschen Litteratur träumt, und nach diesem Traume, die allgemeine Deutsche Bibliothek, die Bibliothek der schönen Wissenschaften und die Briefe über die neueste Litteratur zu prüfen versucht. S. 3.

II. **Fragmente von Abhandlungen**:

1. Die Sprache ist ein großer Theil der Litteratur: Allgemeines Projekt für einen Philosophen über die Deutsche Sprache. 19
2. Ueber die verschiednen Lebensalter einer Sprache: von ihrem Poetischen, Prosaischen und Philosophischen Zeitpunkte, von denen jener dem höchsten Punkte der Schönheit, der lezte der Stufe der Vollkommenheit sich nähert: der mittlere das Alter der Behaglichkeit ist. 23
3. Hiedurch bekommen viele Urtheile über den Zustand der Sprache eine andere Richtung: Probe an zween Klopstockischen. 33
4. Und noch mehr die Plane zur Verbesserung einer Sprache. 38
5. Ueber die Philosophischen Sprachenverbesserer: insonderheit über die Sulzerschen Vorschläge in dieser Art. 40
6. Ist es gut, daß eine Sprache ihre Idiotismen verliert? gut für die Nation? für den Sprachweisen? für die Schriftsteller? Was die Gottschedianer, Schweizer, und neuere Virtuosen der Deutschen Sprache für Gestalt gegeben? 44
7. Parallele zwischen einer richtigen und reichen Sprache; in Vergleichung der Morgenländischen mit der unsrigen. Prüfung der Cramerschen Psalmen in Absicht der Deutschen-Morgenländischen Wiederholungen. 51
8. Ueber die Aesthetischen Sprachenverbesserer, die Uebersezzungen anpreisen. Was können wir aus dem Poetischen Zeitalter der Griechen für unsre

Spra-

Sprache nuzzen? die Sylbenmaaße? die Lenkung des Periodes? die Inversionen? — Alles aus dem Geist des Zeitalters betrachtet: über die Uebersiezzung Homers und Orpheus für unsre Sprache. S. 62

9. Ueber die Uebersezzungen der Griechischen Prose, für unsern Historischen und Dialogenstil. 74

10. Ueber die Uebersezzungen aus dem Lateinischen: für den Poetischen und historischen Ausdruck, nach dem Genie der Sprache und Schriftsteller. 81

11. Von neuern Sprachen: die Rauhigkeit der Deutschen Sprache wird durch Doppellauter und insonderheit Hauche gemildert. Geschichte der Aspirationen in verschiednen Sprachen. Von der Deutschen und Französischen Ordnung der Worte. 87

12. Allgemeine Aussicht über die Inversionen überhaupt. 95

13. Anwendung dieser Aussicht auf neuere Sprachen, die Deutsche und Französische vornehmlich. 101

14. Ueber den Deutschen Hexameter, nach der Prosodie und dem Genie unsrer Sprache. 108

15. Vorschläge über das Klopstockische freie Sylbenmaas, für die Dithyramben, Oden, Lyrischen Gemälde, Kantaten, das Theater und die Declamation. 126

16. Was haben wir von den Franzosen zu lernen, um unsre langweilige oder dunkele Schreibart auszubessern? Können sie das Lächerliche besser, als wir, ausdrücken? 132

17. Klagen, daß wir so wenigen Vortheil von den Engländern ziehen. 141

18. Charakter unserer Classischen Schriftsteller: Winkelmanns, Hagedorns, Mosers, Abbts mit Zimmermann, Spaldings mit Acken verglichen, des Moses, Lessings und des Verfassers der Sokratischen Denkwürdigkeiten. 144

III. Beschluß: von der Idealschönheit unsrer Sprache. 162

Ueber

Ueber

die neuere deutsche Litteratur.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Einleitung

(Die einen Traum von einem allgemeinen Gemälde der deutschen Litteratur enthält, und Anlaß gibt, die allgemeine deutsche Bibliothek, die Bibliothek der schönen Wissenschaften, und die Litteraturbriefe zu prüfen.)

So sehr die Schriftsteller der Journäle sich über ihre Leser erheben: so sind sie doch beide mit einander Zwillinge eines Schicksals. Beide jagt die liebe Göttin Langeweile, die Mutter so vieler Menschen und menschlichen Werke, in die Arme der Musen; beide fliehen aus Eckel über Arbeit oder Muße, über politische Neuigkeiten und Schriftstellerey, in den Schoos der Göttin Critik, um sich hier durch einen wachenden Schlummer zu zerstreuen und zugleich auch zu sammlen. Man wird ein Verfasser, oder ein Leser der Journäle, um die Ruhe und Geduld zu erlangen, die einem verwundeten Sohne des Mars oder der Pallas sehr eifrig zu empfehlen ist *. Die

* S. Vorrede zu den litter. Br.

Litteraturbriefe waren im Anfange ein Zeitvertreib eines kranken Officiers, nachher des kranken Publikums, und oft auch kranker und ermüdeter Verfaſſer, die vom Bücherleſen müde, und aus dem Felde des Autorruhms ſiech zurückkamen.

Daher iſt auch unſre Zeit um ſo viel reicher an Journälen, als ſie an Originalwerken arm wird. Der junge Schriftſteller nimmt alten Richtern das Brot vor dem Munde weg, weil er glaubt, urtheilen zu können, ohne denken zu dörfen; Arbeiten ſchäzzen zu können, ohne ſelbſt ein Meiſter zu ſeyn. Der Leſer wiederum lieſet Advokatenberichte, um nicht ſelbſt richten zu dürfen; Auszüge und Critiken, um keine Bücher durchzuſtudiren. Je mehr Bücher, ſagt Rouſſeau, deſto weniger Weisheit; je mehr Ehebruch, deſto weniger Kinder: je mehr Journäle, deſto minder wahre Gelehrſamkeit. Man läuft auf die Märkte, Neuigkeiten zu hören: der Kunſtrichter als ein Proſelyt der Gerechtigkeit; der Leſer als ein Proſelyt des Thors; und der wahren Bürger ſind ſo we-

wenig, daß man auch ſelbſt ſchon zu den Neuigkeiten Fremde braucht.

Indeſſen denke ich mir ein Journal, das mehr als Briefe, Auszüge und Urtheile zum Zeitvertreibe enthielte: ein Werk, das ſich den Plan vorzeichnete zu einem ganzen und vollendeten Gemälde über die Litteratur, wo kein Zug ohne Bedeutung auf das Ganze wäre, er mag ſich im Schatten verbergen, oder ans Licht hervortreten: zu einem Gemälde, das die Natur des Titian, mit der Grazie des Correggio und der bedeutungsvollen Idea des Raphaels zu verbinden ſuchte: kurz! ein Werk, das eine pragmatiſche Geſchichte im gelehrten Staat würde, ſo wie die Annales des Tacitus im politiſchen Staat dieſen hohen Namen verdienen.

Man laſſe mich meinen Traum verfolgen! Dieſem allgemeinen und einzigen Werke müſte eine Geſchichte der Litteratur zum Grunde liegen, auf die es ſich ſtüzzte. Auf welcher Stuffe befindet ſich dieſe Nation? und zu welcher könnte und ſollte ſie kommen? Was ſind ihre Talente,

und wie ist ihr Geschmack? Wie ihr äusserer Zustand in den Wissenschaften und Künsten? Warum sind sie bisher noch nicht höher gekommen, und wodurch könnte ihr Geist zum Aufschwunge Freiheit und Begeisterung erhalten? Alsdenn ruffe der Geschichtschreiber der Litteratur aus: „Wohlan! Landesleute, diese Bahn laufet, und jene Abwege und Steine vermeidet: so weit habt ihr noch, um hierinn den Kranz des Zieles zu erreichen!„ Man stelle ihnen die Alten als Vorläufer, die Nachbarn als Nebenbuhler vor, und suche die Triebfeder des Nationalstolzes so rege zu machen, als man das Nationalgenie untersucht hat. Kurz! eine solche Geschichte suche das, was sie bey den Alten war, zu werden: die Stimme der patriotischen Weisheit und die Verbesserin des Volks. Sie suche das in der Litteratur zu seyn, was der Schäzzer der englischen Sitten und Grundsäzze, der republikanische Browne, für den Staat war: eine Stimme patriotischer Weisheit, die Verbesserin seines Vaterlandes.

Jezt

Jetzt mache ich den Riß zu dem Gebäude auf diese Grundlage: wiefern wird durch jede merkwürdige Frucht des Geistes ein neuer Stein und Pfeiler dazu gebracht werden? wie jener unglücklich gebauet; dieser das gutgebauete unglücklich niedergerissen? wie jener Handlanger ein Baumeister, und dieser Baumeister ein Kalklöscher seyn sollte? wie viel unerkanntes Verdienst jener stille Fleißige habe, wie viel Aufmunterung dieses Genie verdiene, um nicht im Fleiße zu ersticken; wie viel Schaden jener Lärmer dem Ganzen zugefüget, und wie er auf bessere Wege zu lenken sey? Dies alles zeige ein Kunstrichter im Plan, der Gelehrte übe es aus, und der Pfleger der Wissenschaften halte jene zur Ausübung an, befördere den Fleiß, und erwecke das Genie.

Wo ist nun ein hundertäugiger Argos, um dies alles zu übersehen? Wo ein Briareus mit hundert Händen, um es auszuführen? Und wo ein Gesezzgeber, wider den auch die eigensinnigen Genies, die Ziegenbärtigen Grammatiker, und der

Pöbel von Ueberſezzern und Syſtemſchreibern keine Widerrede hätte? Wir arbeiten in Deutſchland wie in jener Verwirrung Babels; Secten im Geſchmack, Partheien in der Dichtkunſt, Schulen in der Weltweisheit ſtreiten gegeneinander: keine Hauptſtadt, und kein allgemeines Intereſſe: kein großer allgemeiner Beförderer und allgemeines geſezzgeberiſches Genie. Wenn im Homer die Verſammlung der Griechen erſcheint: ſo bebt vom Gemurmel die Erde, und neun ſchreiende Herolde laufen mit Stäben umher, ſie zu bändigen, daß ſie die Götterſöhne, die Könige, hören ſollen.

Da dies Werk für einen nicht iſt; ſo theile man die Arbeit, oder den Plan. Den Plan? Dies gienge nicht ſo füglich an. Ein großer Theil der Wiſſenſchaften macht einen Körper, wo man kein einzelnes Glied nach bloßem Gutdünken pflegen kann, ohne dem Ganzen zu ſchaden: und dieſer Theil trägt den Namen Litteratur. Ein weiter Name, deſſen Gebiet ſich von den erſten Buchſtabierverſuchen

erſtreckt, bis auf die ſchönſte Blumenleſe der Dichtkunſt: von der Züchtigung elender Ueberſezer nach der Grammatik und dem Wörterbuch bis zu den tiefſten Bemerkungen über die Sprache: von der Tropologie bis zu den Höhen, die nur das Sonnenpferd der Einbildungskraft auf Flügeln der Aurore erreicht: von den Handwerksſyſtemen bis zu den Ideen des Plato und Leibniz, deren jede, wie ein Sonnenſtral, ſiebenfarbichtes Licht enthält: Sprache, Geſchmackswiſſenſchaften, Geſchichte und Weltweisheit ſind die vier Ländereien der Litteratur, die gemeinſchaftlich ſich zur Stärke dienen, und beinahe unzertrennlich ſind.

So theile man alsdenn die Arbeit? — Nur theile man ſie recht, lenke ſie recht zuſammen, und habe ſtets das Ganze im Auge. Ein wahrer Kunſtrichter in ſolchem Journal muß nicht Bücher, ſondern den Geiſt beurtheilen, ſie mit ihren Schwächen und Größen gegen einander abwägen, und nicht ihr Syſtem ſondern ihr Urtheil verbeſſern. So lange man nicht Ideen

in ihre Quelle zurückzulenken weiß, in den Sinn des Schriftstellers: so schreibt man höchstens wider ihn, und erregt — wenn er sich nicht in unsre Stelle zu sezzen weiß — statt Ueberzeugung, Widerspruch. Wie schwer ists, Proben zu Grundsäzzen zurückzuführen, und Versuche zu Meisterstücken zu erheben; beständig mit und statt seines Autors denken zu können, statt seiner zu arbeiten, und das Ganze nicht aus der Acht zu lassen: wie schwer ists, sich und seinem Schriftsteller, und dem Leser und der Schutzgöttin Litteratur ein Gnüge zu thun? so schwer, daß mein Plan lange ein Traum meiner Phantasie bleiben wird.

* * *

Drey Werke sind es, die mit diesem Grundriß eine Aehnlichkeit haben, und die ich also darnach beurtheilen darf. Ist mein Ideal eigensinnig so zeichne ich, wie es der Gestalt und Schwäche meiner Augen erscheint. Sie erheben sich über die übrigen Journäle so sehr, als nach Virgils Gleichniß Rom über die Schäferhüt-

hütten und die Cypressen über das Gesträuch. Indessen kann man doch auch über Rom urtheilen.

Die deutsche Bibliothek hat einen zu weiten Plan, um allgemein zu seyn. Da sie sich über die erst gezeichneten Gränzen der Litteratur auch den sogenannten höhern Wissenschaften mittheilet: so muß sie die höhern Handwerks- und Kunstwerke nur in einem philologischen Gesichtspunkte zeigen, der dem gemeinen Leser zwar bequem, aber dem Liebhaber dieses Feldes viel zu entfernt ist. Entweder man befriedigt also den leztern nicht, der sie im ganzen Licht erblicken will: oder man hat dem grösten Theil der fremden Leser die Frage vorzulegen: Verstehest du auch, was du liesest? Entweder man thut den Verfassern nicht gnug; oder sodert vom exoterischen Leser ein Pythagoräisches αυτος εφα, oder das Sokratische Urtheil, das er über Heraklits Schriften fällte: „auch, was ich nicht verstehe, ist gut.“ Ich könnte aus jedem Theil solche Schriften anführen, die oft blos aus einem Neben-

ge-

gesichtspunkt betrachtet sind, ja von denen man gar nur ein allgemeines, und einseitiges Urtheil fällen konnte; weil es in einer allgemeinen Bibliothek stehen sollte. Auf die Art bildet man unvollkommene Polyhistors, aber keine Pansophen der Litteratur: das Werk wird ungleich, und mangelhaft: ex omnibus aliquid, ex toto nihil. Man sieht es jedem Recensenten an, daß er uns mehr sagen konnte; allein um des Allgemeinen willen muste er sich in der Gottesgelahrtheit auf Toleranzpredigten, in der Arznei- und Rechtslehre auf die Gränzen dieser Wissenschaften, und in der Aesthetik auf Auszüge einschränken.

Gewiß! Recensionen allein, machen noch keine allgemeine Bibliothek aus; Vergleichungen und Aussichten, Beobachtungen über Fehler und Tugenden, diese karakterisiren den hohen kritischen Geist, der zum Bibliothekar einer Nation gehört. Das ganze Bild der himmlischen Göttin lebte stets in der Seele des Zeuxes, da er von seinen irrdischen Göttinnen Reize borg-

borgte. Was in jeder Schrift neu ist, und wozu Pfade eröfnet werden; für welche Classe von Lesern jenes und dieses Werk ist; was man wegzuwerfen und auszubessern habe, um den Bau des Ganzen zu befördern — dies heißt eine allgemeine Bibliothek. Und von diesem dörfte man bisher nicht eben viel neues in dem gedachten Werk wahrgenommen haben.

Bloße Auszüge, mit einem flüchtigen Urtheil über einzelne Sätze; Auszüge, die gegeneinander nicht immer Ebenmaas haben; Auszüge nach Gefezzen und Satzungen, nicht nach dem Genie des Verfassers, und der Wichtigkeit der Sache; sind eine encyklische Gelehrsamkeit, einer Spirallinie gleich, die um ihren Mittelpunkt läuft, um ihn spät zu erreichen. — Ich sehe selbst die Schwürigkeiten ein, die diesen schönen Plan, im Lehnstul ausgeheckt, schwer gnug machen, allein unmöglich ist er nicht für einen Ort, wie Berlin, für einen Verleger, wie Nicolai ist, und für Verfasser, wie die meisten bey der Bibliothek sind.

Die

Die Briefe über die N. Litteratur haben kein Lehrgebäude liefern wollen, doch aber nennen ſie es ein Gemälde der Litteratur* in den lezten Jahren. Vielleicht könnte man die Briefe über den jetzigen Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften** in Deutſchland für ihre Grundlage anſehen; allein auch dieſe reden blos von Stückwerken von Betrachtungen, wie ich von Fragmenten: und als Gebäude wollen ſie alſo ihr Werk nicht beurtheilen laſſen.

Man dankt es alſo den Verfaſſern, daß ſie manchmal ihre Lieblingswendungen ergreifen, um von einer Sache überhaupt zu ſchwazzen: Briefeingänge, Präludien und Epiſoden, die mehr werth ſind, als ganze Critiken.

Warum iſts nicht öfter geſchehen, daß ſie die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften zur Baſis ihrer Briefe gemacht, wie ſie es verſprachen. Oft wenn dieſe, ihres Namens Bibliothek eingedenk, Auszüge von

* ſ. Schluß der Litt. Br.
** Breslau 1755.

von Büchern lieferte, die ich mir selbst machen konnte und mußte, wäre ein freies Urtheil im Geschmack der Litteraturbriefe willkommen gewesen. Vielleicht wären oft beider Urtheile verschiedner gefallen, wenn sie sich mehr bemerkt hätten: indessen bleiben beide Werke die Pendanten zu einander, die manche Nachbarn nicht aufzuzeigen haben.

Die Bibliothek der schönen Wissenschaften ist in ihren Nachrichten von den Ausländern uns völlig und noch mehr als ein Journal étranger; daher ich bey diesen Nachrichten zu lesen anfange und alsdenn die Bibliothek auf gut alt βυςρεφοδον zurückpflüge. Allein, wenn man diese fremde Nachrichten mehr in Auszüge ausbreitete, insonderheit von Büchern die oft selbst eine kleine Bibliothek der schönen Wissenschaften sind? Wenn man einländische Auszüge oft verkürzte, von Büchern, die man selbst lesen muß? Wenn man bei diesen sich vorzüglich auf Urtheile, Beobachtungen und Aussichten beflisse? Wenn die eignen Abhandlungen beständig eine

nahe

nahe Beziehung zum Titel des Buchs hätten? Wenn sie öfters Gemälde der schönen Künste und Wissenschaften in Ländern und Gegenden enthielten, ähnliche Schriftsteller verglichen, und einem Sulzer fertiges Baugerüst zu seiner allgemeinen Aesthetik lieferten? Wenn sie an dringender Kürze und schöner Gründlichkeit den Mosesschen, Winkelmannischen und Haagedornschen gleich kämen, und in ihrer Wahl fremder Stücke genau wären; wenn man die Nachrichten und Urtheile, wie zerstreuete Perlen in einen Halsschmuck sammlen, und bei der Critik der Dichter härter seyn wollte — ich gestehe es freilich, daß man eher eine Reihe von Einwendungen mit dem Worte Wenn machen, als dies Wenn ausbessern kann.

Die Litteraturbriefe haben mehr Urtheil; allein schäzzen sie nicht die Merkwürdigkeit gewisser Werke beinahe blos nach dem Maas, wie sie dabei Raum zum eignen Urtheil, zur Strafe und Spekulationen finden? Das Publikum war verwöhnt, bei allen wichtigen Werken ihre Stimme zu er-

erwarten, und ihr Correſpondent wird doch gewiß mit andern Journälen haben buhlen müſſen, um die Merkwürdigkeiten alle zu erfahren. — Ihre Philoſophie iſt nach dem Ausſpruche Ciceros: „Philoſophire! aber mit wenigem„ und dieſe Mäſſigung hat ſie, als Leitband, vor dem Sinken bewahrt. In deſſen fällt es mir ein, daß einſt in Athen zween Künſtler ſtritten; jener betrog die Vögel, und dieſer gar ſeinen Miteiferer, der nach dem Vorhange grif, und blos ein Gemälde ertappete. Wenn die Litteraturbriefe in ihren Urtheilen oft einfältige Leſer bei dem Naſchen zum beſten haben, ſo geht dies noch hin; wenn aber der Ordensbruder, der Philoſoph ſelbſt, nach ihren allgemeinen Anmerkungen greift und ſie verſchwinden; ſo iſts beinahe wider die Zunftgeſezze.

Beide Werke, die ich ohngeachtet ihrer Verſchiedenheit vergleiche, haben ſich indeſſen alle beide um den deutſchen Geſchmack ſehr verdient gemacht, und werden merkwürdig ſeyn, wenn gleich die Nach-

richten des einen und der homiletische Eifer des andern nicht mehr zum Neuesten der Litteratur gehören werden.

Ich liefere die vornehmsten Stellen der Litteraturbriefe ausgezogen, und betrachtet: daher kann meine Arbeit vielleicht für einen Realauszug aus denselben gelten. Wenn ich ihnen widerspreche oder beistimme, citire ich blos, und überlasse dem Leser, der jenes Werk besizzet, die Citationen selbst aufzuschlagen. So vermeide ich den Ton eines Tadlers und Lobredners, und spreche mit einigen Verfassern Pantomimisch: wie es dort von jenem Griechischen Orakel hieß: ουτε λεγει, ουτε κρυπτει; αλλα σημαινει.

Frag:

Fragmente.

I.

Die Sprache iſt ein Werkzeug der Wiſſenſchaften, und ein Theil derſelben: wer über die Litteratur eines Landes ſchreibt, muß ihre Sprache auch nicht aus der Acht laſſen.

Ein Volk, das ohne poetiſche Sprache große Dichter, ohne eine biegſame Sprache gute Proſaiſten, ohne eine genaue Sprache große Weiſe gehabt hätte, iſt ein Unding. Wenigſtens müſten bei einer unausgebildeten Sprache die Geiſter, die gebohren ſind, Hinderniſſe zu überwinden, ſelbſt erfinden, ſie müſten verwüſten und ſchaffen: ſchwächere Nachfolger aber quälen ſich, ohne nachher zeigen zu können: das habe ich geliefert. Lernet alſo, ihr Kunſtrichter! eure Sprache kennen: und ſuche ſie zur Poeſie, zur Weltweisheit und zur Proſe zu bereiten. Alsdenn ebnet ihr einen Boden, damit er ein Gebäude trage. Oder noch mehr! ihr liefert Werkzeuge für den Schriftſteller: für den Dichter ſchmiedet ihr Donnerkeile; für den Red-

ner glänzet ihr seine Rüstung; für den Weltweisen schärfet ihr die Waffen.

Sie ist aber mehr als Werkzeug: Worte und Ideen sind genau in der Weltweisheit verwandt: wie viel hängt vom Ausdrucke in der Critik der schönen Wissenschaften ab: durch die Sprache lernen wir bestimmt denken, und bei bestimmten, und lebhaften Gedanken suchen wir deutliche und lebendige Worte: unsre Wärterinnen, die unsre Zunge bilden, sind unsre erste Lehrer der Logik.

Der Genius der Sprache ist also auch der Genius von der Litteratur einer Nation. Die Sprache, sagt Isokrates, war die Bezähmerin der alten Wilden, und man setze dazu auch die Bilderin jeder Nation in den Wissenschaften. Die Griechen, die Römer, wie arbeiteten sie nicht in ihrer Sprache. Die Araber, die die Grammatik das Salz der Wissenschaften benannten, hatten so viel Criticker, daß jener Rabbi 60 Camele mit Wörterbüchern bepacken konnte, wie ein arabischer Schriftsteller mit arabischer Genauigkeit, berichtet.

Ihr

Ihr könnt also die Litteratur eines Volks ohne ihre Sprache nicht übersehen, ihr könnt jene durch diese kennen lernen, ihr könnt beide durch einander ausbessern, denn ihre Vollkommenheit geht mit ziemlich gleichen Schritten fort.

Wir haben noch keinen sprachkundigen Philosophen gehabt, der das für unsre Sprache gethan hätte, was Michaelis*, in einigen allgemeinen Exempeln der Akademie zeigte: „daß die Sprachen einen Einfluß auf die „Meinungen; die Meinungen auf die Sprachen hätten, und wie eines durch das andere „verbessert werden könnte.„ Folgende Aufgabe ist vielleicht nicht unwürdig untersucht und im Einzeln bestätigt zu werden.

„Wie fern hat auch die natürliche Denkungsart der Deutschen einen Einfluß in „ihre Sprache? Und die Sprache auf ihre „Litteratur. Von ihren Elementen, ihrer „Aussprache und Sylbenmaas an. Wie viel

* S. Litter. Br. Th. 4. p. 366.

„kann aus der Beſchaffenheit ihrer Umſtände „und Sprachwerkzeuge erklärt werden? Wie „fern kann ihr Reichthum und ihre Armuth „nach den Zeugniſſen der Geſchichte von ihrer „Denk- und Lebensart entſproſſen ſeyn? Wie„fern die Etymologie ihrer Wörter aus den „Geſichtspunkten beſtimmt werden, die ih„nen mit andern Nationen gemein, oder ei„gen geweſen? Wiefern halten auch die „Sprachregeln, mit den Geſezzen ihrer Denk„art eine Parallele? und wie können die Idio„tismen aus ihr erklärt werden? Welche „Revolutionen hat die deutſche Sprache in „ihrem Weſentlichen erfahren müſſen? Und „wie weit iſt ſie jezt für den Dichter, den „Proſaiſten und den Weltweiſen?„ Eine groſſe Aufgabe! Denn das Wie fern fordert nicht blos Exempel „daß ſo etwas ohnge„fähr ſeyn könnte„ ſondern Beweiſe, Sammlungen von Beiſpielen, die das Allgemeine zeigen, und philoſophiſche Beobachtungen, die bis zu den Grundſäzzen heraufſteigen.

Man hat noch in der That wenig über unſre Sprache philoſophiret: Breitinger, Bodmer, Bödicker, Heinze, Oeſt, Klopſtock haben

den zerriſſene Anmerkungen geliefert; und von ſo vielen deutſchen Geſellſchaften haben nur zwey oder drey gezeiget, daß ſie auch nur ſo etwas zu liefern im Stande wären — Ich kann verſchiedene Litteraturbriefe nennen, die nüzliche Beobachtungen in dieſem Felde geliefert: ich ſamle ſie, und ſchreibe meine Einfälle dazu — weil nach dem Zuſtand unſerer Philoſophie über die deutſche Sprache, man ſich nicht der Füllſteine ſchämen und noch lange nicht an ein ganzes Gebäude denken darf.

2.

„Warum mag es doch ſo ſchwer ſeyn, über „den Urſprung der Sprachen mit einiger „Gründlichkeit zu philoſophiren? Ich weiß „wohl, daß ſich von geſchehenen Dingen, da„von wir keine urkundliche Nachrichten ha„ben, ſelten mehr als Muthmaßungen her„ausbringen laſſen. Allein warum will den „Weltweiſen auch keine Muthmaßung, keine „Hypotheſe glücken? Wenn ſie uns nicht ſa„gen können, wie die Sprachen wirklich ent„ſtanden, warum erklären ſie uns nicht we-

„niaſſens, wie ſie haben entſtehen können? —
„Sollte es nicht daher kommen, weil uns die
„Sprachen ſo natürlich geworden, daß wir
„nicht ohne dieſelben denken können? So
„wenig die Augen in ihrem natürlichen Zu-
„ſtande, das Werkzeug des Sehens, die Licht-
„ſtralen deutlich wahrnehmen: eben ſo we-
„nig mag vielleicht die Seele das Werkzeug
„ihrer Gedanken, die Sprache, bis auf ihren Ur-
„ſprung unterſuchen können — Dies mag uns
„ſo lange zur Entſchuldigung dienen, bis ein
„glücklicheres Genie die Entſchuldigungen un-
„nöthig macht*. — „

Ich bin nicht dies glückliche Genie, ſondern ſezze, da ich von einer ähnlichen, nicht aber derſelben Aufgabe ſchreiben will, dieſe Entſchuldigungen zum Voraus, weil ich ihrer nöthig habe.

Im 13. Theil der Litt. Briefe ** kommen Bemerkungen vor, die ich gleichſam meinem Geiſt entwandt glaubte: ſie gefielen mir aber nicht ſo, daß ich nicht eine ſorgfältigere Entwikkelung, Auseinanderſezzung und Anwendung für möglich gehalten hätte Mein Aufſazz, wo ich dieſe Materie weitläuftiger behandelt hatte,

* Litter. Br. Th. 4. p. 366.
** p. 100.

hatte, war verlohren gegangen, und ich nehme alſo jene Worte zum Leitfaden, etwas über die Lebensalter einer und beſonders unſerer Sprache zu ſagen. Hier iſt die Stelle:

„Das Genie einer Sprache iſt in ihrer Ju„gend nicht weiter beſtimmt, als durch die Bil„dung der Worte, ihre Abänderungen und ih„re Reihen in einer gewiſſen Abhängigkeit. „Zu dem erſten Stücke läßt ſich vermittelſt „der Analogie, vieles dazu ſezzen: das an„dre Stück bleibt wohl meiſt unwandelbar, „aber der verſchiedene Gebrauch kann noch „beſtimmt werden: und das dritte Stück be„hält zwar ſeine weſentlichen Züge; aber die „feinern Züge können noch hinzugethan und „verändert werden, ohne daß das Geſicht zu „einem andern Geſicht wird, als es urſprüng„lich war. — Ohne Verſuche, die mit dieſer „Abſicht verknüpft ſind, kann keine rohe Spra„che vollkommen, kann kein Proſaiſte in der„ſelben vollkommen werden. Eine ausgear„beitete Sprache drückt ſchon die Namen der „Begriffe aus, erhält Nachdruck und Rund„heit durch die mannichfaltige Anordnung der „Vorſtellungen; Deutlichkeit und Genauigkeit

„durch die Verſchiedenheit ihrer Beugungen;
„Kurze und Ernſt durch gut bezeichnete Ver-
„bindungen. Man gebe einem rohen Genie
„eine ganz rohe Sprache: es wird nichts
„vortrefliches hervorbringen können, als das
„Drama, und zwar dieſes nur in ſeinen be-
„ſten Theilen. Zum Ausdruck der Leiden-
„ſchaften, zu lebhaften Bildern ſind alle Spra-
„chen in den Händen eines Genies reich. Aber
„der kältere zierliche Vortrag; der ernſthafte
„hiſtoriſche Styl; die gute Verſifikation in
„der Dichtkunſt, dieſe erfordern eine ganz be-
„arbeitete Sprache. Daher erſcheinen auch
„die beſten Schriftſteller von den lezten Ar-
„ten nicht vor dieſer Periode, und wenn ſie
„in ihrer Landesſprache erſcheinen: ſo haben
„ſie dieſelbe erſt nach dem Muſter einer an-
„dern gefeilet. Die Römer und Shakeſpea-
„re und ſelbſt die griechiſche Litteratur, wenn
„wir vor Homers Zeiten etwas gewiſſers als
„Muthmaßungen von ihr wüſten; können ſich
„in dieſem Punkte für mich verbürgen.„

Wie fern ich mit dem Verfaſſer einerlei Meinung bin, mag folgendes Fragment zeugen.

Von

Von den Lebensaltern einer Sprache.

So wie der Mensch auf verschiedenen Stufen des Alters erscheinet: so verändert die Zeit alles. Das ganze Menschengeschlecht, ja die todte Welt selbst, jede Nation, und jede Familie haben einerlei Gesezze der Veränderung: vom Schlechten zum Guten, vom Guten zum Vortreflichen, vom Vortreflichen zum Schlechtern, und zum Schlechten: dieses ist der Kreislauf aller Dinge. So ists mit jeder Kunst und Wissenschaft: sie keimt, trägt Knospen, blüht auf, und verblühet. — So ists auch mit der Sprache. Daß man dies bisher so wenig als möglich unterschieden, daß man diese Zeitalter beständig verwirret, werden die Plane zeigen, die man so oft macht, um eine Stuffe aus der andern ausbilden zu wollen: man reifet das Kind zu früh zum Milchbaar des Jünglings; den muntern Jüngling fesselt man durch den Ernst des Mannes, und der Greis soll wieder in seine vorige Kindheit zurückkehren; oder gar eine Sprache soll

auf

auf einmal die Tugenden aller Alter an ſich haben. Verkehrte Verſuche, die ſchädlich würden, wenn nicht die Natur mit vielen nachtheiligen Entwürfen einen Grad von Schwäche verbunden hätte, der ſie zurückhält. Ein junger Greis, und ein Knabe, der ein Mann iſt, ſind unleidlich, und ein Ungeheuer, das alles auf einmal ſeyn will, iſt nichts ganz.

Eine Sprache in ihrer Kindheit bricht wie ein Kind, einſylbichte, rauhe und hohe Töne hervor. Eine Nation in ihrem erſten wilden Urſprunge ſtarret, wie ein Kind, alle Gegenſtände an; Schrecken, Furcht und alsdenn Bewunderung ſind die Empfindungen, derer beide allein fähig ſind, und die Sprache dieſer Empfindungen ſind Töne, — und Geberden. Zu den Tönen ſind ihre Werkzeuge noch ungebraucht: folglich ſind jene hoch und mächtig an Accenten; Töne und Geberden ſind Zeichen von Leidenſchaften und Empfindungen, folglich ſind ſie heftig und ſtark: ihre Sprache ſpricht für Auge und Ohr, für Sinne und Leidenſchaften: ſie ſind größerer Leidenſchaften fähig, weil ihre Lebensart voll Gefahr und Tod und Wildheit iſt: ſie verſtehen

ſtehen alſo auch die Sprache des Affects mehr, als wir, die wir dies Zeitalter nur aus ſpätern Berichten und Schlüſſen kennen; denn ſo wenig wir aus unſrer erſten Kindheit Nachricht durch Erinnerung haben, ſo wenig ſind Nachrichten aus dieſer Zeit der Sprache möglich, da man noch nicht ſprach, ſondern tönete; da man noch wenig dachte, aber deſto mehr fühlte; und alſo nichts weniger als ſchrieb.

So wie ſich das Kind oder die Nation änderte: ſo mit ihr die Sprache. Entſezzen, Furcht und Verwunderung verſchwand allmälich, da man die Gegenſtände mehr kennen lernte; man ward mit ihnen vertraut und gab ihnen Namen, Namen, die von der Natur abgezogen waren, und ihr ſo viel möglich im Tönen nachahmten. Bei den Gegenſtänden fürs Auge muſte die Geberdung noch ſehr zu Hülfe kommen, um ſich verſtändlich zu machen: und ihr ganzes Wörterbuch war noch ſinnlich. Ihre Sprachwerkzeuge wurden biegſamer, und die Accente weniger ſchreyend. Man ſang alſo, wie viele Völker es noch thun und wie es die alten Geſchichtſchreiber durchgehends von ihren Vorfahren behaupten.

Man

Man pantomimisirte, und nahm Körper und Geberden zu Hülfe: damals war die Sprache in ihren Verbindungen noch sehr ungeordnet und unregelmäßig in ihren Formen.

Das Kind erhob sich zum Jünglinge: die Wildheit senkte sich zur politischen Ruhe: die Lebens- und Denkart legte ihr rauschendes Feuer ab: der Gesang der Sprache floß lieblich von der Zunge herunter, wie dem Nestor des Homers, und säuselte in die Ohren. Man nahm Begriffe, die nicht sinnlich waren, in die Sprache; man nannte sie aber, wie von selbst zu vermuthen ist, mit bekannten sinnlichen Namen; daher müssen die ersten Sprachen bildervoll, und reich an Metaphern gewesen seyn.

Und dieses jugendliche Sprachalter, war blos das Poetische: man sang im gemeinen Leben, und der Dichter erhöhete nur seine Accente in einem für das Ohr gewählten Rhythmus: die Sprache war sinnlich, und reich an kühnen Bildern: sie war noch ein Ausdruck der Leidenschaft, sie war noch in den Verbindungen ungefesselt: der Periode fiel aus einander, wie er wollte — Sehr! das ist die Poetische Sprache, der Poetische Perio-

de. Die beſte Blüthe der Jugend in der Sprache war die Zeit der Dichter: jezt ſangen die ἀοιδοὶ und ῥαψῳδοὶ: da es noch keine Schriftſteller gab, ſo verewigten ſie die merkwürdigſten Thaten durch Lieder: durch Geſänge lehrten ſie, und in den Geſängen waren nach der damaligen Zeit der Welt Schlachten und Siege, Fabeln und Sittenſprüche, Geſezze und Mythologie enthalten. Daß dies bei den Griechen ſo geweſen, beweiſen die Büchertitel der älteſten verlohrnen Schriftſteller, und daß es bei jedem Volk ſo geweſen, zeugen die älteſten Nachrichten.

Je älter der Jüngling wird, je mehr ernſte Weisheit und politiſche Geſeztheit ſeinen Caracter bildet: je mehr wird er männlich, und hört auf Jüngling zu ſeyn. Eine Sprache, in ihrem männlichen Alter, iſt nicht eigentlich mehr Poeſie; ſondern die ſchöne Proſe. Jede hohe Stuffe neiget ſich wieder zum Abfall, und wenn wir einen Zeitpunkt in der Sprache für den am meiſten poetiſchen annehmen: ſo muß nach demſelben die Dichtkunſt ſich wieder neigen. Je mehr ſie Kunſt wird, je mehr entfernet ſie ſich von der Na-

tur.

tur. Je eingezogener und politischer die Sitten werden, je weniger die Leidenschaften in der Welt wirken, desto mehr verlieret sie an Gegenständen. Je mehr man am Perioden künstelt, je mehr die Inversionen abschaffet, je mehr bürgerliche und abstrakte Wörter eingeführet werden, je mehr Regeln eine Sprache erhält: desto vollkommener wird sie zwar, aber desto mehr verliert die wahre Poesie.

Jezt ward der Periode der Prose geboren, und in die Runde gedrehet: durch Uebung und Bemerkung ward diese Zeit, da sie am besten war, das Alter der schönen Prose, die den Reichthum ihrer Jugend mäßig brauchte, die den Eigensinn der Idiotismen einschränkte, ohne ihn ganz abzuschaffen, die die Freiheit der Inversionen mäßigte, ohne doch noch die Fesseln einer philosophischen Construction über sich zu nehmen, die den poetischen Rhythmus zum Wohlklang der Prose herunter stimmte, und die vorher freie Anordnung der Worte mehr in die Runde eines Perioden einschloß: — dies ist das männliche Alter der Sprache.

Das

Das hohe Alter weiß ſtatt Schönheit blos von Richtigkeit. Dieſe entziehet ihrem Reichthum, wie die Lacedämoniſche Diät die Attiſche Wohlluſt verbannet. Je mehr die Grammatici den Inverſionen Feſſeln anlegen; je mehr der Weltweiſe die Synonymen zu unterſcheiden, oder wegzuwerfen ſucht, je mehr er ſtatt der uneigentlichen eigentliche Worte einführen kann; je mehr verlieret die Sprache Reize: aber auch deſto weniger wird ſie ſündigen. Ein Fremder in Sparta ſiehet keine Unordnungen und keine Ergözzungen. Dies iſt das Philoſophiſche Zeitalter der Sprache.

3.

Endlich kann ich Othem ſchöpfen, und unſerer Sprache näher treten. Man ſiehet von ſelbſt, daß dieſe Zeitalter ſo wenig zu einer Zeit ſeyn können bei der Sprache, als bei dem Menſchen. Wenn ſie zur Poeſie am höchſten geſchickt iſt: ſo kann ſie nicht eine höchſt Philoſophiſche Sprache ſeyn. So wie Schönheit und Vollkommenheit nicht einerlei iſt: ſo iſt auch die ſchönſte und voll-

kommenſte Sprache nicht zu einer Zeit möglich; die mitlere Größe, die ſchöne Proſe, iſt unſtreitig der beſte Platz, weil man von da aus auf beide Seiten ausſenken kann.

Hier zeigt ſich alſo der Lieblingsgedanke ſo vieler neuen Sprachverbeſſerer in ſeinem falſchen Licht: „ſo lange eine Sprache die Mundart des ſinnlichen Volks war: ſo blieb ſie eingeſchloſſen und unvollkommen; das Denken, Philoſophiren, die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften brachten ſie zur Vollkommenheit.“* Ja zur Philoſophiſchen Vollkommenheit wohl; aber zum Unglück daß die ſchönen Wiſſenſchaften ein andres Höchſtes haben: Schönheit — und dieſer wurde durch jene entzogen.

So löſet ſich auch der Zweifel eines ſprachgelehrten Mannes hiemit leicht auf:** „Ich „weiß nicht, ob es wahr iſt, was man in „vielen Büchern wiederholet hat, daß bei al„len Nationen, die ſich durch die ſchönen „Wiſſenſchaften hervorgethan haben, die Poe„ſie eher, als die Proſe zu einer gewiſſen „Höhe

* Breitingers Crit. Dichtk. Th. 2. durchgängig.
** Klopſtocks Abhandl. über die Poet. Sprache. Litt. Br. Th. 6.

„Höhe gestiegen sey?„ Es ist allerdings wahr, was alle alte Schriftsteller einmüthig behaupten, und was in den neuen Büchern wenig angewandt ist, daß die Poesie, lange vorher, ehe es Prose gab, zu ihrer grösten Höhe gestiegen sey, daß diese Prose darauf die Dichtkunst verdrungen, und diese nie wieder ihre vorige Höhe erreichen können. Die ersten Schriftsteller jeder Nation sind Dichter: die ersten Dichter unnachahmlich: zur Zeit der schönen Prose wuchs in Gedichten nichts als die Kunst: sie hatte sich schon über die Erde erhoben und suchte ein Höchstes, bis sie ihre Kräfte erschöpfte und im Aether der Spitzfündigkeit blieb. In der spätern Zeit hat man blos versificirte Philosophie, oder mittelmäßige Poesie. Ueberhaupt bekommt hierdurch die ganze schöne Abhandlung: wie man den Poetischen Stil über den Prosaischen erheben könne?* durchaus eine andere Wendung. Sein Grundsaz ist: „Keine „Nation ist weder in der Poesie noch in der „Prose vortreflich geworden, die ihre Poetische „Sprache nicht sehr merklich von der Prosai-

* Litt. Br. Th. 3. p. 305.

„schen unterschieden hätte.„ Und nach den Zeugnissen der Alten, und nach einer Philosophischen Känntniß von der Verwandlung einer Sprache nach den Sitten heißt er so: Jede Nation lieferte die vortreflichste Meisterstücke der Poesie, ehe sich noch die Prose von jener getrennet und zu ihrer Kunde ausgebildet hatte. Da die Sprache aus der Wildheit zur Politischen Ruhe trat, war sie merklich von der Prosaischen unterschieden: die stärksten Machtwörter, die reichste Fruchtbarkeit, kühne Inversionen, einfache Partickeln, der klingendste Rhythmus, die stärkste Declamation — alles belebte sie, um ihr einen sinnlichen Nachdruck zu geben, um sie zur Poetischen zu erheben. Aber da die Prose aufkam, die zuerst, wie Herodot, auch noch ihren Perioden, ohne Schwung und Fülle zerfallen ließ, da sie sich mehr zur Vollkommenheit bildete, entfernte sie sich von der sinnlichen Schönheit. Der Deutlichkeit wegen wurden die Machtwörter umschrieben, die Synonyme ausgesucht, bestimmt, ausgemustert, die Idiotismen gemildert: so wie das Völkerrecht jezt im Staat zum Gesezz

ward:

ward: so auch in der Sprache: man bildete eine Sprache nach der andern, mit der sie umgieng. Es entstand ein Adel, ein Pöbel und ein Mittelstand unter den Wörtern, wie er in der Gesellschaft entstand: die Beiwörter wurden in der Prose Gleichnisse, die Gleichnisse Exempel: statt der Sprache der Leidenschaft ward sie eine Sprache des mittlern Wizzes: und endlich des Verstandes. So ist Poesie und Prose in ihrem Ursprunge unterschieden.

Noch zehn Autoren hätte ich anzuführen, die diese ganz natürliche Metempsychosis der Sprachen, überall verfehlt, und nicht gnug aus ihrem Lande in eine andere Zeit zurück zu gehen wissen, um von entfernten Alten und abgelebten Sprachen zu urtheilen. Allein alles dies gehöret nicht zu meinem Buch: hier kann ich doch nicht, wie ich selbst weiß, diese ganze Wahrheit in ihrem völligen Lichte zeigen, mit aller Aehnlichkeit zusammenhalten und gegen die Einwürfe retten, die man uns unsrer Zeit macht. — Ich rede also von den Zeitaltern der Deutschen Sprache, und verspare das übrige auf eine andere Gelegenheit.

4.

Wo ſteht unſre Deutſche Sprache? In allen Staaten iſt zu unſrer Zeit die Proſe die Sprache der Schriftſteller, und die Poeſie eine Kunſt, die die Natur der Sprache verſchönert, um zu gefallen. Gegen die Alten und gegen die wilden Sprachen zu rechnen, ſind die Mundarten Europens mehr für die Ueberlegung, als für die Sinne und die Einbildungskraft.

Die Proſe iſt uns die einzig natürliche Sprache, und das ſeit undenklichen Zeiten geweſen — nun ſollen wir dieſe Sprache ausbilden? Wie kann das ſeyn? Entweder zur mehr dichteriſchen Sprache, damit der Stil vielſeitig, ſchön und lebhafter werde; oder zur mehr Philoſophiſchen Sprache, damit er einſeitig, richtig und deutlich werde; oder wenn es möglich iſt, zu allen beiden.

Das lezte kann in einem gewiſſen Grade geſchehen; und muß nach unſrer Zeit, Denkart und Nothwendigkeit auch geſchehen. Alsdenn werden wir zwar von beiden Seiten nicht die höchſte Stuffe erreichen, weil beide Enden nicht einen Punkt ausmachen können; allein wir werden in der Mitte ſchweben,

und

und von den ſinnlichen Sprachen durch Ueberſezzungen und Nachbilden borgen; anderntheils durch Reflexionen der Weltweisheit das geborgte haushälteriſch anwenden. Wir werden für neue Bürger Vortheile ausmachen; und nicht dem Spartaniſchen Eigenſinn nachahmen, der allen fremden Ankömmlingen und Gebräuchen den Eintritt verſagt; wir werden aber auch, ſo wie die Akademie della Cruſca, und Johnſon in ſeinem Wörterbuch, die Landeskinder zählen, ordnen und gebrauchen, ſo daß die fremde Kolonien blos die Mängel des Staats unterſtüzzen dörfen. — Man bilde alſo unſre Sprache durch Ueberſezzung und Reflexion.

Man ſehe die meiſten Vorſchläge zur Bildung der Sprache, und ſie fallen in ein Aeuſſerſtes, ſtatt das Mittel zu halten. Einige entwerfen einen Plan zur Philoſophiſchen Sprache; andere wollen ſie allein auf die dichteriſche Seite lenken. Daß, wenn beide etwas wirken, beide einander die Stange halten, macht das Glück unſrer Sprachenverbeſſerung.

5.

Unter so vielen Philosophischen Sprachverbeſſerern nehme ich einen, dessen Lob ich in den Litteraturbriefen gern unterzeichne: Sulzer, in seinem beliebten Inbegriff der Wissenschaften,* in dem vielleicht kein Artikel ärmer ist, als der über die Sprache. Er fordert zur Vollkommenheit einer Sprache „1) einen hinlänglichen Vorrath von Wörtern „und Redensarten, wodurch jeder Begriff „deutlich und bestimmt ausgedruckt wird.„ Nun! und wenn die Sprache einen überflüßigen Vorrath hat? So muß der Ueberfluß fort! — Vollkommen für den Philosophen, aber schlecht für den Dichter, der von diesem Ueberfluß leben muß, der nicht Begriffe deutlich und bestimmt, sondern Begriffe und Empfindungen rührend und reich ausdrücken will. Wenn dieser neue Plato eine Republik errichtet, wo Synonyme, und uneigentliche Wörter verbannt werden: lebet

* Litter. Br. Th. 4. p. 230.

lebet wohl, ihr Dichter! ihr müßt von selbst Abschied nehmen.

„2) Eine gnugsame Anzahl deutlicher Lenkungen„ und

„3) eine Biegsamkeit in der Zusammensezzung vieler Wörter in einen Sazz, damit „ein ganzer Gedanke richtig, bestimmt und „nach Beschaffenheit der Sache leicht und nachdrücklich ausgedruckt werde.„ Hier steigt schon der Weltweise etwas herunter, weil er sieht, daß seine Sprache von Menschenkindern geredet werden soll. Wenn der Weise sich ganz genau, ganz richtig und bestimmt ausdrucken will: so braucht er keinen biegsamen, keinen leichten, keinen nachdrücklichen Perioden; die Richtigkeit ist steif, die Gründlichkeit vest, und die Ueberzeugung statt des Nachdrucks.

„4) Eine hinlängliche Mannigfaltigkeit „langer und kurzer, hoher und tiefer, heller „und dunkler Sylben, und der daher entstehenden Füße, Perioden und Versarten.„ Eine vollkommene Sprache braucht diese gar nicht. Wenn wir blos als Geister einander Begriffe in die Seele reden: so fragen wir nicht nach hohen und tiefen Sylben: so we-

nig als in den Büchern, wo diese Philosophische Sprache allein gelten kann, die helle und dunkle Sylben ins Auge fallen.

Auf die Art gehe man das ganze Stück von der Sprache durch, und man findet in allen Vorschlägen den nehmlichen Fehler, daß er dem Schönen der Sprache immer zu nahe tritt. Ja wären wir ganz Geist: so sprächen wir blos Begriffe, und Richtigkeit wäre das einzige Augenmerk; aber in einer sinnlichen Sprache müssen uneigentliche Wörter, Synonymen, Inversionen, Idiotismen seyn. Sein Plan, der Philosophisch seyn soll, ist also ein Hermaphrodit: die Philosophische Vollkommenheit erreicht er nicht, und der sinnlichen Schönheit thut er zu viel; als Plan, was eine vollkommene Sprache seyn sollte, zu wenig; als Projekt, was fraend eine wirkliche Sprache seyn könnte, viel zu viel: und was die beste Sprache wäre, vielleicht nicht getroffen.

Der Kunstrichter in den Litteraturbriefen* stößt auch auf diesen Fehler. Sulzer sagt: „Es wäre nützlich, wenn man eine all„gemeine

* Litter. Br. Th. 4. p. 230.

„gemeine Philosophische Grammatik hätte,
„welche Regeln gäbe, nach denen die Vollkom-
„menheit einer Sprache beurtheilt werden
„müßte; mit diesen Regeln könnten die, durch
„den Gebrauch eingeführten verglichen, und
„daraus gebessert, und vermehrt werden.„
Und der Recensent sezt dazu: „Ich weiß nicht,
„ob die schönen Wissenschaften von dieser Ver-
„gleichung Vortheil haben würden. So wie
„die Sprachen jetzt sind, hat eine jede, so zu
„sagen, ihre Eigensinnigkeit, die der schöne
„Geist vortreflich zu nutzen weiß. Er zieht
„aus dem Ueberflüßigen und Unregelmäßigen
„seiner Sprache öfters Schönheiten, die eine
„richtige Philosophische Sprache entbehren
„muß. Nur ein einziges Exempel anzufüh-
„ren: die Philosophische Grammatik würde
„vermuthlich die Unterscheidung der Geschlech-
„ter bei leblosen Dingen für überflüßig er-
„klären, und gleichwohl würden sich die Fran-
„zösischen und Deutschen Dichter die Schön-
„heiten ungern rauben lassen, die sie aus die-
„sem unnöthigen Unterscheide der Geschlechter
„gezogen haben. Einige Sprachen unter-
„scheiden die Geschlechter auch in der Conju-

„gation

„gation der Zeitwörter, welches ihren Schrif-
„ten zu einer besondern Zierde gereicht *.„
Eine Anmerkung, die man oft in diesem Fragment wird wiederholen müssen. „

6.

Ueberhaupt würde dieser weise Vorschlag, so wie jener andre **: „es sollte keiner Schrift-
„steller werden, der nicht die Alten gelesen „ uns alle Originalschriftsteller rauben. Idiotismen sind Patronymische Schönheiten, und gleichen jenen heiligen Oelbäumen, die rings um die Akademie bei Athen ihrer Schuzgöttin Minerve geweiht waren. Ihre Frucht dorfte

* So ists für die Orientalische Dichter eine bequeme und vortheilhafte Schönheit, daß sie, die bei ihren Känntnissen in der Botanik vermuthlich auch das Geschlecht der Pflanzen schon gekannt haben, in ihrer Sprache auch das Geschlecht unterscheiden, ja so gar für eine Pflanze, die Jungfer und Ehefrau ist, verschiedne Namen haben. So haben die Griechischen und Römischen Dichter, alle unübersezbare Schönheiten, aus dem Eigensinn ihrer Sprache gezogen, und in ihn verwebt.

** Litt. Br. Th. 4. p. 232.

dorfte nicht aus Attica kommen, und war blos der Lohn der Sieger am Panathenäischen Feste. Ja da die Lacedämonier einst alles verwüsteten: so ließ die Göttin es nicht zu, daß diese fremde Barbaren ihre Hände an diesen heiligen Hain legten. Eben so sind die Idiotismen Schönheiten, die uns kein Nachbar durch eine Ueberseʒʒung entwenden kann, und die der Schuʒgöttin der Sprache heilig sind: Schönheiten in das Genie der Sprache eingewebt, die man zerstört, wenn man sie austrennet: Reize, die durch die Sprache, wie der Busen der Phryne durch einen seidnen Nebel, durch das Wassergewand der alten Statuen, das sich an die Haut anschmieget, durchschimmern. Woher lieben die Britten so sehr das Launische in ihrer Schreibart? Weil diese Laune unüberseʒʒbar und ein heiliger Idiotisme ist. Warum haben Shakespear und Hudibras: Swift und Fielding sich so sehr das Gefühl ihrer Nation zu eigen gemacht? Weil sie die Fundgruben ihrer Sprache durchforschet, und ihren Humour mit Idiotismen, jeden nach seiner Art und seinem Maas, gepaart haben.

War-

Warum vertheidigen die Engländer ihren Shakeſpear, ſelbſt, wenn er ſich unter die Concetti, und Wortſpiele verirrt — Eben dieſe Concetti, die er mit Wortſpielen vermählt, ſind Früchte, die nicht in ein anderes Clima entführt werden können: Der Dichter wuſte den Eigenſinn der Sprache ſo mit dem Eigenſinn ſeines Wizzes zu paaren, daß ſie für einander gemacht zu ſeyn ſcheinen: höchſtens gleicht jener dem ſanften Widerſtande einer Schöne, die blos aus Liebe ſpröde thut, und bei der ihre jungfräuliche Beſcheidenheit doppelt reizet.

Es muß auch wirklich ſchwer ſeyn, zu dieſen Geheimniſſen zu gelangen; weil wir ſo wenige Deutſche Humoriſten haben. Rabner iſt kein völliger National-Swift in Deutſchland ſo wohl in Charakteren, als der Schreibart. Von unſern komiſchen Schriftſtellern vielleicht keiner, als Leßing — dieſer aber in einem großen Grade. Keine Parthei hat auch in dieſem Stück, dem wahren Genie der Deutſchen Sprache ſo ſehr geſchadet, als die Gottſchedianer. Waren es nicht noch einige Schimpfwörter, und pöbelhafte

haſte Ausdrücke, die man beibehielt: ſonſt wurde alles wäſſerich, und eben, durch eine gedankenloſe Schreibart, und durch ſchlechte Ueberſezzungen Franzöſiſcher Bücher. Man entmannete ſie völlig, die ſchon durch den Weiſiſchen, Talandriſchen, und Menantiſchen Stil wenig Mannheit behalten hatte: man machte ſo wohl die Inverſionen, als Idiotismen der Schweizer lächerlich, ſtatt ſie zu prüfen: Kurz, dieſe Sekte hat ſich der Deutſchen Sprache mit Willen der irrdiſchen, nicht aber himmliſchen Muſe angenommen, und von ihr gilts, was jener Griechiſche König auf einen ſchwindſüchtigen und doch gefräßigen Bettler ſagte:

Αμφοτερους αδικεις, τον Πλουτον, και Φαεθοντα:
Τον μεν, ετ' εισορων, τον δε απολειπομενος.

„Beiden thuſt du Unrecht, dem Pluto, und „Phaeton; dieſem, daß du ihn noch anblickſt; „jenem, daß er dich noch nicht hat.„

Man muß den Schweizern wirklich das Recht laſſen, daß ſie den Kern der Deutſchen Sprache mehr unter ſich erhalten haben. So wie

wie überhaupt in ihrem Lande sich die alten Moden und Gebräuche länger erhalten, da sie durch die Alpen, und den Helvetischen Nationalstolz von den Fremden gekennet sind: so ist ihre Sprache auch der alten Deutschen Einfalt treuer geblieben. Sie haben unstreitig manches übertrieben; das übertriebene wird freilich durch den Harlekin am besten ausgedruckt; und ausgelacht hat man sie zur Gnüge; aber ihr Gutes ist noch zu wenig geprüft. Die Gottschedianer haben ihre Machtwörter, ihre Inversionen so ziemlich in ihren Pasquillen gesammlet; jetzt ist die Hitze des Streits verflogen, nun sollte man nicht mehr lachen, sondern prüfen. Hätte der patriarchische Bodmer auch kein andres Verdienst — wie hoch hat man Ramlern und Leßingen ihren Logau angerechnet; — und aus den alten Schwäbischen Poesien ist doch, meinem Erachten nach, wenigstens in der Sprache weit mehr zu lernen, als aus Logau. Nur freilich sollten die Schweizer auch mehr Mühe sich dabei gegeben haben, die Idiotismen zu zeigen, zu prüfen, und kritisch einzuführen. Wenn sie auch diese Wörter verste-

den; wer Deutsches in lateinischen Lettern lesen kann, ist ja nicht deswegen ein Schweizer!

Ich rede von ihren Deutschen Verdiensten, denn von ihren Nachbildungen aus dem Griechischen müste ich vielleicht anders urtheilen: ich rede von ihrem Verdienst um die Sprache, denn von ihrer Dichterei und von ihrer Abneigung gegen die Philosophie gegen die sie aus den Zürchischen freimüthigen Nachrichten so lange Zeit Calefonium-Blizze gesandt, urtheile ich jetzt nicht; und in diesem eingeschränkten Gesichtspunkt kann ich selbst ihre Hizze entschuldigen, die den Gottschedianern die Stange halten muste. Zwei Gegner, die auf beiden Seiten ausschweifen, und beide ohne Weltweisheit streiten; — da kam zum Glück eine dritte Parthei, die Baumgartensche Schule, die Söhne des Deutschen Athens, und brachten sie beide aus einander.

In der Dichtkunst Ramler Kleist, und insonderheit Gleim; in der Prose Leßing und Abbt; wenn man diese lieset, wie bedauret man nicht den Sulzerschen Einfall, uns keine Idiotismen zu lassen. Gleims

Kriegslieder und sein versifizirter Philotas insonderheit ist voll von dieser Deutschen Stärke. — Eine fleißige Seele in Liefland hat einen Anhang zu Frischens Wörterbuch, aus der Bibliothek der schönen Wissenschaften, Litteraturbriefen, Leßings, Uz und dergleichen Schriften gemacht; aus dem ich, weil er doch zu gut ist, um in einem Winkel ohne Anwendung zu vermodern, wenn er vollendet seyn wird, einen Auszug liefern werde. Aus den Zeiten der Meistersänger, des Opitz und Logau, des Luthers u. s. w. sollte man die Idiotismen sammlen, und insonderheit mehr von Klopstock lernen, diesem Genie in Schönheiten und Fehlern, der selbst in der Deutschen Sprache sich den Schöpfungsgeist anmaaßte, und auch diesen Geist der Freiheit eigentlich in Deutschland zuerst ausbreitete: wirklich ein Genie, das selbst in seiner Eccentricität groß ist, und das, so wie Alexander Macedonien, die damalige Deutsche Sprache nothwendig für sich zu enge finden muste.

Und sind die Idiotismen zu nichts gut: so eröfnen sie dem Sprachweisen die Schachten,

ten; um das Genie der Sprache zu unterſuchen, und daſſelbe zuerſt mit dem Genie der Nation zuſammen zu halten. Viele Idiotismen fremder Völker würden wir daraus erklären: (z. E. warum die meiſten Nationen der Sonne und die Mond ſagen; wir aber umgekehrt; warum das Lateiniſche *fuſus* in herba immer für uns fremde klingt, könnte immer aus dem Zuſtande unſrer alten Urväter bewieſen werden. Sie fingen bekanntermaßen von der Nacht zu rechnen an: hielten in der Nacht ihre Zuſammenkünfte, Kriegs- und Friedensſchlüſſe: und wuſten kein größeres Siegel der Verträge, als das Klirren der Degen, mit dem Zuruf: der Mond iſt Zeuge! Eben daher iſt das: im Graſe hingegoſſen * wohl ein zu wohllüſtiges Bild für das waldigte kalte Deutſchland, wie es vormals geweſen.) Wie ſehr ſind nicht die alten Schottiſchen Gedichte Abdrücke ihres Landes?

Auch die Kühnheit in Idiotismen bei einem einzelnen Autor gibt Gelegenheit, auf ſein Ge-

* ſ. Klopſt. Abhandl. von der Poet. Spr. im 1. Th. des Nord. Aufſ.

nie Acht zu haben. Derſelbe Blick, der die Begriffe, wie die Farben im Sonnenſtral, theilt, nimmt auch die Lichtbrechung in den Nuancen der Sprache wahr. Der mittelmäßige Scribent bequemt ſich, nach dem ordentlichen Wege, um ins Cabinett ſeines Fürſten zu gelangen; dieſer beſticht, jener betriegt, ein andrer ſchmeichelt: ein gewiſſer Deutſcher Pythagoras läßt ſich beſchneiden, um hinter die Vorhänge der Weisheit zu kommen; das kühne Genie durchſtößt das ſo beſchwerliche Ceremoniel: findet und ſucht ſich Idiotismen; gräbt in die Eingeweide der Sprache, wie in die Bergklüfte, um Gold zu finden. Und betriegt es ſich auch manchmal mit ſeinen Goldklumpen: der Sprachenphiloſoph probire und läutere es: wenigſtens gab er Gelegenheit zu chymiſchen Verſuchen. Möchten ſich nur viele ſolche Bergleute und Schmelzer in Deutſchland finden, die, wenn die Deutſche Sprache eine Berg- und Waldſprache iſt, auch als Gräber und Jäger ſie durchſuchten. Cäſar ſchrieb über die Aehnlichkeit der Sprachen; Varro über die Etymologie; Leibniz ſchämte ſich nicht, ein Sprachforſcher zu ſeyn,

und

und wir, troz unsrer Deutschen Gesellschaft, haben hierinn wenig oder nichts gethan.

7.

Es bleibt überhaupt wahr: „die Richtigkeit „einer Sprache entzieht ihrem Reichthum:„ * und wir dürfen, um dies in Augenschein zu sezzen, die älteste Sprache, die Hebräische, oder Arabische mit der Unsern in Absicht auf den Reichthum vergleichen; er ist so unterschieden, wie die Haushaltung jener und unserer Gegenden. Sie samleten Vieh und Knechte; wir samlen Gold und Hausgeräth: so ist auch der Reichthum beider Sprachen.

Ihre ist reich an Vieh:) Naturnamen sind in ihr häufig: im kleinen Buch der Hebräer, das wir allein noch übrig haben, sind schon 250 Botanische Wörter: Namen, die unsre Sprache zwar kann ausdrücken, aber nicht auszudrücken weiß; ** weil die

* Ritter. Br. Th. 15. p. 179.
** s. Michaelis Reflexions sur l'influence des opinions etc.

καλος κα'γαθος unſerer bürgerlichen Welt ſich auf nichts minder legen, als Hirtenkänntniſſe einzuziehen: weil unſre Naturphiloſophen unter Büchern wohnen, und wieder zu Lateiniſchen Büchern hinkehren. Unſre Schäferdichter und Sänger der Natur können alſo die Blumen dieſer Kräuter nicht brechen: hätte man auch Deutſche Namen: ſo wären dieſe nicht bekannt gnug: ſie hätten nicht gnug Poetiſche Würde: denn unſre Gedichte werden nicht mehr für Hirten geſchrieben; ſondern für ſtädtiſche Muſen; unſre Sprache iſt zur Bücherſprache eingeſchränkt. — Hingegen hat es ſchon Leibniz bemerkt, daß unſre Sprache eine Weid- und Bergwerksſprache iſt; ich glaube aber, zum Theil, geweſen iſt; weil viele dieſer Wörter theils veraltet ſind; theils vor Kunſt- und Handwerkswörter gelten, da unſre Lebensart nicht mehr Jagd und Bergwerke iſt.

Wir bemühen uns alſo mehr um Hausgeräth:) Kunſtwörter: bürgerliche Ausdrücke: Redensarten des Umganges ſind die häufigſten Scheidemünzen im mündlichen und Büchercommerz: die Alten hingegen wechſelten

mit

mit Goldstücken: sie sprachen durch Bilder; wir höchstens mit Bildern, und die bildervolle Sprache unsrer schildernden Dichter verhält sich zu den ältesten Poeten, wie ein Exempel zur Allegorie, wie eine Allegorie zum Bilde in einem Zuge. Leset den Homer, und denn leset Klopstock; jener malet, indem er spricht; er malet lebende Natur und Politische Welt: dieser spricht um zu malen, er schildert; und um neu zu seyn: eine ganz andre Welt; die Welt der Seele und der Gedanken, da jener sie hingegen in Körper kleidet und spricht: Laß sie selbst reden!

Die Oekonomie der Morgenländer war reich an Knechten; so ist es auch ihre Sprache.) Die Erfinder der Sprachen, ohne Zweifel nichts minder als Philosophen, drucken natürlicher Weise das durch ein neues Wort aus, was sie noch nicht unter einen andern Begrif zu ordnen wußten. So entstanden Synonyme, die dem Dichter eben so vortheilhaft waren, als sie dem Grammatischen Philosophen zum Aergerniß gereichen. Der Arabische Dichter, der zum Löwen 500 Wörter hat, die verschiedene Zustände desselben

ben bedeuten, z. E. junger, hungriger Löwe ꝛc. kann durch ein Wort meſen, und durch dieſe mit einem Zuge entworfne Bilder vielſeitiger ſprechen, wenn er ſie gegen einander ſezzt; als wir, die dieſen Unterſcheid blos durch dazu geſezzte Beſtimmungen deutlich machen. Die Chöre der Morgenländer können ſich in ihren beiden Gegenſäzzen beinahe wiederholen; allein das Bild, oder die Sentenz bekommt durch eine Wendung, oder ein Wort Neuheit. Das Kolorit verändert ſich, und dieſe Veränderung gefällt dem Ohr der Morgenländer; hingegen unſre Sprache, die an dieſen beinahe-Synonymen gefeſſelt iſt, muß entweder die Wiederholungen ohne dieſen Nebenzug ausdrücken; und alsdenn ſind ſie für unſer Ohr verdrießliche Tavtologien; oder ſie drückt ſie gar ſchielend aus, und verirrt ſich, wie ſehr oft in der Deutſchen Bibelüberſezzung, von der Hauptidee des Gemäldes. Der Fehler liegt wirklich in der Verſchiedenheit unſrer Sprachen, und iſt ſchwer zu vermeiden.

Hieraus erklärt ſich, glaube ich, die Bemerkung unſers philologiſchen Sehers in den

Orien-

Orientaliſchen Sprachen: * „daß dieſe Tav„tologien, die dem Ohr der Morgenländer ge„fielen, unſerm unleidbar ſind„ jenen waren ſie nicht Tavtologien, denn Tavtologien ſind immer eckelhaft, und können wenigſtens nie vergnügen; ſondern wenn ein Ohr das andere erklärte, beſtimmte, oder das vorgetragne Gemälde mit Nebenzügen neu machte: ſo befriedigte dies Aug und Ohr. Ich glaube, Michaelis wird finden, daß es in der Grundſprache ſelten völlige Wiederholungen ſind; nur freilich in der Deutſchen Ueberſezzung, und am meiſten in den Cramerſchen Pſalmen, da ſind es perpetuae tavtologiae, Europae inuiſae, aures laedentes, prudentioribus ſtomachaturis, dormitaturis reliquis.

Cramer ſcheint ſich in ſeinen Predigten ſowohl, als in den ſogenannten Oden; in Cantaten und in der fließenden Proſe ſo ſehr an dieſe Wiederholungen und Umſchreibungen gewöhnt zu haben, daß er vergißt, ob das Deutſche Ohr, das Kürze fodert, und der Deut-

* Michael. praef. in Lowth. lectiones P. I.

ſche Verſtand, der Nachdruck liebet, damit zufrieden iſt. Seine ungemein glückliche Leichtigkeit in der Verſifikation verführt ihn ſo ſehr, daß er vergißt, ob ſeine Wiederholungen auch der Deutſchen Sprache angemeſſen ſeyn. Seine Oden — und ſie waren vor Klopſtock und Ramler das Muſter der Deutſchen Oden — ſind ja oft ein Geklingel von Reimen, und ich zweifle, ob ein David und Aſſaph, zu unſerer Zeit, in unſrer Sprache Cramerſche Pſalmen geſchrieben hätte? „Er hat ſie ja aber überſezzen, nicht „umbilden wollen?„ Gut! ſo überſezze er ſie als Orientaliſche Pſalmen, mit allem ihrem Licht und Schatten; nur umſchreiben muß er nichts; alsdenn iſts weit natürlicher für unſer Genie und Sprache, ſie zuſammen zu ziehen. Ich urtheile frei, weil ich glaube ſo urtheilen zu können und dörfen: Hätte Michaelis Cramers Verſifikation, oder Cramer Michaelis Geſchmack des Orients: ſo würden wir erſt die Morgenländiſchen Gedichte nach dem Genie unſrer Sprache, als einen Deutſchen Schatz bewahren können; jezt fehlt beiden was.

Aber

Aber meine Anmerkung verirret ſich zu weit davon ab: daß die Grammatik und das Vernünfteln über die Sprache, den Reichthum geſchwächet hat. Der haushalteriſche Philoſoph fragte: warum ſind ſo viel unnüze Knechte? ſie ſtehen ſich im Wege! und er hat ſie abgeſchaft; den übrigen aber ihr genaues Geſchäfte angewieſen, um nicht müßig zu ſeyn. Ich will ohne Bilder reden! Da man die Begriffe mehr unter einander ordnen lernte: ſo druckte man das mit einer Beſtimmung (adiectiuum, participium, aduerbium) aus, wozu man erſt ein neues Wort ſezzte. — Noch blieben aber Synonymen! Aber der Philoſoph ſuchte feine Unterſchiede in ſie zu legen, und ſie alſo als neue, gültige Wörter zu gebrauchen. Zum Beweiſe führe ich im Deutſchen Wolf und Baumgarten an. Durch die Deutſchen Schriften des erſten ſind die Wörter, die unter dem Gebiet der Philoſophie ſtehen, ſehr an Synonymen vermindert, da er ſie genau zu beſtimmen geſucht. Und noch mehr Baumgarten: gehe ſeine Metaphyſik durch, und bemerke, die unten angezogne Deutſche Wörter: die Philo-

ſophie

ſophie gibt den meiſten müßigen Synonymen Arbeit und beſtimmte Poſten. Das iſt nun aber die Sprache der Philoſophie: laſſet Sulzern, der noch lebende Baumgarten, die Wörter: angenehm, ſchön, lieblich, reizend, gefällig, in ſeiner Aeſthetik beſtimmen; die Welt wird ihm vielen Dank wiſſen: laſſet andere auf der Bahn des Baumgartens fortgehen, und einen Kant in ſeinen Beobachtungen über das Schöne und Erhabene, feine Unterſchiede zwiſchen beinahegleichen Wörtern bemerken: ſie arbeiten für die Deutſche Philoſophie und Philoſophiſche Sprache; aber nicht für die Sprachkunſt, überhaupt. Alle kannſt du nicht beſtimmen, Philologiſcher Weltweiſe! Die wirſt du vermuthlich auswerfen wollen? Aber wirfſt ſie auch die Sprache des Umganges aus? Nein! ſo weit reicht noch nicht dein Gebiet, und noch minder ins Land der Dichter — Der Dichter muß raſend werden, wenn du ihm die Synonyme raubſt; er lebt vom Ueberfluß. — Und wenn du ſie beſtimmeſt? Geſezt, aber du kannſt es nicht: ſo fällt ſchöne Proſe und ſchöne Poeſie ganz weg; alles wird

ein Rosenkranz abgezählter Kunstwörter. Immer ein Glück für den Dichter, und ein Unglück für den Weltweisen, daß die ersten Erfinder der Sprache nicht Philosophen und die ersten Ausbilder meistens Dichter gewesen sind.

Unsere Sprache hat also die Synonyme eingeschränkt und bemühet sich statt Knechte, Gold und Münzen zu sammlen. Man erlaube mir die Wörter abstrakter Ideen damit zu vergleichen. Beide werden willkührlich geprägt, und durch einen willkührlich festgesezten Werth gäng und gäbe; die solidesten unter beiden werden als Schäzze aufbewahrt; das kleinere wird Scheidemünze. Auch auf dieser Seite verliert unsre Poesie, in der der eingebildete Werth schwindet, und blos der natürliche gilt; wo die abstrakten Wörter also blos gelten, nach dem Maas man sie sinnlich darstellen kann. — Durch unsre Philosophen kann die Dichtkunst also nichts gewinnen, und hat nichts gewonnen; so wenig als die Alten unsre Bücher- und Catheder-sprache in allen ihren Nuancen übersezzen könnten: so wenig können wir den Alten nachsprechen.

Und was folgt nun aus allem diesem? Vielleicht viel — aber hier mag eins genug seyn! — Es ist immer ein Girard im Deutschen zu wünschen; recht sehr zu wünschen — aber ein Gesezgeber muß er nicht durchaus werden. In einer nicht Ideal-Philosophischen Sprache alle Synonymen abschaffen zu wollen, gebühret einem zweiten Claudius und Chilperich, die neue Buchstaben einführen wollten, und Grammatiker zu A B C Märtirern machten.

8.

Von der andern Seite hat man, um unsre Sprache auszubilden, so sehr die Uebersezungen angerathen, daß ich hierüber eine merkwürdige Stelle der Litteraturbriefe anführe:*

„Der wahre Uebersezzer hat eine höhere „Absicht, als den Lesern fremde Bücher verständlich zu machen; eine Absicht, die ihn zum „Range eines Autors erhebt, und den kleinen „Krämer

* Th. 13. p. 98.

„Krämer zum Kaufmann umſchnizzt, der „wirklich den Staat bereichert.

„Dieſe Abſicht iſt nun keine andere, als „ſeiner Mutterſprache vortrefliche Gedanken „nach Muſter einer vollkommenern Sprache an„zupaſſen. So machte Apoll, daß Achilles „Rüſtung Hektorn ſo gerecht war, als ob ſie „auf ſeinen Leib verfertiget worden. Ohne „Verſuche, die mit dieſer Abſicht verknüpft „ſind, kann keine rohe Sprache vollkommen, „kann kein Proſaiſte in derſelben vollkom„men werden.

„Zu eignen Verſuchen über die Bildung „der Sprache haben nur die öffentlichen Red„ner Anmunterung genug, und die gröſte Zahl „dieſer Verſuche iſt vergeblich; aber man „thue es durch Verſuche nach einer beſſern „Sprache. Dieſe ſtellt uns ſchon viele Be„griffe deutlich dar, dazu wir Worte ſuchen „müſſen, und ſtellt dieſe Begriffe ſo ne„ben einander vor, daß uns neue Verbindun„gen nöthig werden. Von dem Wohlklan„ge jezt nicht zu reden, der beſſer gemeſſen „werden kann, wenn immer das Ohr unmit„tel-

„telbar vorher von einem Perioden ſehr rich-
„tig angefüllet geweſen.

„Was für anſehnliche Vortheile müßten
„nicht unſrer Sprache zuwachſen, wenn ſie
„ſich an die Griechiſche und Lateiniſche Spra-
„che, ſo viel als möglich, anſchmiegen lernte,
„und ihre Geſchmeidigkeit den Augen des
„Publikum zeigte! Dieſe Ueberſezzungen könn-
„ten unſre Claßiſche Schriftſteller werden.
„An den Gedanken wäre nichts auszuſezzen,
„weil auf dieſe längſt das Siegel der Vor-
„treflichkeit gedruckt worden: und die Sorg-
„falt in Erhaltung der Harmonie ihres Aus-
„drucks, würde auch ſo viel Wohlklang in
„unſre Sprache übertragen, als ihr Genie
„erlaubte. Geſellen ſie zu dieſen Alten noch ei-
„nige neuere Ausländer; deren Genie bewährt,
„und deren Sprache mit der unſrigen verwandt
„iſt: was würden wir nicht unſern Ueber-
„ſezzern zu verdanken haben? und ſie wür-
„den auch mit unſrer Dankbarkeit zufrieden
„ſeyn, worüber Ebert ihnen die Gewähr lei-
„ſten kann, den wir als einen vortreflichen
„Ueberſezzer mit Recht unter unſre beſten
„Schriftſteller rechnen. Fehlt es uns denn

„an

„an der Jugend, quae ferit arbores, vt al-
„teri ſeculo prolint!„

Der wahre Ueberſezzer ſoll alſo Wörter, Redarten und Verbindungen ſeiner Mutterſprache aus einer ausgebildetern anpaſſen: aus der Griechiſchen und Lateiniſchen vorzüglich, und denn auch aus neuern Sprachen. Nun wollen wir hierüber nach unſern vorausgeſezten Prämiſſen ſchwazzen:

Alle alte Sprachen haben, ſo wie die alten Nationen, und ihre Werke überhaupt, mehr karakteriſtiſches, als das, was neuer iſt. Von ihnen muß alſo unſre Sprache mehr lernen können, als von denen, mit welchen ſie mehr verwandt iſt; oder der Unterſchied zwiſchen beiden liefert wenigſtens den Sprachphiloſophen eine Menge Stoff zu Betrachtungen. Wir wollen vom lezztern etwas verſuchen.

So wie uns unſre beſten Heldenthaten, die wir als Jünglinge thaten, aus dem Gedächtniß verſchwinden: ſo entgehen uns aus dem Jünglingsalter der Sprache jedesmal die beſten Dichter, weil ſie vor der Schriftſtellerei vorausgehen. Im Griechiſchen haben wir

aus dieſer Zeit eigentlich nur den einzigen Homer, deſſen Rhapſodien durch einen glücklichen Zufall viele Olympiaden nach ſeinem Tode blieben, bis ſie geſamlet wurden: da alle übrige Dichter vor ihm, und viele nach ihm verlohren ſind. Aeſchylus und Sophokles und Euripides beſchloſſen die Poetiſche Zeit; in ihrem Zeitalter erfand Pherecydes die Proſe; Herodot ſchrieb ſeine Hiſtorie, noch ohne Perioden; bald gab Gorgias der Redekunſt die Geſtalt einer Wiſſenſchaft, die Weltweisheit fieng an öffentlich gelehrt zu werden, und die Grammatik wurde beſtimmt. — Was ſollen wir aus dieſer Zeit durch Ueberſezzungen für unſre Sprache rauben?

Nur nicht die Sylbenmaaße! denn es ergiebt ſich gleich, daß dieſe ſchwer nachzuahmen ſeyn müſſen. Damals, als noch die ἀοιδοὶ, und ῥαψῳδοὶ ſangen; da man auch im gemeinen Leben die Wörter in ſo hohem Ton ausſprach, daß man nicht blos lange und kurze Sylben, ſondern auch hohe und niedrige Accente deutlich hören ließ, daß jedes Ohr der Urteiler der Proſodie ſeyn konnte; damals war der Rhythmus der Sprache noch ſo helle,

daß

daß die Cadence, in der man die Verſe aus-ſprach, oder nach dem Ausdrucke der Alten ſang, den Gang eines Hexameters aus-halten konnte. Und dieſer war alſo das gewählteſte Sylbenmaas, das die meiſte Har-monie in ſich ſchloß, das ſo genau in ihrer Sprache lag, als die Jamben unſerm Ge-ſange natürlich werden, und das ihrem Ohr und ihrer Kehle am gemäßeſten war, weil ih-re Melodie im Geſange, und Deklama-tion des gemeinen Lebens eine höhere Ton-leiter auf und nieder ſtieg, als unſere. Aber wir reden mit wenigern Accenten monoto-niſcher, man mag es fließend oder ſchleichend nennen; wir ſind alſo an die Menſur eines Hexameters nicht gewöhnt. Gebet einem guten geſunden Verſtande ohne Schulweisheit, Jamben, Daktylen und Trochäen zu leſen; er wird ſogleich, wenn ſie gut ſind, ſcandiren; gebet ihm einen gemiſchten Hexameter — er wird nicht damit fertkommen. Höret den Ca-denecn bei dem Geſange der Kinder und der Nar-ren zu; ſie ſind nie Polymetriſch; oder wenn ihr darüber lacht; ſo gebt unter die Bauern, gebt auf die älteſten Kirchenlieder acht; ihre

Falltöne sind kürzer, und ihr Rhythmus einförmig: dahingegen sangen die Griechischen Rhapsodisten ihre lange Gedichte in immerwährenden Hexametern: ohne Zweifel, weil der Hexameter ihrem Ohr auch selbst für Gassenlieder nicht zu lang, und ihrer Sprache nicht zu Polymetrisch war: und weil ihre Prosodie und Gesangweise jede Sylbe und Region gehörig bestimmte. Aber jezt! wollt ihr Griechische Hexameter lesen; lernet erst Prosodie, um die Sylben in ihre rechte Regionen bringen zu können. Ihr wollt Deutsche Hexameter machen; machet sie so gut ihr könnet, und alsdenn lasset dem ohngeachtet die Versart drüber drücken, wie man es Klopstock rieth, oder bittet, wie Kleist, dies Sylbenmaas als Prose zu lesen. Könnet ihr Hexameter deklamiren? Wohl! so werdet ihr auch wissen, daß das die beste Deklamation ist, die seine Füße am meisten verbirgt, und nur alsdenn hören läßt, wenn sie die Materie unterstüzzen. Sehet! so wenig ist der Hexameter und die Polymetrischen Sylbenmaaße unsrer Sprache natürlich: bei den Griechen foderte ihn die singende Deklamation,

tion, das an den Gesang gewöhnte Ohr, die vieltrittige Sprache; bei uns verbeut ihn, Sprache und Ohr und Deklamation.

Was sollen wir denn aus dieser Zeit nachahmen? Die Lenkung des Perioden? Auch nicht! Homer sang und wurde spät gesammlet! Die Tragödien des Aeschylus und Sophokles wurden, wie die Alten gemeinschaftlich bezeugen, auf der Bühne durchaus abgesungen. Die Sprache stüzzte sich also damals mächtig auf eine Deklamation, die für uns ganz ausgestorben ist, und die ihr damals Geist und Leben gab. — Mit dieser Deklamation verlieren wir also auch den Gebrauch vieler Partikeln, Verbindungen, und Füllwörter, die zur damaligen Deklamation gehören. Das Αλλ ϛραν, womit jedesmal die Orakel anfiengen, das αλλαι, δε und αυταρ des Homers, womit er die Glieder seiner Perioden verbindet, würden, da wir an Prosaische Perioden gewöhnt sind, sehr wunderlich in der Uebersezzung klingen; eben so lächerlich, als wenn der ehrliche blinde Sänger aufstünde, uns seine 24 Buchstaben vorzusingen.

Nachahmen können wir hievon also nichts; aber doch gehört es dazu, um die Alten dieſes Zeitalters Poetiſch zu leſen. Wenn ich den Homer leſe, ſo ſtehe ich im Geiſt in Griechenland auf einem verſammleten Markte, und ſtelle mir vor, wie der Sänger Jo, im Plato die Rhapſodien ſeines göttlichen Dichters mir vorſinget, wie er „voll von göttlicher Be„geiſterung ſeine Zuhörer ſtaunen macht, wie, „wenn er ſich ſelbſt entriſſen, von dem Ulyſ„ſes redet, da er ſich ſeinen Feinden zu er„kennen giebt, oder da Achilles den Hektor „anfället, er bei jedem Fürchterlichen, die Haa„re aufrecht ſtehen, und das Herz ſchlagen „macht; wie er jedem die Thränen in die „Augen lockt, wenn er von dem Unglück der „Andromache, der Hekuba, des Priamus ſin„get. Wie die Corybanten, von der Melodie „des Gottes, der ſie begeiſtert, entzückt, ihre „trunkene Freude in Worten und Geberden „zeigen; ſo begeiſtert ihn Homer, und macht „ihn zum göttlichen Boten der Götter.„ In dieſer Entzückung erfüllet die ganze Harmonie des Hexameters, und die ganze Pracht ſeines Periodes mir Ohr und Seele; jede Verbin-

dung

dung, und jedes Beiwort wird lebendig, und trägt zum Pomp des Ganzen bei: und wenn ich mich wieder zurück in mein Vaterland finde: so beklage ich die, so den Homer in einer Uebersezzung lesen wollen, wenn es auch die richtigste wäre. Ihr leset nicht mehr Homer, sondern etwas, was ohngefähr wiederholet, was Homer in seiner Poetischen Sprache unnachahmlich sagte.

Sollen wir unsre Sprache durch die Inversionen bereichern, die damals in ihrer biegsamen Sprache jedem Wink der Leidenschaft und des Nachdrucks nachgaben? Versucht es; unsrer Sprache, selbst dem freiesten und verworrensten Klopstockischen Hexameter sind Fesseln der Construktion angelegt worden, die die Harmonie des Griechischen Perioden meistens zerstören werden. Oder sollen wir unsre Sprache in Bildung der Nachtwörter, nach dem Griechischen üben? Versucht es; wenn ihr gleich ein Schweizer seyd, werdet ihr die Beiwörter im Homer, Aeschylus und Sophokles, oft genug umschreiben müssen.

Ich halte die Hymnen des Orpheus für nicht ſo alt, daß ſie, ſo wie ſie ſind, bis an den Orpheus reichen ſollten; aber, ſo wie unſre Kirchenſprache, und Kirchenpoeſie, beſtandig Jahrhunderte zurückbleiben: ſo zeigen ſie, nach meiner Meinung, am beſten, wie die älteſte Sprache der Poeſie, zur Zeit des hohen Stils geweſen iſt. Wohlan nun! verſucht, dieſe Hymnen ſo ins Deutſche zu verpflanzen, als Skaliger ſie in Altlatein überſezte: ihr werdet, ohngeachtet aller Stärke doch oft das alte Deutſche vermiſſen, das bei den alten Druiden in ihren heiligen Eichenwäldern Orpheiſch a.klungen haben mag! — Solche kühne Verſuche mache ein junges munteres Genie für unſre Sprache; aber es laſſe auch alte unparteiiſche Philologen darüber urteilen.

Homer, Aeſchylus, Sophokles ſchufen einer Sprache, die noch keine ausgebildete Proſe hatte, ihre Schönheiten an; ihr Ueberſezzer pflanze dieſe Schönheiten in eine Sprache, die auch ſelbſt im Sylbenmaas und — wie wir bewieſen zu haben glauben — ſelbſt im Hexameter Proſe bleibt, daß ſie ſo wenig als möglich verlieren. Jene kleideten Gedanken

danken in Worte, und Empfindungen in Bilder; der Ueberſezzer muß ſelbſt ein ſchöpferiſches Genie ſeyn, wenn er hier ſeinem Original und ſeiner Sprache ein Gnüge thun will. Ein Deutſcher Homer, Aeſchylus, Sophokles, der im Deutſchen eben ſo klaßiſch iſt, als jene in ihrer Sprache, errichtet ein Denkmal, das weder einem Klein- noch Schulmeiſter ins Auge fällt, das aber durch ſeine ſtille Gröſſe und einfältige Pracht das Auge des Weiſen feſſelt, und die Aufſchrift verdienet:

Der Nachwelt und Ewigkeit heilig!

Ein ſolcher Ueberſezzer iſt unſtreitig viele Köpfe gröſſer, als ein anderer, der aus einer nähern Zeit, aus einer verwandten Sprache, aus einem Volke, das mit uns einerlei Denkart und Genie hat, ein Werk überſezzt, das im leichteſten Poetiſchen Ton, Didaktiſch, geſchrieben iſt, und das dem ohngeachtet doch in der Ueberſezzung ſein beſtes Colorit verlieret — ſollte dieſer Ueberſezzer auch Ebert ſelbſt ſeyn. — Sein Young hätte im Deutſchen, zu unſrer Zeit, nach unſern Sitten und Religion, immer ſeine Nächte

ſchreiben können; aber jene ihre Werke in unſrer Sprache? in unſrer Zeit? bei unſern Sitten? — Niemals! So wenig als wir Deutſchen je einen Homer bekommen werden, der das in allen Stücken für uns ſey, was jener für die Griechen war.

9.

So ſehr verzweifle ich alſo an Ueberſezzung der älteſten Griechiſchen Dichter; aber deſto mehr ſuche man von der Griechiſchen Proſe eines Platons und Xenophons, eines Thucydides und Polybius, und die ſpätern Griechiſchen Dichter zu nuzzen. Zu dieſer Zeit lebten die καλοὶ κἀγαθοὶ der Wiſſenſchaften, die mit dem Genie unſerer Zeit näher verwandt ſind; der Periode war in ſeinem beſten Glanze, und die Idiotismen milderten ſich. Von dieſen Schriftſtellern kann die Deutſche Sprache unſtreitig viel lernen; weil ſie ſich in die Griechiſche eher und biegſamer ſchicken kann, als in die Lateiniſche; weil die Griechiſche es auch unſtreitig

mehr

mehr verdient, und weil für die Deutſchen eine ausgebildete Poeſie und Proſe des guten Verſtandes, ohnſtreitig die beſte Sprache iſt.

Heilmann, der Ueberſezzer des Thucydides, der gewiß ſeinen Autor, und die Kunſt zu überſezzen gekannt hat: ſcheint die Biegſamkeit der Deutſchen Sprache nicht genug in ſeiner Gewalt gehabt zu haben, um ſie mit der Griechiſchen zuſammen zu paſſen. Indeſſen hat freilich dieſer Baumgartenſche Philolog noch ziemlich ſeinen Mann gewählt, da er uns den körnichten Thucydides liefert, deſſen Schreibart er uns mit Meiſterzügen geſchildert hat:*

„Man ſiehet überall die Miene des großen, „des vornehmen Mannes, der als ein Staats„mann ſchreibt, der aber auch nur für Staats„leute ſchreiben will; der nichts weniger im „Sinne hat, als ein klaßiſcher Schriftſteller „zu werden, aus welchem einmal künftig Red„ner Beiſpiele zu ihren Vorſchriften ſamm„len ſollten. Er ſiehet alſo überall nur auf „die Würde in den Gedanken, und auf den „Adel

* ſ. Litt. Br. Th. 3. p. 202.

„Adel im Ausdruck. Er faſſet jene kurz und „bündig, und in dieſem ſucht er ſich beſtändig von dem gemeinen zu entfernen. Er „hatte in ſeiner Jugend ohnfehlbar die Grundſäzze der Beredſamkeit gefaſſet; allein er behielt ſie hernach, um ſie zu brauchen, und „nicht ſich daran zu binden. — Er iſt ein „Schriftſteller, der aus den Gedanken alles, „und aus dem Ausdruck nur ſo viel macht, „als zu jenen nöthig iſt; der ſeine Ideen genau und bündig faſſet, und ſie durchaus ſo, wie „er ſie gefaſſet, ausdrucken will: und hiernach „müſſen ſich Ausdruck, Sätze, und deren Verbindungen, Perioden und deren Beziehungen „und alles richten. — Seine Schreib- und „Denkungsart iſt im höchſten Grade Pathetiſch. „Er iſt ſeiner Sprache vollkommen kundig, „das Blühende, das er durch den Reichthum „des Ausdrucks, welcher ihm völlig fehlet, „hätte erhalten können, durch die Wahl der „nachdrücklichſten Wörter, und durch die Energiſche Beugung und Verbindung derſelben „zu erhalten; und er iſt dreuſt genug, dergleichen zu machen, wo er es nicht vor ſich „findet. Aus dieſen Stücken zuſammenge-

„nom-

„nommen erwächst eine Schreibart, die in „Ansehung ganzer Aussprüche, schwer, ge„drungen und in einander gewunden, in An„sehung der Wortfügungen sonderbar und oft „unregelmäßig, in Ansehung des Ausdrucks „sehr fruchtbar, aber auch neu und unge„wöhnlich ist. Er ist der Schöpfer seiner „ganzen Schreibart. Dieses erhellet daraus „am deutlichsten, daß sich das besondre dar„inn nirgends mehr zeigt, als in solchen Stel„len, worinn er blos selbst denkt, in seinen „Reden und eingemischten Betrachtungen. „Hier sind die Perioden oft von ungewöhnli„cher Länge: denn er schließt nicht eher, bis „seine Reihe von Gedanken zu Ende ist. Hier „sind die Wortfügungen sehr versteckt, und „durch häufige Einschaltungen unterbrochen; „denn er will jeden Begrif durchaus an dem „Orte, in dem Verhältnisse ausdrucken, wo „er sich in dem zusammengesezten Bilde sei„ner Ideen befindet; hier sind die einzelnen „Ausdrücke von der gewöhnlichen Bedeutung „und Gebrauch entfernt, weil das Gewöhn„liche das Ebenmaas seiner Begriffe nicht „genau ausdrückte, und eine Umschreibung

„ihm

„ihm zu langweilig dünkte.„ — So ka-
rakteriſiret Heilmann des Thucydides Schreib-
art — und vielleicht die ſeinige ſelbſt mit, ſo
wie er ſie durch dieſe Ueberſezzung und das
Leſen der Baumgartenſchen Schriften gebildet
hatte. Wie ſticht dieſe Schilderung ab, ge-
gen die, ſo Geddes vom Thucydides macht:
er als ein Schulmeiſter, und Heilmann als
ein Mann von Geſchmack. Schade für die
Deutſche Litteratur, daß Heilmann ihr ſo
früh entriſſen worden.

Griechiſche Ueberſezzer von ſolchem Geſchmack
finden ſich ſelten; und ſie ſollten ſich doch finden,
weil der Deutſche hiſtoriſche Stil am mei-
ſten durch die Griechen gebildet werden kann.
Und dieſer muß vorzüglich gebildet werden:
„denn eine Sprache, die wenig Unterſchied
„in den Zeiten angiebt, die wenig ohne Hülfs-
„wörter thun, nicht leicht einen Modus für
„den andern ſezzen, und wenig Aenderung in
„der Reihe der Worte anbringen kann; eine
„ſolche Sprache iſt nicht ſonderlich geſchickt
„zur Geſchichte; und hier muß man ihr alſo die
„größte Hülfe geben.*„ Und ſo iſt die Deutſche.

„Fer-

* Litter. Br. Th. 17. p. 187.

„Ferner! * Die groſſe Manier im Dia-
„logiren ſollen wir auch zu erreichen ſtre-
„ben, die wir an den Alten bewundern?
„Sie wuſten einen Diſcurs mit vieler Ge-
„ſchicklichkeit, aber doch natürlich herbeizu-
„führen, die Materie unter die unterreden-
„de Perſonen glücklich zu vertheilen, jede Per-
„ſon karaktergemäß denken, und gelegent-
„lich ſprechen zu laſſen, und gleichwohl war
„ihr Augenmerk auf das Ganze mit ge-
„richtet. Die Einheit des Endzweckes füg-
„te die mannichfaltige Theile ſo glücklich an
„einander, daß man dem Faden der Unter-
„redung ohne Verwirrung folgen, und den
„Weg, den man zurückgelegt, ganz überſe-
„hen konnte. Sokrates hatte ſeine eigene
„Weiſe. Er wuſte ſeinen Gegner durch
„geſchickte Umwege dahin zu locken, wo er
„ihn haben wollte; und wenn ein Mißtrauen
„entſtand, ſo erlaubte er ihm zurück zu
„kehren, und wenn er es nöthig fände, ſich
„beſſer vorzuſehen. Seine gröſte Kunſt aber
„ſezte er daran, die wichtigen Lehren, davon
„er

* Litt. Br. Th. 7. p. 24.

„er überzeugen wollte, in ihre Elementtheile „aufzulöſen, ſo wie man die harten Speiſen „zerhackt, um ſie für ſchwächliche Magen „etwas verdaulicher zu machen. Er fieng „ſodann von dem Bekannteſten an, das „ſein Gegner einzuräumen nicht umhin konn„te, lockte ihm ein Geſtändniß nach dem an„dern ab, und ganz unvermerkt befand er „ſich am Ziele. Es gehört freilich kein ge„meines Talent dazu, ſich dieſe Manier ei„gen zu machen, und ſelbſt einem Cicero iſt „ſie nicht ſonderlich gelungen.„ Freilich gehört zu ihr kein gemeines Talent, und unter den Neuern weiß ich vorzüglich nur einen Shaftesburi, der ſie vom Plato ziemlich abgelernet, ſo wie er ſelbſt wieder der Lehrer des Diderot zu ſeyn ſcheint. Warum wollen wir aber nicht aus der Quelle ſelbſt ſchöpfen, da dieſe Art zu dialogiren der Sprache ſelbſt viele Biegſamkeit, Abwechſelung und Munterkeit ertheilt? Unter den Deutſchen hat ſie Leßing vorzüglich in ſeiner Gewalt: ſowohl in den Luſtſpielen, als der Fabel.

10.

Und nun die Ueberſezzer aus dem Lateiniſchen! Eine nüzliche Bemerkung ſchreibe ich her,* über die Verſchiedenheit des Lateiniſchen und Deutſchen Perioden.

„Im Deutſchen iſt ein Stil ſchon Perio„diſch, wenn auch die Bindewörter der La„teiner nicht ſo genau dazwiſchen geſtellet, „und die Abſäzze ſo an einander gekettet ſind. „Die Römer muſten dieſes, wegen der Kürze „ihrer Worte thun, wenn ſie nicht in den „abgeſchnittenen Stil verfallen wollten. Oh„ne Artikel, ohne Hülfswörter, reich an Par„ticipien, fügte ſich ihre Sprache ſo an einan„der, daß immer ein Satz in wenigen Worten „da ſtand. Weil die Seele alſo wenige Zei„chen zu faſſen hatte: ſo konnten auch die „folgenden Begriffe eher angehängt werden, „wenn nicht die Wichtigkeit der Betrachtung „den Autor zwang, lieber dem Geiſte viel „Ruheplätze zu verſchaffen, als das Ohr zu „füllen. Im Deutſchen aber, welcher Un-

„ter-

* Litt. Br. Th. 13. p. 120. und 130.

„terſchied! wenn wir die Perioden nicht „ſchleppen wollen, müſſen wir ſie mannich„mal trennen, und wenn wir nicht ganz zu„rückbleiben wollen, müſſen wir unſrer Spra„che Hülfe geben. Es iſt wahr! es iſt dem „Ueberſezzer nicht erlaubt, den alten Römer „zum witzigen Franzoſen zu machen, und „ſeine Lehren in Antitheſen zu verwandeln; „allein ſeine Lebhaftigkeit muß er ihm erhal„ten. Wir ſind nicht ſo albern, daß wir „einem Tullius, wenn er unter uns aufſtehen „könnte, nicht anders als friſirt zu erſcheinen „erlaubten: aber ſeinen muntern Blick und „ſein os rotundum wollten wir auch nicht „gerne entbehren. Indeſſen iſt der Unter„ſchied zwiſchen dem Lateiniſchen und Deut„ſchen Perioden ein neuer Grund, warum die „Bekanntſchaft mit den Griechen, und auch „die Ueberſezzungen aus ihnen, faſt noch mehr „anzurathen ſind, als die Uebungen mit den „Lateinern. Kann ich wohl dieſes laut ge„nug ruffen, damit man mich in Deutſch„land allenthalben höre?„ —

Wenn ich aus dem Lateiniſchen Ueberſezzungen riethe; ſo wäre es erſt ihrer Poetiſchen

ſchen Sprache, denn ihres hiſtoriſchen Stils wegen. Die Poetiſche Sprache! Ein Deutſcher Horaz würde unſre Sprache gewiß bereichern, und unſern Perioden der Ode beſtimmen, daß er ganz das Ohr füllet. Da Ramler das lezte im Deutſchen am beſten getroffen und überhaupt viele Känntniß des Antiken und Deutſchen Wohlklanges zu haben ſcheint: von wem ſollen wir uns einen Deutſchen Horaz lieber wünſchen, als von ihm? Horaz iſt ſeiner Sprache ganz Meiſter. Sein Periode wird ein Gemälde, wo jedes Wort, jedes triftige Beiwort, an denen er glücklich iſt, eine Figur ausmachet: die Anordnung dieſer Figuren erhebet dabei das ganze Gemälde: man verſuche es, Wörter aus ihrer Stelle, aus ihrer Region zu rücken, und das Bild leidet allemal: dies iſt ein Odendichter, der in jedes Wort Bedeutung legt. In der That, es kommt mir vor, daß Horaz den Griechen das meiſte unter den Lateiniſchen Dichtern abgelernt: ſeine Freiheit in Bildung ſchöner Gräciſmen, und ſein wirklich Griechiſcher Wohlklang würden uns in der ſchwerſten Gattung der Gedichte

zeigen können, wie man eine andere Sprache nachzuahmen hätte, wenn nicht Alcäus und Sappho und die übrigen lyrischen Griechen verlohren wären.

Die historische Ueberſezzungen wären wieder für unſern Stil unentbehrlich. „Der „historische Stil will Kürze, und uns mangeln viele Participien; er fodert Sprach„naivitäten, und das Deutsche giebt sie nicht. „Mit wie vielem Reize brauchen nicht die „Lateiner ihre Infinitiven, wenn wir uns im„merfort mit unſerm Imperfecto ſchleppen „müſſen: Ille hoſtem aggredi &c. Die „Franzoſen haben dies in ihre Sprache über„tragen. Unſre Hülfswörter, die wir zur „Bildung des Perfecti brauchen, machen „den Stil zu weitſchweifig. Die Franzoſen „haben ihr erzählendes Perfectum; wir un„ſer Imperfectum, aber ſie haben es ja auch. „Folglich kommen wir immer zu kurz. In „einem Stil, der durch wenig Zierrathen „abgewechſelt wird, wo die Perioden nicht „gedehnt, und durch prächtige Worte voll„geſtopft werden, kommt unendlich viel auf „ſolche Abänderungen an. Hier müſſen wir

„un-

„unſerer Sprache zu helfen ſuchen, und wenn „ſie uns ihre Hülfe entziehet, doch Wendun„gen ausdenken, dadurch dieſer Mangel er„ſezzt wird. * „ — In dieſem Geſichtspunkt — wie manche Vorzüge um das Vergnügen im Leſen, um das Deutſche Ohr, und die Deutſche Sprache, hat nicht der Magdeburgiſche Ueberſezzer des Tacitus vor dem Hamburger.

Und Tacitus iſt mehr für unſre Zeiten ein Muſter, als Livius. In ſeinem Geiſt der Erzählung? gewiß: denn die ſorgfältigen Erzählungen von allerlei Wunderzeichen gehörten zu des Livius Zeiten zur Geſchichte, die ihre Religion unterſtüzzen ſollte: die vielen eingeſtreueten Reden ſchmecken auch nach dem Geiſt der damaligen Zeit, wo Beredſamkeit eine nothwendige Eigenſchaft des Bürgers war: die enthuſiaſtiſchen Wunder der Tapferkeit von Perſonen beiderlei Geſchlechts, belebten einen Römer, einen Republikaner auch zu einem Patriotismus, der in unſrer Zeit eine andre Wendung genommen. Hingegen Tacitus mit ſeinen Reflexionen, die in

* Th. 9. p. 127. und Th. 17. p. 187.

den Geiſt der Begebenheiten bringen, iſt ein Geſchichtſchreiber für Deutſche. Und in ſeinem Stil auch mehr, als jener. * „Der „Stil kann durch die verſchiednen Zeiten auch „beſtimmt werden. Dies iſt eine Anmerkung, die ich dem Gordon aus ſeinen Betrachtungen über den Tacitus abborge. „Einige Zeiten können eine ſtarke braune Farbe über die meiſten Gemälde verbreiten, „wenn andre Zeiten ein höheres und brennenderes Colorit geben. Gordon erklärt „daraus den Unterſchied zwiſchen dem Stil „des Livius und Tacitus. Vielleicht würde „ſich auch in den gegenwärtigen Zeiten der „Stil mehr dem Tacitus als Livius nähern dürfen. Unſre Sprache, die ohnehin „viel weitſchweifiger iſt, als die Lateiniſche, „fodert dies mit deſto ſtärkerm Rechte. Man „hat den hiſtoriſchen Stil mit einem ſanften „Bach verglichen, der ohne Geräuſch ſeinen „gleichen Lauf fortmurmelt: aber man muß „nur dabei bedenken, daß dieſer Bach immer „ſeine gehörige Tiefe behalten muß; weil ſich „ſonſt

* Litt. Br. Th. 10. p. 213.

„ſonſt das Auge nicht mehr an der Durch-
„forſchung vergnügt, und alſo keine Schön-
„heiten mehr findet.„ Ueberhaupt kleidet auch eine Nachdrucksvolle Schreibart die Deutſchen am beſten. Die Points; die Epigrammatiſche Einfälle; die Wendungen, und der blendende Witz des Seneka und Plinius, ſind mehr für die Franzoſen; und ein Beaumelle, der in mes penſées ſo glücklich iſt, kann auch Penſées de Seneque ſchreiben.

II.

„Geſellen Sie nun zu dieſen Alten noch ei-
„nige neuere Ausländer; deren Genie bewährt,
„und deren Sprache mit der unſrigen ver-
„wandt iſt: was würden wir nicht unſern
„Ueberſezzern zu verdanken haben?„ Dieſe neuere Ausländer ſind ohne Zweifel Franzoſen, und Engländer, zwiſchen welchen der Deutſche in der Mitte ſteht.

So wie die Franzoſen vormals von der Litteratur unſrer Nation urtheilten: ſo urtheil-

ten ſie auch von unſrer Sprache; ich darf die unwiſſende Urtheile des Mauvillon und ſo vieler andern nicht wiederholen; ſie laſſen uns jetzt mehr Gerechtigkeit wiederfahren, ſeitdem das Journal étranger unſerm Stil, Premontval und andere ſogar unſerer Sprache haben Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Dem ohngeachtet aber macht die wirklich zu große Verſchiedenheit der Nationen, ihrer Denk- und Schreibart, ihrer Sitten und Sprache bei ihnen noch immer Irrungen, die wir ihren mindern Känntniſſen zuzuſchreiben haben.

„Deutſches Ohr, Deutſche Härte, „Deutſche Raubigkeit! heißt es noch immer! „Unſere Sprache ſoll etwas barbariſches „an ſich haben: ſo wohl wegen der vielen „Conſonanten, mit denen ſie überhäuft iſt, „als wegen der ſonderbaren (biſarren) Con„ſtruktion ihrer Redensarten, die dem Schrift„ſteller keines Weges mehr Freiheit, oder „mehr Hülfsmittel gibt, ſondern nur ohne „Noth die Metaphyſiſche Ordnung der Wor„te ſtöret. „ Wir wollen dieſe Stelle etwas beherzigen.

Un-

Unſere Sprache hat wegen der Conſonanten etwas barbariſches an ſich:)* und die Franzöſiſche wegen der öftern Eliſionen, wegen der vielen unnützen Wörter, die halb verſchluckt werden, wegen der laufenden Ausſprache, keinen gewiſſen Tritt. Aber das erhebt ja nicht unſre Sprache, wenn die andre an einer andern Seite leidet? Nein! aber die unſere leidet darinn nicht ſo, wie ein Franzoſe glaubt. Damit unſre Laute ſich nicht unter den Conſonanten verlieren mögen: haben wir mehr Doppellauter, und ſtärkere Vokale, als ſie: ſo daß unſre Sprache eine gewiſſe Doriſche Fülle bekommt, die in ſtarken Monologen des Trauerſpiels, in dem vollen Chor einer Cantate, im männlichen Schwunge einer Ode; noch mehr aber im ernſthaften Lehrgedicht, und in nachdrücklichen Betrachtungen ſich unſerm Charakter ſehr anſchmieget. Möchte überhaupt nur dieſe Doriſche Raubigkeit ſo viel Einfluß in das Innere unſerer Sprache haben, als die Doriſche Härte deſto vollere Schönheiten in die

* Litt. Br. Th. 16. p. 20.

Oden des Pindars, und in die Aeoliſche Schriftſteller hat einweben können: ſo wollten wir zu den Franzoſen laut ſagen, was wir ſeit kurzem haben anfangen können zu ſagen: Ihr ſagt! meine Sprache ſchände mich! ſehet zu, daß ihr nicht die eurige ſchändet: wie einſt der Königl. Scythe Anacharſis, gegen die Griechen ſein Vaterland vertheidigte.

Zweitens: wir haben mehr Hauche in unſerer Sprache, als ſie: und die Aſpiration gehört ſo ſehr zum Lieblichen der Rede, als der Seufzer zu den zärtlichen Worten des Liebhabers, als der ſchmeichelnde Weſt, zum Ergötzen des Frühlings: denn mit dieſen hat ſie einige Aehnlichkeit. Gehet die lieblichen, zärtlichen, angenehmen Wörter durch: ſie empfehlen ſich alle durch ein ſanftes h oder ch, das uns die rauhern Völker ſo übel nachſprechen können, die das H, wie z. E. die Ruſſen, in ein ſcharfes G, das weiche ch, in ein rauhes cch, faſt wie das Ain der Hebräer ausſtoßen müſſen: daher das H bei einigen Völkern das Schibolet iſt, woran man kennen kann, daß ſie gebohrne Gergeſener ſind: da

die

die Letten z. E. Immel und Eute (ſtatt Himmel und Heute) ausſprechen. — Das H iſt überhaupt die Gränze zwiſchen Laut und Mitlauter: es gibt, nach Gellius Bemerkung, dem Worte Haltung, und dem Schalle Munterkeit: es nimmt dem Vokal etwas vom Laute, und gibt dem Mitlauter etwas dazu: es verbindert die gar zu große Oeffnung des Mundes bei den Vokalen, und die Zerrung bei den Conſonanten: daher die Griechen, die die Hauche (Spiritus) bei ihrer Sprache ſo ſehr brauchten, um inſonderheit das Ypſilon fortzuſtoßen; im Phyſiſchen Verſtande den Ausſpruch des Horaz verdienen:

— Grajis dedit ore rotundo
Muſa loqui.

Und doch reicht die Griechiſche Sprache hierinn nicht an die Morgenländiſchen, deren Aſpirationen, (z. E. bei den Hebräern das א, ה, ח und ע) kaum mehr zu beſtimmen ſind. Die Römer, die ihre Sprache ſo Griechiſch als möglich machen wollten, nahmen daher auch die Hauche auf, um ihre alte Mundart zu mildern. Quintilian führt an, die Alten

hätten aedus, ircus (ſtatt haedus, hircus) geſprochen: man hätte aus dem Griechiſchen aber das H dazu genommen: ja, wenn man das Catulliſche Epigramm kennet, das über hinſidias und hionios (ſtatt inſidias und ionios) ſpottet: ſo weiß man, daß die Kleinmeiſter von lieblichem Ton ihn endlich zu allgemein auch bei den ſanften Vokalen, die ihn nicht nöthig hatten, machen wollten. Cicero ärgert ſich, daß er dem Volk zu gefallen, pulcher und triumphus, ſtatt pulcer und triumpus ausſprechen müſte, und Quintilian ärgert ſich, daß man ſchon ausſchweifte, um chorona und praecho zu ſchreiben.*

Die

* Hier im Vorbeigehen eine kleine Schulanmerkung, die unſrer neuen Orthographie nöthig iſt. Die Alten hatten ſich ſo in das H verliebt, daß ſie es gerne ſprachen, ſelbſt wo ſie es nicht ſchreiben dorften, und auch nicht ſchrieben. Uns neuern iſt ſo wenig an dieſem Muſikaliſchen Buchſtaben gelegen, daß wir ihn im Schreiben ſo gern wegwerfen, da wo wir ihn doch nothwendig, und inſonderheit bei einſylbigen Wörtern ſehr unterſcheidend ſprechen müſſen. Die Orthographie des Denſo und vieler andern iſt mir alſo unausſtehlich: die bewonen, Lon, Son ſchreiben: bald wird man alſo auch geen (ſtatt gehen), aben ſtatt haben, und An, ſtatt

Die Nordlichen Völker verſchlingen die Aſpiration der Kehle durch den ſtarken Gebrauch der Zunge, Lippen und des Gaumens, und da ſie die Lateiniſchen Länder überſchwemmten: ſo fanden ſie das H unausſprechlich. Es verlor ſich alſo aus der Italiäniſchen und meiſtens auch aus der Franzöſiſchen Sprache. Unſrer Deutſchen Sprache, als einer Originalmundart blieb es, und mildert alſo recht ſehr ihre Barbarey der Conſonanten.

„Das Deutſche hat aber ſo biſarre Conſtruk„tionen, daß die Metaphyſiſche Ordnung der „Worte ohne Noth geſtört wird, und der „Schriftſteller doch keine Freiheit mehr hat.* „Zum Exempel! die Metaphyſiſche Ordnung „der Worte wird geſtört: denn wie lächer„lich klingts: Hier au ſoir vint le Comte „ici par; und doch ſagen die Deutſchen: „Geſtern Abend kam der Graf hier an!„ — Wer von den Deutſchen iſt von dieſem Exempel nicht ſo getroffen, als von einem Blize, daß

ſtatt Hahn ſchreiben. Schade für unſre Sprache, wenn man zwei Menſchenalter nach uns ſo ſpricht, als dieſe Sprachverderber ſchreiben.

*) Litt. Br. Th. 16. p. 20. 21.

daß er ſo gleich den Eigenſinn der Franzöſiſchen Sprache, und ihre Ungelenkigkeit für die wahre, einzige Metaphyſiſche Ordnung der Wörter hält, und künftig immer den Franzoſen zu Gefallen, und zu Ehre der Sprachenphiloſophie folgende Conſtruktionsordnung einführet: „weil ihr nicht uns da„von habt nicht heute wollen thun den Ge„fallen: wir euch ihn werden thun.„ Denn dies iſt die ächte Franzöſiſche Conſtruktionsordnung (puisque vous ne nous en avez pas aujourd'hui voulû faire la grace; nous vous la ferons); und der Eigenſinn der Franzöſiſchen Conſtruktion, iſt doch die Metaphyſiſche Ordnung ſelbſt. Wenn man ſich doch ſcheuen wollte, Sachen in die Welt zu ſchreiben, von denen man nicht die gehörige Känntniß haben kann.

„In wie fern Inverſionen nützlich oder „ſchädlich ſind, muß gewiß, aus ganz andern „Gründen, als ſolchen wörtlichen Ueberſez„zungen erörtert werden; und die Urſache, „warum dergleichen Partikeln in der Deutſchen „Sprache ſo und nicht anders geſezzt werden, „mag ſich doch wohl können Philoſophiſch erklä-

„ren

„ren laſſen.„ Ich verſuche es, ſie Philoſophiſch zu erklären; — aber nicht die Partikel — denn jede Sprache hat ihren Eigenſinn; ſondern die Inverſionen überhaupt: ſo wird ſich ihre Erlaubniß und Nutzen von ſelbſt zeigen.

12.

Das Hauptgeſez bei der Verbindung der Worte zu einer ganzen Idee iſt folgendes: *

„Man laſſe mehrere Ideen, die zuſammen ei„nen Gedanken ausmachen ſollen, in der Ord„nung folgen, die der Faßlichkeit des Gedan„kens, und dem jedesmaligen Zwecke des Re„denden gemäß iſt. Nun kann der Zweck des „Redenden in tauſend Fällen einerlei ſeyn; „alſo wird es eine gewiſſe allgemeine Con„ſtruktionsordnung geben. Hundert mal „aber gibt es einen beſondern Zweck des Red„ners, und denn iſt die Sprache die beſte, „welche räumig genug aufgeſchürzt iſt, um ih„re Ordnung nach dieſem Zwecke wenden zu „können.„

Stel.

* Litt. Br. Th. 17. p. 184.

Stellet euch zwei Geister vor, die sich einander ihre Gedanken, und blos Gedanken unmittelbar mittheilen; so wird die Ordnung, in der das eine Wesen sie denket, auch zugleich die seyn, in der sie das andere erblicket. So wie die Ideen bei dem einen sich entweder aus seinem innern Grunde hervorwickeln, oder so wie es sie aus den Dingen außer sich schöpfet: so theilet es dieselben auch mit. Eine ruhige Vernunft, die nichts als Gedanken einer andern Vernunft saget: gehet also den gewöhnlichen Pfad der Zusammensezzung der Begriffe; sie zeiget den Gegenstand zuerst und ihr Urtheil darüber an. Hier ist also der Bau eines Perioden so regelmäßig bestimmt, daß, nach der Arabischen Prosodie zu reden, jedes Wort einen Pfosten und Säule ausmacht, der eben hier an seinem Orte stehet.

Betrachtet eine Philosophische Sprache; wäre sie von einem Philosophen erdacht: so hübe sie alle Inversionen auf: käme eine allgemeine Sprache zu Stande: so wäre bei ihren Zeichen nothwendig jeder Plaz und jede Ordnung so bestimmt, als in unsrer Dekadik. So lange wir aber noch keine durchaus

aus Philoſophiſche Sprache haben, die blos für die Weltweisheit erfunden wäre: ſo nehmt die, die am meiſten zur Weltweisheit gebraucht wird, die Lateiniſche, nehmt ſie, wie ſie in den Büchern der Weltweisheit iſt, wenn ſie Lehrſäzze und trockene Beweiſe vortragt; wie iſt ſie? ohne Inverſionen meiſtentheils.

Nun ſtellet euch zwei ſinnliche Geſchöpfe vor, davon der eine ſpricht, der andre höret: Dem erſten iſt das Auge die Quelle ſeiner Begriffe; und jeden Gegenſtand kann er in verſchiedenen Geſichtspunkten ſehen: dem andern zeiget er dieſen Gegenſtand, und es kann auf eben ſo verſchiedenen Seiten geſchehen. Nun betrachtet die Rede, als ein Zeichen dieſer Gegenſtände: ſo habt ihr den Urſprung der Inverſionen. Je mehr ſich alſo die Aufmerkſamkeit, die Empfindung, der Affekt auf einen Augenpunkt heftet; je mehr will er dem andern auch eben dieſe Seite zeigen, am erſten zeigen, im helleſten Lichte zeigen — und dies iſt der Urſprung der Inverſionen. Ein Beiſpiel: Fleuch die Schlange! ruft mir jemand zu, der mein fliehen zu ſeinem Hauptaugenmerk hat, wenn ich nicht fliehen wollte. —

BAYERISCHE STAATS-

Die Schlange fleuch! ruft ein anderer, der nichts geschwinder will, als mir die Schlange zeigen; fliehen werd ich von selbst, so bald ich von ihr höre. — Er hat mir das Geld gestohlen; und kein anderer; Er hat mir das Geld gestohlen; ich weiß es gewiß; das Geld hat er mir gestohlen (und keinen Ring); Mir hat er das Geld gestohlen, und keinem andern; gestohlen hat er mir das Geld (nicht abgeborgt); wie viel Veränderung macht hier nicht die Inversion in der Wendung des Gedankens.

Entspringt also die Inversion von der sinnlichen Aufmerksamkeit: so muß bei einer noch ganz sinnlichen Nation ihre Sprache unregelmäßig und voll Veränderungen seyn: wie die Gegenstände ins Auge fallen, so saget sie dieselbe; eine Grammatikalische Construction ist noch nicht eingeführt. So sind noch jetzt die Sprachen der Wilden, und alle alte Sprachen, die ursprünglich sind, und das Gepräge der ersten sinnlichen Lebensart führen, sind voll Inversionen. Geberden, und Accent kommt zu Hülfe, um dies Chaos von Worten verständlich zu machen. — Noch immer spricht

man

man von den älteſten Sprachen, als wären ſie von GOtt, oder einem Philoſophen erfunden, und wären aus ſeinem Gehirn mit aller Rüſtung geſprungen, wie Pallas aus dem Gehirn des Jupiters. Alles, was wir ſchönes in den älteſten Sprachen finden: iſt erſt ſpäter in ſie gekommen, nur wir kennen die erſten unförmlichen Zeiten nicht; daher ſcheinen ſie uns gleich im Anfange im Glanz. Nehmet das ſinnreichſte Spiel, wo ein Euler durch die Berechnung der Fälle der Wahrſcheinlichkeit die weiſeſte Anordnung entdeckt; iſt es im Anfange ſo geweſen — nichts als eine Zuſammenhäufung ungefährer Würfe; eine Folge von Verſuchen, bis Verſuche endlich Kunſt in daſſelbe brachten —

So bald gewiſſe Dinge mit beſtimmten Worten fortgepflanzt wurden; wie dies durch die erſten Lieder geſchahe; ſo fieng ſich dieſes unordentliche Chaos an zu ſenken; man ſuchte die Ordnung der Worte aus, die dem Lernenden am faßlichſten waren; das Sylbenmaas muſte ſie einpaſſen, und ſo ward ſie zwar kein Geſez, keine Regel, aber ein Muſter, ein Prajudicat: und man weiß, daß alle Völ-

ker nach bloßen Gebräuchen leben, ehe sie Geſezze haben. Die Gebräuche werden zu Gewohnheiten, und so ward auch die Conſtruktionsordnung dazu, doch daß ihre Uebertretung noch keine Sünde war.

Endlich näherte ſie ſich dem Anſehen eines Geſezes, da die Bücherſprache aufkam; jezt fiel die Aktion weg, die vorher die Inverſionen erläutert hatte. „Denn dem „Sprechenden helfen ſeine Gebärden und der „Ton der Stimme den wahren Verſtand beſtimmen; da hingegen alles dies im Buche „wegfällt.„* Man muſte alſo einer gewiſſen Ordnung folgen, um dem Leſenden verſtändlich zu werden; indeſſen war dieſe noch ſehr frei, wie die urſprünglichen älteſten Griechiſchen und Römiſchen Dichter bezeugen, denen keine neuere Sprache ihre Verändrungen nachmachen kann.

Man beſtimmte die Ordnung der Worte ſo lange, bis man endlich den Proſaiſchen Perioden herausdrechſelte, der der Ordnung der Ideen, ſo wie ſie ſich der Verſtand bildet, folg-

* Hat. Br. Th. 17. p. 186.

folgte, und doch auch das Ohr und das Auge zu Rathe zog. Und er ward also in seiner Struktur eine Anordnung von Bildern, so wie sie sich dem Auge darstellen würden, von Ideen, wie sie sich der Verstand denkt, von Tönen, wie sie das Ohr fodert, daß es mit Wohllust erfüllet werde. Der bloße Verstand, der nichts mit Auge und Ohr zu thun hat, folgt blos der Ordnung der Ideen, und hat also keine Inversionen; so ist der logische Periode. Er verwirft jede Veränderung, weil das Einfache das einzige Deutliche ist, und jede Inversion wenigstens einen möglichen Fall macht, daß eine doppelte Beziehung entspringen kann.

13.

Nun untersuchen wir hiernach die neuern Sprachen. Je mehr eine derselben von Grammatikern und Philosophen gebildet worden; desto härtere Fesseln trägt sie: je mehr sie ihrem ursprünglichen Zustande nahe ist; desto freier wird sie seyn. Je mehr sie lebt: desto

mehr Inversionen; je mehr sie zur todten Bücherſprache zurückgeſezzt iſt; deſto mindere. Alles beweiſet die Franzöſiſche Sprache: Diderot klagt, daß ihr die Grammatiker der mittlern Zeiten, die ihre Sprachkunſt gebildet, Feſſeln angelegt, unter denen ſie auch wirklich noch jezt ſeufzet. Wegen dieſes einförmigen Ganges mag es vielleicht ſeyn, daß man ſie eine Sprache der Vernunft nennet; daß ſie eine ſo ſchöne Bücherſprache zum Leſen iſt. Aber für das Poetiſche Genie iſt dieſe Sprache der Vernunft ein Fluch, und dieſe ſchöne Bücherſprache hat, um im Reden nicht zu ſchleppen, den flüchtigen und ungewiſſen Tritt annehmen müſſen, der für die hohe Deklamation dieſe galante Sprache Nervenlos macht. Wenn es von unſern jetzigen Sprachen gilt, „daß wir eine Menge beſonderer Zwecke gar „nicht durch die Wortfügung anzuzeigen ver„mögend ſind: ſondern ſie nur müſſen aus „dem Zuſammenhange errathen laſſen:„ * ſo iſt dieſe Unvollkommenheit gewiß vorzüglich bei der Franzöſiſchen Sprache.

Aber

* Litter. Br. Th. 17. p. 186.

Aber so ist doch ihre Sprache eine Sprache der Vernunft, weil ihre Ordnung der Metaphysischen Reihe getreuer bleibt? Es sey so! getreuer! aber getreu bleibt sie ihr nie, und keine menschliche Sprache sinnlicher Geschöpfe kann ihr treu bleiben; denn die Französische Sprache hat so gut, wie jede andere, unphilosophischen Eigensinn — und nun schliesse ich mit einemmal! ihre Ordnung ist schlechter, als die unsere, weil die unsrige räumiger aufgeschürzt ist, um ihre Ordnung nach jedem Zwecke lenken zu können. Vollkommenheit kann keine Sprache erreichen; die gröste Poetische Schönheit auch nicht: sie bleibt also in der Mitte, und sucht: Behaglichkeit,* — und zu der gehören auch Inversionen.

Die Sprache hat den Punkt der Behaglichkeit getroffen, die Poeten, Prosaisten, und Philosophen ein leichtes Werkzeug ist; die beiden ersten nutzen von den Inversionen: wenn nun ihr Nutzen dem dritten nicht

* Man erlaube mir dies Wort, das ein Classischer Schriftsteller unter uns, wenn ich nicht irre, gerechtfertiget hat: der Verf. der Phil. Schr.

nachtheilig iſt; ſo können und müſſen ſie bleiben.

Ja! aber beweiſe, daß ſie ihm nutzen! Der Franzoſe leugnet ſchlechterdings, daß ſie ihm Freiheit und Hülfsmittel verſchaffen: und denn beweiſe auch, daß ſie dem Weltweiſen nicht ſchaden: ſonſt muß man einen kleinern Nutzen dem gröſsern aufopfern. Ich will es verſuchen.

Ich fange vom leichteſten an. Das Ohr will einen Perioden, der es durch ſeinen Wohlklang füllet, der gnug abwechſelt, und nicht zu oft wiederkommet. Kann dies eine Rede ohne Inverſionen erreichen? Schwerlich! ein Periode ſchließt ſich, wie der andre, wenn er ſeine Meinung geſagt hat; das ſtolze Ohr wird durch einerlei Cadencen gequält: es empfindet es, die Inverſionen in der Sprache ſind eben ſo nöthig, als das Unebenmaaß in der Malerei, und in der Muſik der Mißlaut. Die Franzöſiſche Sprache hat ja noch immer viele Inverſionen — und doch wird ein Griechiſches Ohr in ihrem Poetiſchen und gewöhnlichen Proſaiſchen eine groſse Monotonie bemerken, die oft bei dem leztern den Conſtructionen unſers Canzleiſtils gleicht.

Dies

Dies gienge endlich wohl noch hin — aber der Schriftsteller, der fürs Auge, für die Einbildungskraft schreibt, der durch die Einbildungskraft, Aufmerksamkeit, Empfindung, ja öfters Leidenschaft erregen will — der braucht sie nothwendiger. Er malet der Einbildungskraft ein Gemälde hin, wo jedes Wort von seinem Orte Schönheit erhält — und die Ordnung der Phantasie ist doch gewiß nicht die Ordnung der kalten Vernunft. Diese Inversion ist, um die Aufmerksamkeit zu erregen, jene, um sie zu erhalten; diese überraschet, jene beweget die ganze Seele: diese gehört zum Hinterhalt, um unversehens hervor zu brechen; jene gehören zur Schlachtordnung, daß jedes Wort an seinem Orte trift, und in seinem Lichte erscheint. Hiedurch bekommt die Prose Munterkeit, die Poesie Feuer; und die muntern Franzosen haben es bis zur muntern Prose des Umganges gebracht; und die Inversionen, die sich unsre gute Poeten haben erlauben können; gehören mit zur Deutschen Freiheit.*

* Litter. Br. Th. 16. p. 8.

Aber wie? leidet nicht die Philoſophiſche Sprache der Deutſchen darunter? Was das anbetrift: ſo fühlen wir weit eher Feſſeln in der Dichteriſchen, als Philoſophiſchen Sprache; auch wir fühlen es: „daß wir eine Menge „beſonderer Zwecke gar nicht durch die ordent„liche Wortfügung anzeigen können; die wir „nur müſſen aus dem Zuſammenhange errathen „laſſen.„ Unvollkommenheit unſrer Sprache von der ſinnlichen Seite, aber von der Seite der Vernunft?„

„Zur Weltweisheit* ſcheint die Deutſche „Sprache, mehr als irgend eine von den le„bendigen Sprachen, ausgebildet zu ſeyn. Sie „iſt beſtimmt und reich genug, die feinſten „Gedanken des Metaphyſikers in ihrer nack„ten Schönheit vorzutragen, und von der „andern Seite nachdrücklich und bilderreich „genug, die abgezogenſten Lehren durch den „Schmuck der Dichtkunſt zu beleben. Je„nes hat ſie Wolfen und dieſes Hallern zu „danken. Zwei ſolche Schriftſteller ſind genug, „einer Sprache von einer gewiſſen Seite die „gehörige Ausbildung zu geben. Die Na„tion

* Th. 7. p. 163.

„tion hat ihnen auch so zu sagen das Münz-
„recht zugestanden; denn die mit ihrem Stem-
„pel bezeichnete Ausdrücke, sind in dem Ge-
„biete der Weltweisheit nunmehr gäng und
„gäbe worden.

„Der Philosophische Geist hat sich bei uns
„auf alle Theile der Gelehrsamkeit verbrei-
„tet, und giebt unsern schönen Schriften
„selbst eine gewisse Teinture von Ernst und
„Gründlichkeit, die uns eigenthümlich ist, und
„einem Ausländer den Karakter der Nation
„zu erkennen geben muß. Hingegen müssen wir
„von auswärtigen Lesern aus eben der Ursach der
„Dunkelheit beschuldigt werden, so lange sie
„noch mit unserer Litteratur nicht genug be-
„kannt sind. Wenn uns Deutschen die
„Schriften eines Pascal, Fontenelle, Mon-
„tesquieu und einiger andern Französischen
„Weltweisen nicht bekannt wären; so wür-
„den wir uns in die neuern Schriften dieser
„Nation gleichfalls nicht zu finden wissen.
„Und wie viel mehr muß dieses den Ausländern
„in Ansehung unsrer Litteratur wiederfahren,
„da bei uns die Philosophie eine merkliche
„Gewalt über die Sprache gewonnen, und

„wir

„wir zur Verbeſſerung der ſchönen Wiſſen„ſchaften, ſo zu ſagen, den Weg über die „Metaphyſik genommen haben.„

In dieſen Geſichtspunkten hat unſre Sprache vor der Franzöſiſchen voraus, und ſollte es alſo Gelehrten nöthig geſchienen haben, dieſe Freiheiten aufzuopfern: „ſeit dem ſie „Philoſophie und Franzöſiſche Sprache ſtudirt „hätten.„* Philoſophie und Franzöſiſche Sprache — ein Paar, was ſich hier ſehr fremde zuſammen findet.

14.

Es iſt gut, daß ein Franzoſe es nicht unternimmt, über unſre Sylbenmaaſſe zu urtheilen: ſein Ohr iſt zu einer Monotonie verwöhnt, und es würde ihm, wie einem ungelenkigen Alten, gehen, der ſeinen muntern Knaben das Springen verbeut, weil er ſelbſt nicht mit ſpringen kann. Einem Franzoſen kann man es ſchwerlich begreiflich machen, „daß „unſre lange und kurze Sylben von ſo ver„ſchiedener Art ſind, daß man, um dieſe Nuan-

„cen

* Th. 16. p. 22.

„cen richtig zu bezeichnen, auſſer dem gewöhn-
„lichen ∪ und – wenigſtens noch drei ver-
„ſchiedene Zeichen haben müſte, daß unſer
„Hexameter alſo durch die Kraft eines Ge-
„nies ſich dem Hexameter der Alten unge-
„mein nähern könne.„*

Ich wollte, da ich von der Ueberſezzung aus den Alten redete, die Materie nicht zerreißen: jezt ſezze ich die vornehmſten Bemerkungen der Litteraturbriefe mit einigem Kritiſchen Urtheil hieher:

Ueber den Hexameter.

„Der Deutſche Ueberſezzer des Rabelais,
„Huldrich Elloposcleros (wahrſcheinlich
„Johann Fiſchart; denn ελλοπος κληρος
„heißt, einer, den das Loos der Fiſche getrof-
„fen, und die Ueberſezzung des Philipp von
„Marnix von Fiſchart, iſt dem Deutſchen
„Rabelais ſehr gleich) hat unter ſeinen Zu-
„ſäzzen, den Anfang eines ſcherzhaften Hel-
„dengedichts in gereimten Deutſchen Hexa-
„metern,

* Litter. Br. Th. 16. p. 84.

„metern, und eine Zueignung an die Deutſche „Nation in Hexametern und Pentametern, wo „ſich nicht blos Pentameter mit Pentameter, „ſondern auch jedes Hemiſtichion mit dem an„dern reimet. Das war 1617. Einige „Jahre nachher gab Alſted in ſeiner voll„ſtändigen Ausgabe der Encyklopädie ein Mu„ſter von Deutſchen Hexametern. Von Al„ſted bis auf Heräus iſt des Deutſchen Hexa„meters ſelbſt nicht in den Lehrbüchern der „Dichtkunſt gedacht, wo doch Muſter in an„dern Lateiniſchen Sylbenmaaſſen, in dem „Alcaiſchen z. E. vorkommen.* Nach He„räus gaben bald Omeis, bald Gottſched „nach allen ihren Kräften Beiſpiele davon; bis „endlich andere Männer ins Spiel traten, die „der Sache nicht durch ihren kritiſchen Rich„terſpruch, ſondern durch ihren ſtillſchweigen„den Gebrauch den Ausſchlag gaben. Der „Verfaſſer des Meßias und des Frühlings „ſchienen ſich das Wort gegeben zu haben, und „traten faſt zu gleicher Zeit mit Werken in „dieſer Versart hervor, auf deren noch im„mer wachſenden Beifall, ich allein die Hoff„nung

* Litter. Br. Th. 1. p. 110. f.

„nung gründe, daß sich der Deutsche Hexa-
„meter erhalten werde. Man sezze aber, das
„Unglück hätte es gewollt, und der Verfas-
„ser des Nimrods wäre jenen beiden Dich-
„tern im Gebrauch desselben zuvorgekommen
„(wie er sich dessen auch in allem Ernste rüh-
„met). Würde er wohl einen einzigen Nach-
„folger bekommen haben, wenn seine Hexa-
„meter auch schon zehnmal richtiger und wohl-
„klingender gewesen wären, als sie in der
„That nicht sind?„*

Klopstock sezzte vor seinen Meßias, eine Ab-
handlung von der Nachahmung des Grie-
chischen Sylbenmaasses im Deutschen,
ein Fragment, „das in seiner Art kein schlech-
„teres Fragment, als bisher der Meßias
„selbst ist, worinn zwar nicht alles gesagt
„wird, aber was gesagt wird, ist vortreflich.
„Nur muß man selbst über die alten Syl-
„benmaasse nachgedacht haben, wenn man
„alle die feinen Anmerkungen verstehen will,
„die Herr Klopstock mehr im Vorbeigehen
„als mit Vorsaz zu machen scheinet. Der
„Pro-

* Litter. Br. Th. 2. p. 305.

„Prosaische Vortrag des Dichters gefällt mir „sehr wohl, und die ganze Abhandlung ist „ein Muster, wie man von Grammatikalischen „Kleinigkeiten ohne Pedanterie schreiben „soll..." * Kurz! wenn einige Grammatiker die Abhandlung des Dionys von Halikarnaß gülden genannt: so kann man die beiden vor dem Meßias, und die über den Poetischen Stil mit mehrerem Rechte so nennen. Klopstock fand es hierinn möglich, dem Griechischen und Lateinischen Hexameter so nahe zu kommen, daß er größern Werken einen Vorzug gäbe, den wir durch unsre gewöhnliche Sylbenmaaße nicht erreichen können. Er fand es möglich, ohne doch der Prosodie der Alten so genau nachkommen zu dörfen, als Uz in seinem Gedichte: der Frühling, und ohne ihm die Vorschlagssylbe geben zu müssen, die Kleist in seinem Frühlinge der Welt einführte.

Nirgends ward er so sehr Mode, als in der Schweiz: sie sahen ihn vor so vollkommen an, „daß es nichts weiter bedörfe, als „ihn zu gebrauchen, um sich der seltensten „Wirkun-

* Litter. Br. Th. 1. p. 108. 109.

„Wirkungen des Wohlklanges und des Poe„tischen Ausdrucks zu versichern. Sie „wünschten sich unter einander Glück, daß „eben dieselben Genien, die den Muth ge„habt, die erhabensten Wahrheiten der irr„dischen Wissenschaft zum Gegenstande ihres „Gesanges zu nehmen, und sich in die Olym„pischen Sphären, den Wohnplaz höherer „Naturen, zu schwingen; uns auch den wah„ren heroischen Vers, den Hexameter der „Griechen und Römer, in aller seiner Ver„schiedenheit und schönsten Harmonie hervor„gebracht haben.„ * Ein Gedicht in Hexametern folgte auf das andere. Noah und Jacob und Joseph und Rahel und Abraham und Telemach und Sündfluthen und Fragmente, und Hymnen, und Briefe, lebendige und todte — keinem Menschen kam es ein, ihn gegen den Hexameter der Alten recht zu prüfen — bis es der that, der vielleicht selbst die härtesten unter allen geschrieben hatte: Oest, der Verfasser des Siechbettes.

Hier

* Th. 10. p. 355.

Hier iſt der Titel ſeiner neuen Ausgabe: Oeſts Verſuch einer Kritiſchen Proſodie: oder Anmerkungen und Regeln über das Sylbenmaas der Alten, vornehmlich Griechen und Lateiner, nebſt einer Beurtheilung des neuern Deutſchen Hexameters und der vermiſchten feineren Sylbengrößen bei einigen unſerer jüngern Dichter: 1765. Der Verfaſſer hat eine größere Kenntniß der Deutſchen Sprache, als alle Beurtheiler der Sylbenmaaße vor ihm; ein genaues Gefühl der Rhythmik der Alten; eine große Beleſenheit und eine Geduld, die nicht jedermanns Ding iſt. Allein bei allem dieſen iſt ſeine Kritiſche Proſodie wüſte; Finſterniß auf der Tiefe, und Winde, die das Gewäſſer bewegen. Eine dunkle affektirte Schreibart, in der die Ideen ſelbſt nicht im gehörigen Licht erſcheinen. Weitläuftigkeiten, wo Kürze zugereicht hätte: Unordnung in den Stücken, und Stücke, die kein Ganzes ausmachen. Vielleicht wäre es alſo beſſer geweſen, wenn der Herr Pfarrer: Johann Peter Müller ſeines Herrn Oberinſpectors Anmerkungen nicht blos herausgegeben,

geben, ſondern, geordnet, gefeilt, und erleuchteter herausgegeben hätte.

„Ramler, einer der einſichtvolleſten „Kunſtrichter Deutſchlandes, dem — und „dem faſt allein — wir die feinſten Anmerkungen über den Wohlklang Deutſcher Gedichte zu danken haben, nahm ihn unter „ſein Feld der Beobachtung, theils im Batteux, theils (wenn ich mich nicht irre) im „18ten Theil der Litteraturbriefe.* Und „dieſe haben hin und wieder ſo davon geurtheilt.

„Haben wir den Griechiſchen oder Römiſchen Hexameter in aller ſeiner Verſchiedenheit und ſchönſten Harmonie? Leute ſollten dies wenigſtens nicht behaupten, die die „Natur der Griechiſchen und Römiſchen Poeſie und auch die Natur der unſrigen kennen „wollen. Jene haben ein Sylbenmaas, das „aufs genaueſte beſtimmet, und gleichſam ausgerechnet iſt, ſie haben wenige Sylben, die „lang und kurz können gebraucht werden, „ſchon der Zuſammenſtoß zweier Conſonanten

* p. 119, 180.

„wird von ihnen gehört und macht eine Syl-
„be lang u. ſ. w. Wir haben nichts dergle-
„chen; wir richten uns blos nach einer zu-
„weilen ziemlich unbeſtimmten Ausſprache.
„Faſt alle einſylbichte Wörter, deren wir ei-
„ne ſehr große Menge haben, können nach Be-
„lieben lang oder kurz gebraucht werden; hiezu
„kommt, daß wir gezwungen ſeyn, uns an-
„ſtatt der Spondäen mehrentheils der Tro-
„chäen zu bedienen, daß wir ſehr wenige Dak-
„tylen haben u. ſ. w.„ Blos dieſe beide lezte Punkte beweiſen, daß ein Vers, wo es einerlei iſt – – oder – ⏑; entweder – ⏑ ⏑ oder – ⏑ – oder gar – – ⏑ zu ſezzen, ohnmöglich eben derſelbe Vers der Alten ſeyn kann, indem jedes Sylbenmaas aufs genaueſte beſtimmt war.

„Wir können alſo blos den alten Hexame-
„ter auf gewiſſe Weiſe nachahmen, und da
„unſre Tonmeſſung in vielen Stücken noch
„gar nicht unter gehörige Regeln gebracht
„iſt: ſo muß indeſſen das Ohr hauptſächlich
„die Richtigkeit des Deutſchen Hexameters
„entſcheiden. Dieſes muß am ſicherſten be-
„ſtimmen, ob ein Wort an einem gewiſſen

„Orte

„Orte vortheilhafter lang oder kurz gebraucht „werden könne: dieſes muß uns lehren, daß „man auf einen Trochäen nicht einen Daktylus müſſe folgen laſſen, deſſen erſte Sylbe „lang oder kurz ſeyn kann, weil ſonſt das „Sylbenmaas verwirrt wird, und dergleichen mehr; alsdenn erfolget ſtatt der Harmonie eine unausbleibliche Verwirrung, und „das Ohr wird weit mißvergnügter, als bei „einer noch ſo unharmoniſchen Proſe.

„Folgendes ſind alſo die allgemeinen Regeln des Deutſchen Hexameters. Die Länge „und Kürze muß nach dem Accente, der Ausſprache gemäß, genau beobachtet werden; „die Daktylen müſſen insbeſondere, ſo viel „möglich, rein ſeyn: keine Endung muß einer „andern, oder der Mitte des Verſes allzuſehr „ähnlich ſeyn; kein Hexameter muß auf zweierlei Art können ſcandiret werden. Der „Abſchnitt muß, ſo viel möglich, im dritten „Fuß und männlich ſeyn.

„Wir haben in unſerer Sprache einen „Mangel an Spondäen, und dieſer Mangel „entzieht dem Deutſchen Theater keinen geringen Theil von dem geſezten Wohlklange, den

„die Griechiſchen und Lateiniſchen Hexameter
„haben. Solten wir alsdenn die Spondäen,
„die uns die Sprache noch giebt, nicht ſorg-
„fältig zu Rath halten? Unſre langen Sylben
„werden ganz genau durch das Zeitmaas der
„Ausſprache beſtimmt; und dieſes hanat ent-
„weder von der Natur der Sylbe ſelbſt ab,
„welche eine merklich längere Zeit zum Aus-
„ſprechen erfodert, oder von dem Accent, den
„wir in der Ausſprache drauf legen. Müſ-
„ſen wir nun nicht zweiſylbige Wörter, de-
„ren Sylben einerlei Länge des Zeitmaaßes
„haben, als natürliche Spondäen anſehen,
„dafür wir der Sprache Dank ſchuldig ſind?
„z. E. Umgang, Schickſal, Unglück, Aufruhr,
„Freundſchaft ꝛc. Dieſe müſſen wir alſo nie
„als Trochäen und noch weniger als Dakty-
„len gebrauchen.

„Aus Mangel der Spondäen müſſen wir
„oft Trochäen gebrauchen. Das Ohr ver-
„liert etwas dabei, und der Hexameter be-
„kommt einen weniger männlichen Klang,
„wir müſſen ihn alſo durch Trochäen ſo voll-
„klingend zu machen ſuchen, als es möglich
„iſt. Die Trochäen müſſen ſich alſo mit ei-

„ner

„ner bestimmten langen Sylbe anfangen, daß „der Leser nie verleitet werde, sie Jambisch zu „lesen: die Daktylen, die wir mit einmischen, „müssen sehr rein seyn, und dem Ohr die dop„pelte kurze Sylbe merklich zu vernehmen „geben. Durch diesen geschwindern Fall „werden die Trochäen gleichsam kontrastirt „und gehoben, ihr langsamer Gang fällt „deutlicher ins Gehör, und nähert sich dem „Spondaischen. Wenn man aber Trochäen „nach dem Sylbenmaas Jambisch lesen muß, „wenn man eine natürlich lange Sylbe bald „im Trochäen lang, bald wieder in Dakty„len kurz gebraucht findet: so verschwindet „dem Leser die Harmonie des Verses.

„Man hat es sich auch, wie mich dünkt, „zu leichtsinnig angewöhnt, die einsylbigen „Wörter als gleichgültig in der Prosodie zu „betrachten. Allein die Aussprache, oder „der Accent, den der Nachdruck der Rede „auf ein einsylbiges Wort legt, bestimmt seine „Länge oder Kürze in den meisten Fallen ganz „genau, und das Ohr wird sehr beleidigt, „wenn es Sylben kurz hören muß die doch „der Nachdruck und die Aussprache lang

„macht — und ſo umgekehrt. Je gröſſern „Vorrath nun unſre Sprache an einſylbigen „Wörtern hat; deſto genauer müſſen wir in „Beobachtung der Proſodiſchen Regeln ſeyn. „Hier darf uns die Proſodie der Griechen „und Römer, die überdem auf unſere ſchwer„fälligere und vollſylbige Sprache nicht ap„plikabel iſt, gar nicht zur Regel dienen. Die „einſylbigen Wörter, die ſie in ihrer Sprache „als gleichgültig anſahen, mögen wirklich in „ihrer Ausſprache ein mitleres Maas gehabt „haben: oder das Maas aller übrigen Syl„ben war auch ſo genau beſtimmt, daß die „wenigen ancipites keinen Mißklang in der „Harmonie machen konnten. Dies iſt bei„des aber nicht bei uns. Die Natur unſrer „Sprache ſcheint auch ſelbſt das Tonmaas „zu beſtimmen, und vielleicht auf folgende „Weiſe: Alle einſylbige Nomina ſind immer „lang: die einſylbige Verba auch, nur iſt „und hat ſcheint davon eine Ausnahme zu „machen, das lang und kurz iſt; die einſyl„bigen Nomina mit ihrem Artikel, und die „Verba mit ihrem Vorwort ſind offenbar „Jamben, und ein einſylbiges Adiectivum,

„das

„das kurz gebraucht wird, beleidigt faſt alle„zeit das Ohr. Unter allen übrigen einſyl„bigen Wörtern, die Partikeln und Vorwör„ter ſind, gibts wenige lange; die meiſten „ſind kurz, es ſei denn, daß der Nachdruck „der Rede einen Accent darauf legt.„

Dies ſind die grammatikaliſche Regeln, die die Litteraturbriefe zum Bau des Hexameters gegeben; ich ſezze eine philologiſche Bemerkung dazu, ohne mich in die Grammatik einzulaſſen, die blos aus dem Genie der Sprache die Sache betrachtet.

Frägt man denn: können wir Hexameter machen? Nein! wir haben ja ſchon genug! Frägt man: können wir welche nach der Proſodie der Alten machen? Nein! denn das können hat Uz gezeigt! Sondern iſts unſrer Sprache natürlich, Hexameter zu machen? Und wie weit müſſen wir Zwang groſſen Zwecken aufopfern? Natürlich! und wie iſt das zu ſehen? Entweder aus der Natur der Sprache, oder aus Verſuchen. Aus dem erſten Geſichtspunkt merke man:

Nach Lowths Bemerkung iſt ſelbſt die Hebraiſche Sprache zu feurig und in ihren Formen zu einfach, als daß ſie ſo einem abgemeſſenen Polymetriſchen Numerus, als die Griechen nachher hatten, ſich hätte bequemen können. Und trift nicht das Gegentheil auf unſere Sprache vielleicht? Viel zu volltönig und in ihren Formen zu zerſtückt und zuſammengeſezt, als daß ſie ſich dem Polymetriſchen Numerus bequemen könnte. Jene, und unſere halten beide, Extreme, nur beide entfernen ſich von der Mitte.

Zu volltönig;) da die Sprache der Griechen hochtönend war, und auſer langen und kurzen auch hohe und niedrige Accente hatte; einen Unterſchied, den wir entbehren. Aber für Hexameter nicht entbehren können, denn bei unſerm niedrigen vollen Accent erhöhet man ſich ja wenig zum Daktylus, ohne einſylbige Wörter als Flickwörter in der Rhythmik nöthig zu haben; wie kann die Sprache aber Polymetriſch ſeyn, die eigentlich nur zu Jamben und Trochäen eine Höhe und Tiefe hat; die ſich ſelten in Spondäen erhalten kann,

kann, weil ſie dieſe nicht mit den kurzen Sylben zu compenſiren weiß.

Zu zerſtückt in ihren Formen;) Dies zeigen die vielen einſylbigen Wörter, und unſere ganze Flexion. Unſer ganzer Periode bekommt alſo, da die meiſten dieſer Wörter lang ſind, was ſteifes, oder Proſaiſches. Woher aber ſind ſie lang? Weil unſre volltönige Sprache, die die höheren Accente entbehrt, ſie durch mehrere erſezzen muß, und alſo fallen die Griechiſchen τονοι im Deutſchen fort, die den Ton auf die vorhergehende Sylbe ſchoben; theils fallen die Lateiniſchen ancipites weg, die den Ton, der nach einem hohen folgte, ungewiß laſſen konnten. Unſere Sprache mag in der Wendung des Perioden noch ſo biegſam ſeyn; ihre Beſtandtheile kann ſie doch ſchon nicht ändern, und ſelbſt unſre Väter im Poetiſchen Zeitalter ähnlicher Sprachen, die Skaldrer, ſie haben nie auf Griechiſche Art Polymetriſch geſungen; höchſtens Sapphiſch, und das iſt noch immer die leichtſte Griechiſche Versart für uns.

Hiezu ſezze man nun noch Verſuche? Nicht in Hexametern, ſondern in einem freien Syl-

Sylbenmaas, um zu ſehen, was für Füße am meiſten in unſrer Sprache liegen? Ob, wenn man den Gedanken den Zügel läßt, man Pindariſche Oden und Tragiſche Chöre erblicken werde, oder einförmigere Cadencen? Und ich glaube alsdenn; tanzt unſer Deutſches nicht einmal nach Griechiſchen Sylbenmaaßen ungebunden; wie viel minder, wenn es in Metriſchen Feſſeln ſo tanzen muß.

Ramler that dies in einer andern Abſicht: er löſete die Proſe Geßners und Eberts in ihre natürliche Sylbenmaaße auf, um den Wohlklang zu zeigen. Vielleicht hätte er feurigere Stellen zergliedern ſollen, die nicht mehr geleſen, ſondern deklamirt werden müſſen, um alsdenn gewiß mehr als Proſaiſche Harmonie zu entdecken — und ich glaube, wenn man dies thut: ſo wird man immer weniger Polymetriſches finden, als man zu finden glaubt.

Ich darf nicht mehr verſuchen: es hat es ein andrer gethan: Klopſtock hat „ſeine „Poetiſche Empfindungen ſo frei ausgedrückt, „daß ſie ſich ſelbſt in ſymmetriſche Zeilen ge„ordnet zu haben ſcheinen, die voller Wohl-

„klang

„klang ſind, aber kein beſtimmtes Sylben„maas haben.., Er hebt am Feſt der Souveränität in Dännemark an:

Weht ſanft, auf ihren Grüften, ihr Winde!
Und hat ein unwiſſender Arm
Der Patrioten Staub wo ausgegraben,
Verweht ihn nicht!

Verachtet ihn, Leser, wer ſie nicht ehrt,
Und ſtammt' er auch aus altem Heldenſtamme,
Verachtet ihn!

Sie haben uns der hundertköpfigen Herrſchſucht entriſſen
Und einen König gegeben.

Man ſezze dies fort: Spondäen, Trochäen und Jamben wird jedes Naturgenie antreffen; Daktylen — wird es nur in Participien und wenig andern Wörtern finden; und zu den übrigen vielſylbigen Tritten, ſind unſre ein-

einſylbige Wörter wirklich zu unbeſtimmt, und Proſaiſch.

15.

Doch genug von dieſen grammatiſchen Schwürigkeiten, die einem Genie immer verdrießlich ſeyn müſſen: um vielleicht einige ſolche verdrießliche Genies zu verſöhnen, ſezze ich folgende Anmerkung dazu, von der ich wünſche, angewandt zu werden.

Das Klopſtockiſche angeführte Sylbenmaas ſoll dazu Gelegenheit geben. Bei dem erſten Anblick ſogleich ſchien es mir ſehr ähnlich zu ſeyn mit dem Numerus der Hebräer, ſo viel wir von ihm wiſſen, und mit dem Sylbenmaas der Barden. Ich ſahe, daß es Klopſtock, einem Meiſter in der Deutſchen Sprache, oft ſehr wohl, und ſeinen Nachahmern meiſtens elend gelungen. Ich wuſte nicht, ob dieſe neue glückliche Versart nicht eher die natürlichſte und urſprünglichſte Poeſie * genannt werden könnte, „in alle „klei-

* Litt. Br. Th. 3. p. 103.

„kleinen Theile ihrer Perioden aufgelöſet, de„ren jeden man als einen einzelnen Vers ei„nes beſondern Sylbenmaaßes betrachten „könnte„ ſtatt daß ihn die Litteraturbriefe eine künſtliche Proſe nannten. Ich überließ mich meinen Gedanken, und glaubte endlich, daß dies Sylbenmaaß uns vielleicht von vielem Uebel erlöſen, und viel Aufſchluß und Bequemlichkeit bringen könnte. Man höre mich an:

Erſtens: Hätten wir einen Dithyrambiſchen Dichter, der wirklich von dem Blizſtrahle des Bacchus getroffen, trunken, und begeiſtert tönen würde: — natürlich wäre kein gefeſſeltes Sylbenmaaß für ihn; er zerreißt es, wie Simſon die Baſtſeile, als Zwirnsfaden. Allein dieſe Verſe ſind Pindariſche Pfeile in der Hand des Starken: die, mit Pindar zu reden, blos für die Mitverſtändige klingen, dem großen Haufen der Ausleger aber, wie eine dunkle Wolke ſcheinen. Unſer mißglückter Dithyrambenſänger kann dieſer Bemerkung, durch ſeinen Ikariſchen Fall ein Gewicht beilegen.

Zwei-

Zweitens: Die hohen Oden des Affekts werden natürlich ihre Empfindungen auflösen, sie mögen in kurzem Odem jauchzen, oder donnern, oder seufzen und weinen. Dies Sylbenmaaß kann, nach jener Scythischen Zeichensprache zu reden, wie ein Pfeil treffen, sich wie ein Adler aufschwingen, es kann die Sprache durcharaben, und sich wieder, ohne zu sinken, schwimmend erhalten. Wenn man manche Deutsche Lehroden in ihrem gewöhnlichen Sylbenmaaße ansieht, so sollte man beinahe denken, daß das gewöhnliche Strophenmaaß der Gränzstein eines Paragraphen seyn sollte. Das geht denn nun so hin, aber sollen diese Oden Affekt singen — ein Gesang nach einer Kirchenmelodie.

Drittens: Die Gemälde der Einbildungskraft können ein gefesseltes Sylbenmaaß nicht ertragen, ohne daß sie, oder das Sylbenmaaß leidet. Bei Pindar und Horaz läuft die Periode und das Gleichniß über die Strophe; bei den meisten Deutschen Dichtern sind sie zahm genug, sich in die Strophe einzuschließen. Eine Karschin, die jetzt nichts weniger, als den Perioden der

Ode

Ode trift, würde in diesem Sylbenmaaße ihre ganze Phantasie ausschütten, und freilich auch allen unregelmäßigen Wust derselben. — Will man also Klopstocks Poetische Stücke von dieser Art, auch nicht Oden nennen; am Namen liegt nichts: so lasset es Lyrische Gemälde seyn, zu denen die Griechen den Namen εἶδος hatten.

Ferner: Auf dem Orchester kann die Musikalische Sprache in diesem Leitbande freier und sicherer gehen. Vornehmlich in den Recitativen, wo der Musikus „die Harmonie wieder zerstören muß, die dem Dichter so unsägliche Mühe gekostet hat: wo der Prosaische Wohlklang entweder von dem Musikalischen verschlungen wird, oder wohl gar durch die Collision leidet, und Wohlklang zu seyn aufhöret.„ In den Arien, wo ein Sylbenmaas seyn muß, könnten die rimes assonantes der Spanier den Reim ersezzen, und viele Freiheit dem Dichter verschaffen. Ramler in seiner Musikalischen Idylle: der May, in der ihm die zwei Schwestern der Harmonie zur Seite gestanden, hat hier mehr gezeigt, als ich sagen kann.

Und für das Theater? Es kann ſich dieſer Vers ſo proſaiſch als möglich machen; und dies iſt in den erſten Auftritten nöthig, wo das Sylbenmaas oft unleidlich wird. Er kann ſich aber auch hernach zum höchſten Tragiſchen Affekt erheben, und dem Brauſen des Sturmes nachahmen, der im Virgil auf den Wogen reitet. Er kann die Theatergemälde beleben, die Diderot will, und kann die heftigen kurzen Doppelgeſpräche füllen, die die Alten auf ihren Bühnen ſo ſehr liebten, und die bei uns ſo ſehr ausarten (auch vielleicht des Sylbenmaaßes wegen), daß bei Franzoſen und ihren Nachahmern, den Deutſchen, ein Wort, das den Vers unvermuthet ſchließen ſoll, aber oft durch einige gedehnte Verſe deutlich gnug zu errathen gegeben wird, ein beſonderes Kunſtſtück iſt. Das Ich, oder Du, oder Nein! u. ſ. w. das alsdenn ſo hergeſchraubt wird, gehört in ein Epigramm, nicht in ein Trauerſpiel.

Wenn nun in dieſem Sylbenmaas ſo viel Schazz von Sprache, Leidenſchaft, Einbildungskraft und Muſik liegt; ſo muß es auch ein Muſter der Deklamation ſeyn. Lies eine

ne

er hinkende Deutſche Alcäiſche Ode; deklamire ſie gut: verbirg ihre Fehler: laß die Schönheiten des lebendigen Wohlklanges hören; — es iſt nicht mehr Alcäiſche Ode, es iſt eine Sprache, in dieſe Verſe zerſtückt. Höre einen Redner in ſeinem Feuer brauſen, oder zerſchmelzen; du wirſt einige Fußſtapfen dieſer Abſchnitte in ſeiner Deklamation hören; höre einen Garrick in einem Selbſtgeſpräche mit ſich ſelbſt kämpfen, faſt unterliegen und dennoch ſiegen; ſein Affekt wird die Sprache auflöſen: er wird einen Fakt holken, der dich an das Kunſtſtück der Alten erinnern wird, ihren Akteurs Noten und Ton mitzugeben. —

Wie wäre es nun? wenn dies Sylbenmaas in den Oden die Griechiſchen Verſe, und in der Affektſprache die Poetiſche Proſe etwas einſchränkte? Wenn ein Dithyrambendichter, ein Pindar, ein Barde unter uns in dieſem Feierkleide ſich ſehen ließe? Wenn ein Deutſcher Shakeſpear — oder wenigſtens, wenn man den Engliſchen Shakeſpear in dieſer Tracht bei uns einführte; den wir jezt, ohngeachtet der Ueberſezzung, noch ſo we-

nia lernen: wenn Ebert den Poetiſchen Perioden des Youngs mit allem ſeinem Kolorit in dies Sylbenmaas übertrüge — Der Kunſtrichter ſchreibt vor: Genies, ihr müßt die Regeln durch euer Exempel gültig machen!

16.

In dem Barbariſchen unſrer Sprache, in den Inverſionen, in den Sylbenmaaßen haben wir nichts von den Franzoſen zu lernen; wir ſind vor ihnen voraus; worinn denn? in ihrer muntern Proſe, und in ihren kritiſchen Bemerkungen über die Sprache.

Unſere witzige Proſe hat, nach den meiſten Büchern zu rechnen, noch den Ton der alten Wochenſchriften, deutlich, und bis zum Gähnen deutlich zu ſeyn. Weil unſer Publikum nie vor gar zu langer Zeit entweder ſo blödſichtig war, daß es blos einen Flecken ſahe, wo andere ein fein gezeichnetes Gemälde erblickten; ſo bequemten ſich die Schriftſteller nach dem Leſer. Das Buch ward das beſte, was

was ihnen die angenehme Ruhe ließ, im Lesen wenig zu denken, was ihnen das Vergnügen schaffte, hie und da ein Blümchen zu finden, ohne sich beständig bücken zu dörfen, was sie in den süßen Traum einwiegte, das hier zu lesen, was sie selbst schon gedacht zu haben glaubten. Das Bücherschreiben ward von Verlegern ausgepachtet, und man bequemt sich nach dem Geschmack seines Lehnherrn. Das Publikum bestand aus einigen Journalisten, die nicht zu denken, wohl aber zu recensiren Zeit hatten; von diesen ward das Publikum angeführt und gleichsam gebildet. Hier und da fand sich ein Mecän, der aber blos Arbeiten liebte, und lobte, und lohnte, die ihm nicht viel Kopfbrechens machen — nun denke man sich diese Reihe von Lesern; man wird entweder die Feder aus der Hand werfen, oder man wird sie eintunken, nicht wie jener Grieche in Verstand, sondern in wässerichtes, Phlegmatisches Gehirn; dies hat wie der Mond eine sympathetische Einwirkung auf leere Köpfe. Willst du ein Kirchenvater bei Toiletten und Ruhebetten seyn; entmanne deinen Stil, wie jener Orige-

nes ſich ſelbſt, um des Himmelreichs willen: alsdenn wirſt du allen allerlei, wenn die Andachtsſeufzer ſich bei dem Leſen deiner Schriften mit dem Gähnen fetter und bequemer Zuhörer vermiſchen können. O wenn man die Stöße von Deutſchen Monats und Wochen- von Lehr und Troſt- und Erbauungs- und Luſtreichen Schriften ſiehet, die vormals und auch noch jetzt gelobt, geſucht und geſchmiert werden: muß man nicht ausrufen:

O curas hominum, quantum eſt in rebus inane!
Heic aliquis, cui circum humeros hyacinthina
laena eſt,
Rancidulum quiddam balbe de nare locutus
Phyllidas, Hypſipilas, vatum et plorabile ſi quid
Eliquat, et tenero ſupplantat verba palato
Aſſenſere viri - - ecce inter pocula quaerunt
Romulidae ſaturi, quid dia poemata narrent.

Daher trägt ein Chriſt am Sonntage, und ſo viel Bände Andachten, und Erholungen und Zerſtreuungen, und Briefe, und — den Preis wegen der Deutlichkeit davon: ſie ſchreiben für die lange Weile des Publikum: ihre Bücher ſind alſo des Cedernöls und Marmorbandes werth, und auf ihrem Grabe werden,

werden, nach dem Spott des Perſius, Roſen und Violen wachſen. Ich führe keine namentlich an; ich müßte Aerzte, und Aufſeher und Greiſe ꝛc. auch nennen, und für dieſen Ständen habe ich alle gehörige und mögliche Ehrfurcht.

Könnte unſer Publikum in ſolchen Schriften denn nicht wenigſtens Franzöſiſch ausgebildet werden? Uns fehlen freilich witzige Aebte, Damen, die den Ton anzeben, Modeſchönheiten, denen man zu Gefallen, wie Carteſius ſeine Wirbel, Einfälle erfinden kann! Aber das alles könnte man entbehren, oder ſich anſchaffen, wenn man nur wollte; aber —

Wo bliebe alsdenn die Deutſche Gründlichkeit? Ja! das hatte ich vergeſſen! Nun muß man wahrhaftig die Augenbraunen zu einer Wolke zuſammenziehen, um der Pallas nachzuahmen, wenn ſie bei den Griechen, als Erregerin des Volks erſchien

- - γλαυκωπις Αθηνη
Η σεμνον λαον - -

Die Schriftſteller des ernſten Helvetiens, Sveviens, und Frankenlandes müſſen in dem Ton ihrer Vaterſtadt ſchreiben, und nicht wie die Menſchenkinder in ganz Deutſchland. In religiöſen Geſprächen, vornehmlich wenn ſie im Reiche der Todten ſind, in Spartaniſchen Betrachtungen über die Lykurgiſche Geſezgebung, darf ſich der Verfaſſer freilich nur denen verſtändlich machen, die ihn verſtehen ſollten (nicht wollten; hier liegts nicht an jemandes Wollen oder Laufen, ſondern am Prädeſtinirten Sollen). So erſcheint die Pythiße, in einer heiligen Rauchwolke: die Haare ſträuben ſich: der Mund murmelt Worte, nur denen verſtänblich, die ſie verſtehen ſollten:

Obſcurum verborum aenigge novorum
Ter nouies carmen magico de murmurat ore.

Indeſſen, wir arme, ungeweihete Leſer! denken, als λογωδεσμενοι über dieſe Dunkelheit folgendes:

Entweder es iſt ein eigenſinniger Zwang, gründlich zu ſcheinen, wie jenes Pferd die Epilepſie bekam, um ein Elendthier zu werden,

den, und mancher ein Hyp-Hypochondriſt iſt, um ein Philoſoph zu ſeyn. Dieſem Herrn rufen wir doch endlich zu:

Ich wuſt es wohl, daß es ein - - - war.

Oder es ſind wirkliche Urſachen der Dunkelheit, die an dem Verfaſſer liegen: und dieſe ſind: die Dunkelheit ſeiner Begriffe ſelbſt: die kann man meiſtens, zehn gegen eins, angeben, wenn auch dem Ganzen des Werks Anlage, und der Beſtimmung der Ideen Genauigkeit fehlt:

Cui lecta potenter erit res,
Non facundia deſeret hunc, nec lucidus ordo.

Alles dies entſpringt alsdenn aus einer Quelle: man ſieht den Geiſt des Verfaſſers, in dem, wie im Chaos des Ovids noch die Elemente der Ideen, in einiger harmoniſchen Uneinigkeit ſchlummern, und in einer uneinigen Harmonie ſich zur Bildung drängen. Iſt ein ſolcher Schriftſteller noch ein junges Genie, ſo iſt es nicht zu verwundern. Es iſt ein Blinder, der noch Menſchen als Bäume ſieht: der Kunſtrichter verſuche die geduldige Cur, ſeine Augen zum Licht zu ge-

wöhnen. Die Kinder ſollen deſto beſſer reden, die ſpät, und ſchwer lernen, und ſolche Dunkelheit iſt dreimal beſſer, als jenes langweilige Plappern, mit vielen deutlichen Worten nichts zu ſagen. — Einem Alten iſt nun freilich der Staar ſchwerer zu ſtechen.

Noch öfter rührt dieſe Dunkelheit her, von einer Stubengelehrſamkeit, die durch den mündlichen Vortrag nicht hat lebendig werden können. Durch den mündlichen Vortrag wird man deutlich: man lernt den beſten Geſichtspunkt, faßlich zu ſeyn, bemerken: ſo lernte Sokrates von ſeiner Aſpaſie Weisheit und Vortrag: ſo lerne es der Lehrer in dem Kreiſe ſeiner Zuhörer, wenn er ſie nicht als Maſchinen behandeln will: ſo trete der Gelehrte in die groſſe Welt, um ſich ſeiner Catheberſprache zu entwöhnen: er erinnere uns nicht ſo oft, daß er vor ſeinem Schreibepult ſizzet; er geſelle die Deutſche Arbeitſamkeit und Genauigkeit zur Franzöſiſchen Freiheit; denn wird er mehr ſeyn, als ein Franzöſiſcher Abbe, mehr als ein fader Kanzelredner, mehr als ein Zeitungsſchreiber; kurz! mehr als eine waſchhafte Sibylle, die

wohl-

wohlriechende, oder heilige, oder neue und rare Kräuter zum Verkauf trägt; er wird mehr, aber doch nicht auf Kosten der Deutlichkeit.

Man sagt auch, daß eine gewisse Deutsche Bescheidenheit, die kurz seyn, die nicht beleidigen, die durch Mienen, nicht Worte sprechen will, Schuld an mancher Dunkelheit seyn soll; und hier ists also nöthig, den Schriftsteller aus dieser Verlegenheit zu ziehen: und unsere Staatsverfassung in der Litteratur so unabhängig und republikanisch zu machen, als möglich. Bei den Alten war die Wahrheit, nach Cupers* Briefen, ohne äussere Verehrung, aber das Haupt und der Mund der Weisen war ihr heilig: bei uns hat sie Tempel und Altäre gnug; jeder Kunstrichter räuchert ihr, aber als einer Allegorischen Person. Gute Göttin! die du die Schuzgöttin Deutschlandes seyn solltest:

Si qua Dea es, tua me in sacraria dono!

Wir wollen die Französische Munterkeit, und Freiheit in unsere Abhandlungen einführen,

* Litter. Br. Th. 4. p. 362.

ren, und mit dem Deutſchen Nachdruck begleiten. Der Vorredner des Journal étranger ſchrieb unter andern der Franzöſiſchen Sprache einen größern Vorrath von Ausdrücken für das Lächerliche zu;* er glaubte, die Deutſche Sprache hätte daran Mangel; der Kunſtrichter leugnet es; auch ich, und jenem gebe ich doch den Vorzug der Franzöſiſchen Sprache zu, weil ich es ſelbſt erfahren. Ich habe ſeit einiger Zeit meine Nebenſtunden auf eine Unterſuchung des Lächerlichen in Sitten, und des Lächerlichen in der Vorſtellung und dem Ausdruck, nach ſeinem Hauptbegrif und ſeinen vielerlei Arten, gewandt: und habe im Franzöſiſchen wirklich mehr Worte gefunden, weil dieſe Nation, die ohnedas mehr und lieber lacht, als die Deutſchen; mehr Bemerkung aus der Cultur des Umganges zieht, als wir, und ſich überhaupt mehr zu erklären weiß, wie die Seele durch den Körper ſpricht, als unſere Sprache. Man gehe auch nur das Verzeichniß durch, was Girard und Marvillon von Wörtern dieſer Art geſammlet: ſo wird man

* Litter. Br. Th. 16. p. 2.

man dem Arnaud recht geben.— Und überhaupt hat unsere Sprache durch Uebersezzungen von der Französischen Prose des Umganges seit einigen Jahren schon merklich viel gewonnen.

17.

Aber Englische Uebersezzungen haben ihnen das Gleichgewicht gehalten, und auch dies zum Vortheil der Denkart, weil unser Genie sich mehr auf die Brittische Seite neigt, und wir durch die Englische Stärke die Französische Leichtigkeit nahrhaft machen. Da die ersten Uebersezzungen aus dieser Sprache, die so voll von Beiwörtern und Schilderungen ist, Poetische Prose enthalten musten: so ward dadurch wider Willen der Uebersezzer jener holprichte Prosaisch-Poetische Stil eingeführt, der unsrer Sprache gar nicht angemessen ist. Ganz Deutschland theilte sich in drei Haufen: die Hexametristen, als Reuter mit schweren Cuirassen, und schwerem Gange;

die

die Prosaischen Poeten, Dragoner, zu Pferde und Fuß streitbar.

Great on the Bench, great in the Saddle
That cou'd as well bind o'er, as swaddle
So some Rats, of amphibious Nature
Are either for the Land or Water.

Und denn die Französirenden leichten Völker, die in Critischen Briefen, und Arzneien und Possen, mit Französischen Modeausdrücken um sich warfen, und als Schmetterlinge umherschwärmten.

Wenn wird unser Publikum aufhören, dieses dreyköpfichte Apokalyptische Thier, schlecht Griechisch, Französisch und Brittisch auf einmal zu seyn? Wenn wird man den Platz einnehmen, den unsere Nation verdient, Prose des guten gesunden Verstandes, und Philosophische Poesie zu schreiben? Oder vorher frage man, wenn wird man aufhören, die besten Englischen Schriftsteller durch Uebersezzungen zu verunstalten, und Prior, Milton, Young, in elende oder mittelmäßige Hexameter zu übersezzen: ein

Sylben-

Sylbenmaas, an das sie nicht im Traume gedacht haben? Wie lange wird man Popen in wässerichter Prose, und Shakespear im ungleichsten, fast nie getroffenen Ton überse̊zzen? Wie viel könnten wir von den Britten lernen, und wie wenig haben wir gelernt! Ihr arbeitsamen Deutschen! Ein Deutscher Johnson fehlt uns noch, der das für die Deutsche Sprache wage, was jener für die seinige! Die Philosophie, das Nachdenken, das Sammlen ist ja euer Theil, und wir stehen den Britten auch in unserm Eigenthume nach? Wird es bald seyn, daß ihr eure Sprache durch Untersuchungen „ihr Weltweisen! durch Sammlung und Critik, ihr Philologen! durch Meisterstücke, ihr Genies! zu derjenigen macht, die nach dem Plinius, „alten „Sachen Neuheit; neuen das Ansehen des Al„terthums; verrosteten Glanz; dunkeln Licht; „widerlichen Reiz; zweifelhaften Glaubwür„digkeit; allen aber Natur„ verschaffen kann. Werden die Deutschen bald aufhören, durch ihre langweilige Prose, gegen die Franzosen solche gute Alte vorzustellen, als Terenzens Chremes gegen seinen Davus? Werden

auch

auch bei ihren Brittiſchen Schriftſtellern bald die Fehler wegfallen, da die Fülle der Gedanken und der Vorrath von Bildern, aus Mangel der Oekonomie, in dem Perioden in Verwirrung geräth; ſo wie Verſchwendung nicht den wirklichen, ſondern ſcheinbaren Reichthum begleitet? Werden die beſten Deutſchen Schriftſteller zu ihrer Titelvignette, bald die drei Gratien, als Sinnbild haben können: die Thalia mit ihrem Füllhorn voll Früchte, die leichte, gefällige Euphroſyne, und die bezaubernde Aglaja. Laſſet uns einige neuere Originalſchriftſteller anführen, die dieſen Gratien geopfert haben, und die Ehre unſrer Deutſchen Litteratur ſind:

18.

1. Winkelmann,* der Ruhm der Deutſchen ſelbſt unter dem Römiſchen Himmel, den die Muſe des Alterthums und der Geſchichte, die unſterbliche Clio, hat laſſen geboren werden, um, wie jener, der auf dem Cithäron gefun-

den

* Th. 12. u. 16.

den wurde, die Kunst der Alten zu erklären. Ich führe es nicht an, wie er die besten Blüthen jeder Antiken Schönheit in seine Seele gesammlet: wie er hier unter Schriften, dort unter Denkmälern sein Auge und seinen Geist gebildet: wie er seine Werke, so wie Raphael seine Gemälde, mit Feuer entwarf, und mit einem glücklichen Phlegma vollendete: wie er eine Systematische Geschichte unter Ruinen und Ueberbleibseln liefern konnte: sondern ich muß mich hier blos auf die Schreibart einschränken. So wie die Attischen Jünglinge an dem Altar der Pallas Aglavros ihrem Vaterlande den Eid der Liebe schwuren: so hat die Muse auch auf seine Schriften geschrieben: dem Vaterlande geweihet. Wenn ich mir zum Gebäude des Körpers die weise Einfalt des Sokrates, des Lehrers der Gratie denke, wenn ich diesem Körper das Gewand der Natur von dem einen Schüler des Sokrates, dem Xenophon, und ihm von dem andern, die Flügel hoher Ideen gebe: so stehet ein Bild vor mir, als wenn es die Muse der Winkelmannischen Schriften wäre. Einfältig im Vortrage; natürlich in der Ausführ-

führung, und erhaben in den Schilderungen, ſind ſie Werke der Unſterblichkeit würdig, und der Name unſers Jahrhunderts.

2. Hagedorn * hat der Göttin der Gemälde einen Altar von weißem Marmor errichtet, und mit vieler Annehmlichkeit um ihn Blumen zu ſtreuen gewußt: das ganze Werk zeiget vielen Geſchmack des Künſtlers, noch mehr Känntniß des Werkmeiſters, und die feinſte Critik des Coſtume: das Bildniß der Göttin ſelbſt aber iſt dem Fleiß, der Mühſamkeit und Dauer nach, eine ächte Moſaiſche Arbeit — — Doch ich rede frei und ohne Schleier. Der Verfaſſer verräth viele Bekanntſchaft in den Kunſtſälen von hohem Geſchmack, und in den Malerakademien nach dem Ueblichen; aber vielleicht etwas mindere in dem heiligen Haine der ſchönen Natur; daher ſeine Philoſophiſche Betrachtungen über das Schöne ꝛc. in der Kunſt nie das Weſen erreichen. Für Lehrlinge iſt ſein Lehrbuch eine zu dunkle und in den Schönheiten zu verſchloſſene Encyklopädie der Malerei; deſto all-

* Th. 23. p. 3.

angenehmer aber einem Leſer, der eben ſo ſehr Werkmann ſeyn will, als er leichte und galante Betrachtungen anhören, gelehrte und Weltübliche Anſpielungen verſtehen, und den ganzen Zuſchnitt bis auf die kleinſte Nuance Hofmäßig bemerken kann. Cäſar trug beſtändig das Bild der Venus bei ſich, deren Sohn, ein zweiter Aeneas! er ſeyn wollte: ſie war nach Römiſchem Geſchmack bewafnet; aber die Griechiſche Venus, wenn ſie die Pallas überwinden will, iſt nackt, und mit den Zierrathen ihrer irdiſchen Schweſter nicht beharniſcht. So kann auch ein Verfaſſer der Sohn der irrdiſchen bekleideten Schönheit ſeyn, bei der man von dem ſchönen Gewande auf das darunter Verhüllte, und von dem ſchönen Anſtande auf die Seele ſchließt; allein vielleicht würde ein Prorenides über ſein Kunſtſtück urtheilen: führe dieſen Paris in die Eleuſiniſchen Heiligthümer, daß er die Schönheit nackt erblicke, und nackt ſage. Indeſſen wer kann ſo genau die Gränze finden, daß der Fleiß nicht Mühſamkeit verriethe, der Geſchmack ſich nicht manchmal mit einem kleinen ſchönen Eigenſinn paarete, und der

Unterricht nicht oft nach Grundſäzzen eine Lüſternheit übrig ließe. Ich urtheile, wie ein Deutſcher! ihr Deutſche! haltet ein Werk werth, an dem der Franzoſe blos etwas vom Geſchmack; der Britte vom Fleiß, und der Wälſche vom Unterricht abborgen kann: das übrige iſt euer!

Von den Denkmälern der Kunſt komme ich zu denen, die den Bürger bilden! Und da ſteht ein Deutſcher Browne!

z. Moſer * kennet das Schroot und Korn der Deutſchen Sprache: der alten Lutheriſchen Religion, der alten Freiheit, Ehrlichkeit, und geſunden Vernunft unſerer Väter: und er kann mit mehrerem Rechte unſer Deutſcher Browne ſeyn; als Iſelin mit ſeinen Platoniſchen Träumen, und Wegelin mit ſeiner Hypochondriſchen Fülle von Tugend, in der Schweiz. Wie Parrhaſius dort den Geiſt der Athenienſer malte, „der ver„änderlich, rachſüchtig, ungerecht, unerbittlich „und gnädig, ruhmrähtig, erhaben und nie„drig, wild und feige, und alles zugleich war„ ſo

* Th. 5. u. 18. z.

so kann Moser den Geist der Deutschen malen, wie er war, und seyn sollte. Alsdenn aber muß auch in dem Geschmack der Erfindung keine fromme Misanthropie, in der Zusammensezzung kein ungesunder Ueberfluß, in der Zeichnung kein schiefer Geschmack herrschen, der halb Französisch und halb Brittisch ist. Er liefere sein Werk auch der Form nach mit allen Deutschen Vollkommenheiten geschmückt: tiefsinnig, reich, und wahr in der Erfindung; voll Bedeutung in der Zusammensezzung, männlich in der Zeichnung, und in der Ausführung vollendet. Jezo muß der ehrliche Deutsche Leser bei allen Moserischen Schriften sämtlich und sonders bedauren: daß Moses keinen Aaron hat: daß der Minister zu sichtbar diktire, der Weltweise nicht Zeit gnug, zu verdauen, und der Schriftsteller nicht Muße gnug, selbst zu schreiben, und anzuordnen habe. Hätte der Verfasser irgend in Deutschland einen andern Amphitruon, der die Macht und Geschicklichkeit besaße, seine zerstreute Gedanken zu verbinden; und die Wassersüchtige Fülle in einen Körper zu verwandeln, wo volle gesun-

de Adern unter einer feinen Haut ſich verbergen: ein zweiter Moſer, der auch bisweilen ſein Antipode ſeyn könnte, um viele ſchwermüthige Klagen mit leichtem und geſundem Blut zu leſen, und ihn endlich davon abbrächte: ein Prediger in der Wüſte zu ſeyn, wie jener, der nur ein Vorbote von dem war, der kommen ſollte, und ganz anders als ſein Vorläufer ſeyn muſte. — Sollte es nicht mit zur Deutſchen Nationalfreiheit gehören, daß ein Genie, welches ſelbſt nicht Mutter ſeyn kann, fremde, wohlgebildete aber ausgeſtoßene Kinder, aufnähme, und ſich an ihnen Mutterverdienſt erwürbe? Ein Patriot für drei Zeitalter in Deutſchland verdient dies!

4. Jezt ein Cenſor, aber ein munterer Cenſor der Verdienſte! Abbts Schriften * ſind für die Deutſchen Original: der gute geſunde Menſchen- und Bürgerverſtand, der in ihnen herrſchet, iſt das Erbſtück unſrer Nation: die Analytiſche Auflöſung der Begriffe iſt die beſte Methode Deutſcher Philoſophie; die Laune ſeiner Schreibart, die ſtatt

der

* Litt. Br. Th. II. p. 39.

der Franzöſiſchen Karaktere, und der Britti-ſchen erdachten Beiſpiele, durch Geſchichte lehrt; nährt unſern Geiſt, und ſeine Schreib-art unſere Einbildungskraft. Das Feuer der Phantaſie, in dem der Verfaſſer dach-te, und ſchrieb, aber nicht hätte leſen ſol-len; glüht jeden Leſer an, der es verſteht, ein Buch in eine Perſon, und todte Buchſta-ben in Sprache zu verwandeln; alsdenn hört man, und denkt, und fühlt mit dem Autor. Kannſt du aber, lieber Leſer! nichts als leſen, nicht die Lücken, die dir überlaſſen wurden, in Gedanken ſelbſt ausfüllen, nicht weiter den-ken, wo dir Ausſichten eröfnet werden: ſo wirſt du inne werden, was vielleicht eben der Verfaſſer ſagt: „dem Sprechenden helfen „ſeine Geberden, und der Ton der Stimme „den Verſtand beſtimmen: da dies alles hin-„gegen in einem Buche wegfällt.„ * Wenn

* Da Abbt in ſeiner Vorrede den werthen Herrn Cl..ville nennt: ſo führe ich einen andern Fran-zöſiſchen Schriftſteller unſers Jahrhunderts an: Traité du merite p. Monſ. l'Abbé de Vaſſez: 1703. und die zweite Ausgabe 1704. der aber über das Verdienſt ſehr Franzöſirt zu haben ſcheint: da er von den Verdienſten eines hel-

eſprit,

ich diesen Schriftsteller mit Zimmermann vergleiche: so bemerke ich freilich an dem lezten mehr Fleiß in der Auswahl der Gedanken und Worte: aber einen gewissen Französischen Geschmack, einen Reichthum von Anführungen, der dem Verfasser selbst weniger übrig läßt als er liefern könnte. —

5. Jezt ein Schriftsteller, nicht blos des Vaterlandes, sondern auch der Menschheit: Spalding. * So wie seine Wahrheiten sich zwischen Philosophie und gemeine Beobachtungen stellen; so gränzt auch sein Vortrag mit Genauigkeit und Aufwand: sein gesezter Stil nimmt hie und da die Miene des Tiefsinns an, und sein blühender Stil scheint sich in den Luxus zu verlieren; aber man trete näher! Selbst der Aufwand wird alsdenn ein Stück des Nothwendigen, und die Schreibart schließt sich der Denkart so an, wie

esprit, von den sinnlichen Verdiensten viel zu schwazen weiß, etwas was Abbt p. 284-287. in seiner Blöße darstellt. Magre Discourse über den Vorzug des Verdiensts vor Geburt und Reichthum scheinen das A und O dieses Werks zu seyn, das ich nur aus Recensionen kenne.

* Th. 18. p. 3.

wie die naſſen Gewänder der Alten den Körper durchſchimmern ließen. Dies geht ſo weit, daß, wie ich glaube, die dem Verfaſſer bisweilen mühſam gewordene Denkart immer durchblickt: er mag ſie ſo ſehr mit Blumen beſtreuen, als er will. Aber eben dies verbürgt auch die Treue, mit der er ſeine Seele entdeckt: und die in den Materien, worinn er ſchreibt, und in unſerer Zeit ein ſeltenes Muſter iſt. Vielleicht gelingt es Spalding, geſunden Menſchenverſtand in den Kanzelvortrag zu bringen, der das Mittel zwiſchen gelehrter Weisheit und unverſtändlicher Wortkrämerei hält, der den Jüdiſchen und gelehrten Griechiſchen Ton mit einerlei Vorſicht vermeidet, der die Kanzel erniedrigt, aber weder zum Moſaiſchen Stuhl eines Rabbi, noch zu einem Philoſophiſchen Catheder — zu dem Rednerorte eines Freundes, eines Vertrauten, eines Seelenſorgers. Vielleicht wird es ihm gelingen, in die Theologie ein Denken einzuführen, das eben ſo wenig Deiſmus und Freigeiſterei, als nachgebetete Formel iſt. — Welch ein Unterſchied, wenn ich Spalding mit einem

ebenfalls denkenden, gelehrten, und beredten Theologen vergleiche; es ist kein andrer, als Acken. Wenn ich die Predigten dieses Mannes, als erbauliche Abhandlungen ansehe: so verbinden sie Philosophische Genauigkeit, Deutschen Nachdruck, und Griechische Schönheiten mit einander bis zu den kleinsten Theilen: zu lesen sind sie vielleicht die besten Deutschen Predigten, die die meisten Franzosen an Gründlichkeit, die Engländer an feinen Verzierungen, und seine Landsleute an nachdrücklicher Kürze in dieser Art von Schriften hinter sich lassen. Darüber wundere ich mich also nicht, daß sie wider ihr Verdienst unbekannt geblieben; denn sie sind ja keine Postillen, und keine blendende Sermons; aber darüber wundere ich mich, wie dieser Deutsche Chrysostom in seinem Pathmos sich so hat verirren können, um vom Ursprung der Opfer auf eine so mystische Art zu schreiben:

Infert se tectus nebula. Mirabile dictu!

6. Sokrates führte die Weltweisheit unter die Menschen; hier ist der Philosophi-

sche

sche Schriftsteller unserer Nation, der sie mit der Schönheit des Stils vermält haben soll: der Verfasser der Philosophischen Schriften.* Ja er ists, der seine Weltweisheit in ein Licht der Deutlichkeit zu stellen weiß; als hätte es die Muse selbst gesagt: er denkt da, wo andere sich begnügen, Schönheiten zu empfinden: er hat unter den Deutschen die Critik der schönen Wissenschaften ausgebreitet, die Baumgarten in Absicht der Lateinischen Schriftsteller so vorzüglich bewies; und —

Ich fühle es doch bei seinen Philosophischen Schriften manchmal, was er selbst fühlte: „ich bekenne es, daß sich zu blos spe„kulativen Untersuchungen kein Vortrag bes„ser schickt, als der strenge Systematische. Ich „trauete mir aber das Vermögen und die Fer„tigkeit nicht zu, meine Gedanken beständig „an eine so strenge Ordnung zu kehren.„ Man hat ihm hierüber, als über ein Kompliment, Gegenkomplimente gemacht; allein wenn Moses unter dem Systematischen Vortrage mehr

* Th. 23. p. 59.

mehr als eine äußere Mathematische Lehrart verstehet, so wird jeder seine Entschuldigung für Wahrheit annehmen. Jugendliche Einkleidungen in Briefe, und Gespräche; die Episoden in den Briefen, und die fremden Eingange in den Gesprächen: scheint mir ein Putz, den die Philosophische Würde nicht braucht. Denkende Leser führt er von der Betrachtung der Wahrheit selbst ab: sie müssen sich von den Spazziergängen nachher wieder zurück finden: und wer blos wegen dieser Einkleidungen lieset — für den hat Moses nicht geschrieben: eine Braut blos wegen ihres Putzes lieben, ist lächerlich. Der Weise sehe seinen Gegenstand so helle als Moses; er zeige ihn im rechten Gesichtspunkte, er leite die Ideen natürlich fort, er habe die Erläuterungen, und die Sprüche in seiner Gewalt: so wird eine simple Abhandlung draus werden, ohne Trockenheit und fremden Schmuck; sie wird ihren ganzen Zweck erreichen, einem Leser, der Wahrheit sucht und liebt, ohne Zwang und Umwege, ein Geleitsmann zu seyn — wozu? nicht zu lernen, sondern selbst zu denken. So sind die Abhand-

lun-

lungen im 2ten Theil der Philosophischen Schriften; einige Litteraturbriefe, die eigene Betrachtungen liefern, vielleicht von eben dem Verfasser, und — die Leßingschen Abhandlungen.

7. Leßing — * leider! daß ich von ihm ein einziges ausgearbeitetes Prosaisches Werk anführen kann, da doch das Publikum längst eine neue veränderte Ausgabe seiner Schriften erwartet hat, die, in Betracht seiner Talente in Wiz und Phantasie; in Betracht seines Scharfsinns im Zergliedern, und seines glücklichen Ausdrucks, die Worte zur Aufschrift verdienen wird: „so viel that er: Nachwelt! „schließe draus, was er thun konnte!„ **

8. Wir haben noch einige niedliche Abhandlungen in der Litteratur, die letzten Jahre her erhalten: unter denen ich die Möserschen *** Schriftgen: Harlekin, oder vom Groteske-Komischen, sein Brief an den Savoyischen Vi-

* Th. 4. p. 327. und Th. 16. p. 51.

** Nach der Zeit, da ich dies geschrieben, ist sein Laokoon erschienen, von dem ich zur andern Zeit reden werde.

*** Th. 23. p. 14. und Th. 12. p. 331.

Vikar u. ſ. w. nenne. — Es iſt übrigens zu beklagen, daß man einige der beſten Deutſchen Poeten, nicht ſonderlich im Proſaiſchen Stil loben will; wie ich dies bei dreien inſonderheit bemerkt zu haben glaube, denen es nicht gleich gut gelingt, Briefe und Lieder, Fabeln und Abhandlungen zu ſchreiben.

9. Darf ich unſre Schriftſteller mit einem Autor beſchließen, der nach dem erſten Urtheil der Litteraturbriefe mit Winkelmann eine Aehnlichkeit hatte, und nach dem lezten Richterſpruche ſein Antipode geworden: der erſt ein Heiligthum unſrer Zeit (ἀναθημα) war, und nachher zum Zeichen des Schreckens (ἀνάθεμα) wurde: es iſt der Verfaſſer der Sokratiſchen Denkwürdigkeiten: * wer ihn nicht als Geſtirn betrachten will in unſerer Litteratur: ſehe ihn als Meteor an; ein Phänomenon bleibt er doch immerfort.

Der Kern ſeiner Schriften enthält viele Samenkörner von großen Wahrheiten, neuen Beobachtungen und einer merkwürdigen Beleſen-

* Th. 6. und 18.

lesenheit: die Schale derselben ist ein mühsam geflochtenes Gewebe von Kernausdrücken, Anspielungen und Wortblumen. Der Philolog hat, damit ich mich seines eigenen Zeugnisses bediene:

Gelesen:) und allerdings, sehr viel, sehr weitläuftig und mit Geschmack gelesen (multa et multum legit); allein die Balsamdüfte vom Aetherischen Tisch der Alten, mit einigen Vapeurs der Gallier und dem Brodem der Brittischen Laune vermischt, sind zu einer Wolke geworden. Diese umhüllt ihn, er mag strafen, oder weißagen (die beiden Verrichtungen seiner Schriften), wie die Juno, wenn sie den Ehebrecher belauscht, oder die Pythisse, wenn sie Weißagungen in Kabbalistischer Prose murmelt. Seine Belesenheit ist also zusammen geflossen, so wie die Königliche Schrift, auf unzusammenhängend Papier geschrieben, dies zuerst thut. — Indessen würde oft freilich eine kleine nähere Anzeige der Spruchstelle, worüber er commentirt, vieles enträzeln, aber auch verrathen; und da ich selbst unter die stummen Leser seiner Schriften gehöre; so bin ich nicht in der La-

ge,

ge, hier Errathungen für Gesichtspunkte angeben zu können.

Beobachtet) Seine Bemerkungen vereinigen eine ganze Aussicht in einen Gesichtspunkt: hier stehe aber ein Leser, der diesen Punkt treffe, der sein Auge, der seine Laune zu Beobachtungen hat — sonst sieht er verzogne Stellungen, und Schimmel statt eines Mikroscopischen Wäldchens. Leser, der du diese hingeworfne Beobachtungen verstehen, brauchen, ergänzen kannst: du hast sie erfunden!

Gedacht:) wie es scheint, über Schriften, die ihm ein Aergerniß oder eine Augenweide gewesen — und über Vorfälle, dazu er allein den Schlüssel behält. Weil er aber die Spinnengewebe der Systeme hasst: so ist jeder Gedanke eine unaufgefädelte Perle; jeder Gedanke ist in ein Wort eingekleidet, ohne welches er ihn nicht denken und sagen konnte.

Angenehme Worte gesucht und gefunden.) Seine Annehmlichkeiten sind keine Folgen von gelernten Regeln: seine Fehler sind so gar, bis auf die Einkleidungen, Anspielungen und Licht und Schatten, bei ihm regelmäßig.

Viel-

Vielleicht hat ihn also der ehrliche Fulbert Kulmius, umsonst zum Schüler der Baumgartenschen Aesthetik zu machen gesucht, und vielleicht hätte ihn der 254ste Litteraturbrief nicht eben nach allen Regeln zum Verbrecher des Stils machen dörfen. Erfindung und Zeichnung sind Früchte der Denk- und Sehart, die vielleicht einer gewissen Sokratischen Unwissenheit ähnlich seyn mögen, wie er sie beschreibt. Eine Zunge kann stammlen, wenn die Seele gewisse Ideen nicht zu verknüpfen und auszudrücken weiß. — Baroccі malte grünes Fleisch: und Guercius ein trauriges Colorit: Von den Schriften dieses Verfassers gilt es also vermuthlich, was Plinius vom Maler Eutykrates sagt: austero maluit genere, quam iucundo placere.

Seine Nahrung von ferne gebracht:) oft woher und wo es niemand vermuthete, und dachte. Wo der ehrwürdige Satyr, Swift, leichtfertige Träumer und fromme Selenitен fand; im Monde; da findet ein anderer Ritter und Riesen:

Ich hieb viel tausend Feinde nieder,
In allen Nesseln, die ich fand
Da lagen denn die kleinen Leichen u. s. w.
s. Gedichte von Karschin.

Hätte unser jezo abentheuerlicher Sokrat, eine Aspasia, seine Gedanken auszudrücken, und einen Alcibiad, sie auszubilden; vielleicht hätte er Schüler und Nachkommen, bis alsdenn vielleicht im dritten Gliede ein Aristoteles, Socratis et Platonis peior progenies, ein System errichtete, in der Philologie und Aesthetik, woran sein Großvater nicht gedacht hatte.

Beschluß, über das Ideal der Sprache.*

„Wenn man Werkzeuge nicht so vollkommen „haben kann, als man sie wünschet: so „muß man aus den vorräthigen zu machen „suchen, was sich daraus machen läßt. Leib„nizens gelehrte Sprache ist nicht zu bekom„men: wie könnten wir uns der Deutschen

„z. E.

* Litter. Br. Th. 17. S. 180.

„z. E. noch am bequemsten zu den Wissen-
„schaften bedienen? Diese Frage dörfte al-
„lenfalls eine andre als Vorläuferin haben,
„welche unter denen in Europa recht bekannt
„gewordenen Sprachen der Idealvollkom-
„menheit einer Sprache, die Worte braucht,
„am nächsten kömmt. Eine gar nicht weit-
„läuftige Metaphysik der Sprache, würde
„uns diese Idealvollkommenheit wenigstens
„einigermassen kennen lernen.„ Wir wol-
len zu diesen angegebenen Stücken von Ideal-
vollkommenheit einige Anwendungen auf die
Deutsche Sprache dazusezzen; erinnern unsern
Leser aber zurück an den Unterschied, den wir
zwischen Idealschönheit, mittlern Bequemlich-
keit, und wirklichen Vollkommenheit gemacht,
und den der Verfasser dieses Briefes hie und
da verfehlt hat.

„Man kann die Sprache unter zwei Ang-
„punkten betrachten, in sofern sie einmal un-
„verbundene, und unzusammenhängende Be-
„griffe vorstellt; hernach so fern sie diese Be-
„griffe in Verbindungen anzeigt.„

„Vom ersten Stücke hängt der Reichthum,
„und der Wohlklang und auch das Bilder-

„reiche der Sprache ab.)„ Der Reichthum kann seyn in Namen der Sachen, oder in Zeichen der Begriffe; der erste macht eine Sprache sinnlich oder Bilderreich; der zweite abstrackt oder Gedankenreich; und den Unterschied von beiden hat das 7te Fragment zu zeigen gesucht. — Der Wohlklang hat mit Begriffen keine Verbindung, sondern muß aus der Natur der Sprach- und Hörwerkzeuge erklärt werden: eine Anwendung auf unsre Sprache hat das 11te und 14te Fragment versucht.

„Das erste Stück ist solcher Vollkommen„heiten fähig, die mit dem Tode der Sprache, „wenn sie aufhört, Landessprache zu seyn, ver„löschen.)„ Nicht blos mit dem Tode der Sprache, sondern mit jedem Lebensalter gehen gewisse Vollkommenheiten verlorn, die durch Vollkommenheiten eines andern Lebensalters ersezzt werden. So lange sich eine Sprache bildet, als Sprache der Nothwendigkeit, ist bei allen Ungemächlichkeiten der Armuth ihr Vortheil Stärke: wenn die Sprache noch nicht Bücher- aber Liedersprache ist: so hat sie Reichthum an Bildern, und

den

den höchsten Wohlklang: Wird sie Sprache des sittlichen Volks: so bekommt sie mehr Reichthum an Politischen Ausdrücken, allein der hohe Wohlklang und das Bildervolle mildert sich: Als Büchersprache wird sie reicher an Begriffen; allein der Poetische Wohlklang wird Prose; das Bild wird Gleichniß: die malenden klingenden Beiwörter verlieren sich: Als Philosophische Sprache wird sie bestimmt, aber arm; verliert Synonymen; und Bilder und Wohlklang achtet sie nicht. Dichterisch ist eine Sprache am vollkommensten, ehe sie; und Philosophisch am vollkommensten, wenn sie blos geschrieben wird: am brauchbarsten und bequemsten, wenn sie gesprochen und geschrieben wird. Die Anwendung auf die Deutsche Sprache macht das 3te bis 5te und 8te Fragment.

„Es ist doch unstreitig, daß ausser den fünf „Selbstlautern noch viele Zwischenlaute hät„ten angebracht werden können; so wie die „vorhergehende und nachfolgende Bewegung „der Redewerkzeuge zu solchen Lauten noch „weit mannichfaltiger einzurichten wäre.)„ Nach der Bewegung der Redewerkzeuge ha-

ben wir wirklich mehr Selbſtlauter, als fünfe: weil dieſe fünfe mit verſchiedener Höhe und Tiefe, Länge und Kürze ausgedruckt werden. Daß wir nun nicht für dieſe Zwiſchenlaute neue Zeichen, wenigſtens Unterſcheidungen haben; iſt eine groſe Unvollkommenheit unſrer Orthographie, die unter allen mir bekannten Europäiſchen Sprachen die lezte und für einen Lehrling die ſchwerſte ſeyn dörfte. Wer wird Meer und mehr, Zehn, Zeen, Zähn, zähe u. ſ. w. als Fremdling beſtimmt finden? Was wir bei J zuviel an Zeichen haben, iſt bei A und E zu wenig. — Und brauchen wir Accente nicht noch immer, obgleich unſre Sprache kurzſylbig und eintönig iſt? Der Lächerliche Fehler mit Géſ-pen-ſtern, ſtatt Geſpénſtern; mit vérg-lich, ſtatt ver-glich; mit Enter-bēter, ſtatt Ent-érbēter: iſt doch bei Lehrlingen immer möglich, da er uns gebohrnen Deutſchen manchmal in Gedanken und bei verzerrtem Druck, oder verzerrter Hand anwandeln kann. Bei vielen Wörtern ändert ſich ja die Bedeutung ſelbſt; z. E. unterhálten (entretenir) und únterhalten (ſuppoſer), überſézzen (vertere) und ü'ber-

ſezzen (traiicere). Ueberſézzer (translateur) und Uéberſezzer (Bootsknecht) ſind ja himmelweit verſchieden. Zu dem Hebräiſchen Schin fehlt uns gar das Zeichen, weil ich Geſchmack als ein Fremder immer eher Geſchmack leſen werde. Der Mangel an punctis diacreticis macht auch inſonderheit fremde Namen verwirrt; und überhaupt kann man den Mangel unſrer Zeichenſchrift am beſten aus Reiſe- und Erdbeſchreibungen ſehen, wenn die Namen fremder Sprachen in unſern Buchſtaben ſich kaum mehr erkennen. — Soll unſer Hexameter ausſtehlich werden; ſo muß er Accente haben, und der erſte Dichter, der ſich die Mühe geben wird, wahre Hexameter zu machen, wird ſich auch der Accente nicht ſchämen, weil er ſie vor allen am wenigſten braucht. Sollte unſre Sprache ſterben; Himmel! wie ſchlecht würde man ſie aus Büchern lernen; um ſie auszubilden, ſtelle man ſie ſich todt vor; man nuße die Provinzialismen, um ſie zu beſtimmen.

„Bei der Verbindung der Begriffe kommt „es hauptſächlich an: 1) ob man ſie durch bloße „Abänderung des Ausdrucks für eine jede

„Idee; oder 2) durch Zwischensezzung kleiner „Worte, oder 3) durch die bloße Stellung der „Ideen anzeigen wolle. Denn diese drei „Fälle sind, glaube ich, blos möglich.„ Der erste Fall ist der einfachste, und bei dem Anfange jeder Sprache der geradeste gewesen; er ist daher noch bei den heutigen Sprachen von antikem Karakter sehr sichtbar: gut für Dichter, aber unphilosophisch. Der mittelste ist am üblichsten, bei der Deutschen Sprache sehr gebräuchlich; und für die Sprache des gemeinen Lebens bequem. Aber weil diese zwischengeschobene kleine Worte nicht Accent gnug haben, und doch nicht wie die wenigen Wörterchen der alten Griechen, auch nicht ganz ohne Accent sind; so entstehet daraus die Unbestimmtheit der Prosodie, die unsern neuen Sprachen so lästig falle. — Der dritte Fall ist der philosophischvollkommene; und wenn Leibnizens allgemeine Sprache ja möglich wäre; so wäre es eine Algebra, wo die Verbindung der Ideen sehr von ihrer Stellung abhienge.

„2) Was für Gesezze man zur Folge einer „gewissen Anzahl von Ideen, die in Verbin-

„dung

„dung stehen, annehmen wolle. Hier ist das „Hauptgesezz: man lasse sie in der Ordnung „folgen, die der Faßlichkeit des Gedanken „und dem jedesmaligen Zweck des Redenden „gemäß ist. Nun kann der Zweck des Re„denden in tausend Fällen nur einerlei n; „also wird es eine gewisse allgemeine Con„struktionsordnung geben; hundertmal aber „gibt es einen besondern Zweck des Redners, „und denn ist diejenige Sprache die beste, „welche räumig genug geschürzt ist, um ihre „Ordnung nach diesem Zweck wenden zu kön„nen. Ein geringes Nachdenken überzeugt „uns, daß wir in unsern jezzigen Sprachen „eine Menge besondrer Zwecke gar nicht durch „die Wortfügung anzuzeigen vermögend sind, „sondern sie nur aus dem Zusammenhange „unsrer Gedanken müssen errathen lassen. „Unvollkommenheit der Sprache!„ Ueber diesen Philosophischen Artikel kann das 11zte Fragment ein Commentar seyn, der unsern Nachtheil nach der Griechischen und Lateinischen, aber Vortheil vor der Französischen Sprache zeigt.

Man muß die Worte so ordnen, daß sie bei aller möglichen Kürze keine doppelte Beziehung der Abhängigkeit leiden.) Diese Zweideutigkeit ist am ersten in Sprachen zu besorgen, die wenige Casus z. E. den Nominativ und Accusativ gleich haben; die nach dem vorigen zweiten Fall mit Zuschiebung kleiner Wörter flectiren, und bei denen die Constructionsordnung wenig bestimmt ist. Die erste Unvollkommenheit äussert sich bei der Französischen; die zweite bei dem schleppenden Perioden der Deutschen, und die dritte bei den elenden Lateinischen Perioden neuerer Bücher, die sich jede Inversion erlauben, weil sie die Gesezze der alten Römer in ihren vortreflichen Perioden nicht kennen, der nichts unbestimmt läßt, und doch für das Auge und Ohr zugleich schreibt.

„Nach dieser Vorschrift müssen wir die „Sprache der Schriftsteller ausbilden: denn „dem Sprechenden helfen Geberden und der „Ton der Stimme, den wahren Verstand bestimmen, da hingegen alles dies im Buche „wegfällt.„ Eine Sprache hat also ganz andere Gesezze und Freiheiten, wenn ein Volk

sie

sie stammlet, singet, spricht, schreibet, und nicht mehr spricht, sondern allein schreibt. Und hierauf gründet sich mein Fragment von den Zeitaltern, und den Gränzen der Nachahmung alter Sprachen. (Fragm. 2. und 8.) Jezt fezze ich folgende wahre Beobachtung Samuel Johnsons dazu: „Es giebt Wörter, deren Sinn allzufein ist, als daß man ihn „mit Worten sollte fassen, und in eine Umschreibung bringen können. Das sind diejenigen „Worte, welche die Sprachlehrer particulas „expletivas, oder ausfüllende Wörter nennen. „In todten Sprachen übersieht man sie als „leere Töne; als Töne, die zu anders „nichts dienen, als einen Vers auszufüllen, „oder einen Perioden wohlklingender zu machen. Aber in lebenden Sprachen wird „man bald inne, daß dergleichen Wörter „mehr, als ausfüllende Wörter sind, daß „sie Kraft und Leben haben, ob man gleich „ihren Nachdruck mit andern Worten nicht „ausdrucken kann.„ Dies wird jedem bei dem Lesen Homers unzählige mal beifallen; wenige Füllwörter, aber desto öfter und kräftiger: die spätern Dichter mehr; die

spä-

spätern Prosaisten noch mehr, und Plutarchs Stil kommt mir in Betracht dessen gegen Herodot, vor, als eine Kanzleischrift voll alldieweil, sintemalen und anerwogen, gegen die flüssende gemeine Sprache. Wie unrecht denken die also, die Orientalisch zu schreiben glauben, wenn sie das Und vor jeden Perioden, und jedes Glied desselben sezzen; und unausstehlich im Deutschen werden, ohne den Schatten des Morgenlandes zu gewinnen.

„Durch was für Künste haben es die Fran„zosen dahin gebracht, daß man ihre Sprache, „die Sprache der Vernunft nennet?) „ Ich glaube, drei Ursachen dazu angeben zu können. Ihre Sprache hat bei ihrer Bildung, durch welche Ursachen es auch seyn möge, eine gewisse Regelmäßigkeit sich eingedrückt, die unsere Sprache nicht hat. Da ihre Construktionsordnung sehr bestimmt ist: so kommt man minder in die Verlegenheit, sich schielend auszudrücken. Zweitens: in den mitlern Zeiten hat man an sie so viel Politur angewandt, als nicht viel andere Sprachen erhalten haben: zu einer Zeit, da Deutschland noch Barbarisch oder Lateinisch schrieb, feilte man schon

ſchon ſehr die Franzöſiſche Sprache, weil die Franzoſen immer lieber für ein Publikum und ſchönes Publikum ſchreiben, wenn der Deutſche für Studirſtuben und Katheder ſchrieb. So wie ſchon die alten Gallier zur höchſten Obrigkeit ein Weiberrathhaus gehabt haben: ſo iſt das ſchöne Geſchlecht auch immer der Mittelpunkt ihres gelehrten Kreiſes geblieben: man ſah die Bücher immer mehr für ſchriftliche Geſpräche, für Unterredungen im ſchönen Ton an: und gab ſich alſo die unterhaltende Miene eines Vernünftlers. Statt daß ich drittens an alle die öffentliche Anſtalten gedenken ſollte, die der Sprache aufgeholfen, will ich blos dazu ſezzen, daß die Franzöſiſche Sprache auch nichts wäre, wenn ſie nicht dies Lob erbeutet hätte: zur Muſik elend; wäſſerich, Nervenlos, unharmoniſch für die Poeſie; zu unbeſtimmt für die hohe Weltweisheit, hat ſie ihr Glück eben durch eine Mittelmäßigkeit gemacht, die weder in Weltweisheit noch Dichtkunſt eine hohe Stuffe erreicht. Premontval * urtheilt nicht

* Premontval préſervatif contre la corruption P. 1.

nicht unbillig: „soll ich bei ihrem großen „Glücke einen Vorzugstitel für sie ausfinden: „so würde ich ihn in einer gewissen Gleichung „mittelmäßiger Eigenschaften suchen. Nicht „so sanft, als die Italiänische; nicht so „majestätisch, als die Spanische; weniger „zusammengedrängt, als die Englische; an „Nachdruck weit unter der Deutschen; an „Reichthum, an Ueberfluß fast unter jeder „Sprache Europens; hat sie doch bei ihrer „Armuth, Mittel, Nachdruck, Kürze, Majestät und Süßigkeit gnug, um ein sehr „schätzbares Werkzeug der menschlichen Gedanken zu seyn. Insonderheit legt die Klarheit und Politesse, die sie karakterisiren, „ihr großen Werth bei.„ So wie nun ein hübscher, artiger Mensch, deutlich und vernünftig in Gesprächen, im Umgange mehr gelitten wird, als ein tiefsinniger, stiller Mann, so hat auch die Französische Sprache für der Deutschen sich das Lob des Verstandes geben lassen, da die unsrige sich den Titel einer Sprache der Vernunft anmaassen könnte.

„Stellt eine Philosophische Materie, die „ungefähr mit gleicher Genauigkeit in zwo

„Sprachen

„Sprachen vorgetragen werden, in der ei-
„nen ſich klärer, netter und überzeugender
„dar, als in der andern?)„ Ja! und Exem-
pel beſtätigen dies allerdings. Eine tiefe Philoſophiſche Materie kann ſich in der alten reinen Lateiniſchen Sprache nicht ſo klar, ſo nett, ſo überzeugend ausdrücken, als in einer gewiſſen neuern Lateiniſchen Sprache, die eben deswegen noch nicht Barbariſch iſt, weil ſie von den Worten der Alten abgeht. In den Schriften des Philoſophen Baumgarten herrſcht ein gewiſſer ächter Römiſcher Geiſt, ſeine Blumen, die gleichſam ſelbſt aus ſeiner Weltweisheit zu wachſen ſcheinen; und nicht über dieſelbe geſtreuet ſind: eine ſo nachdrückliche Kürze, daß jeder Gedanke ſich ein Wort ſelbſt zu ſchaffen ſcheint: kurz eine Sprache, die nicht netter und überzeugender und für den denkenden Leſer klärer ſeyn kann. Ich habe mich gezwungen, mir dieſen Eigenſinn auszureden, weil andre ſie eben für Barbariſch, oft ſpielend und dunkel hielten: ich fieng an, ſie in das flieſſende Latein der Schriften des Cicero zu überſezzen, zu umſchreiben, zu verſchönern; und der

Geiſt

Geiſt der Philoſophie war weg. Nun verſuche man gar die Ueberſezzung in eine andere Sprache: und es wird immer noch mehr verlieren. Die Urſache davon liegt in dem Karakter der Sprache, die zu dieſer Materie gleichſam die Fugen ihrer Gelenkigkeit gebildet hat, und an dem geſchickten Schriftſteller, der ſich in dieſe Fugen zu ſchicken weiß. „Das alſo Dinge in der einen „Sprache ſich beſſer ausdrücken laſſen, als „in der andern, kann eines Theils von der „Subtilität der Gedanken herkommen; zweitens, daß man an ihre trockne Bezeichnung „bei dem einen Volk mehr gewöhnt iſt, „als bei dem andern.„ Theils von dem Schriftſteller ſelbſt, der als Erfinder der Gedanken, auch zugleich ein gewiſſes Haus- und Herrnrecht über den Ausdruck hat, in dem ſelten ein Ueberſezzer ihm nachfolgen kann und darf; weil er theils nicht mit dem Feuer des Schriftſtellers ſelbſt denkt, theils lieber aus Furcht den Gedanken dem Worte aufopfert. Nach dieſen drei Urſachen muß ſich ſo ziemlich eine Landkarte entwerfen laſſen, wiefern gewiſſe Materien in gewiſſen

Sprachen

Sprachen ſich vorzüglich ſchön behandeln laſſen.

Materien der Weltweisheit theilen ſich am leichtſten jeder ausgebildeten Sprache mit, weil man hier vorzüglich die Richtigkeit und Deutlichkeit der Begriffe zum Hauptaugenmerk hat, und dieſe ſich in jeder über das Sinnliche erhabenen Sprache, obgleich nicht überall gleich leicht erreichen läßt. Daß man an die neuere Lateiniſche Sprache hierinn ſo viel Werth geknüpfet, die Weltweisheit gleichſam nach ihren Worten bequemet, und den Begrif einem Ausdruck zu gut erfunden: iſt zwar durch eine langwierige Gewohnheit uns faſt zur zweiten Natur geworden, und eher nüzlich als ſchädlich. Man glaubt mit gewiſſen geerbten Worten Schäzze zu beſizen, und hat Hülſen ſtatt des Kerns. Man machte z. E. einem neuern Gottesgelehrten den Einwurf, daß, wenn er ſeine Dogmatik Lateiniſch geſchrieben, viele Heterodoxien weggefallen wären; ich gebe es zu, beklage aber eine Orthodoxie, die ſo ſehr von einer Sprache abhängt, daß ſie in derſelben, wie in ihrem

Hauſe, mächtig iſt. Ich betrachte hier die Sache blos aus dem Geſichtspunkt der Philoſophie, zu der doch auch unſre Sprache vorzüglich ſich gebildet hat.

„Eine Sprache, die wenig Unterſchied in „den Zeiten angeben, wenig ohne Hülfs„wörter thun, nicht leicht einen Modus für „den andern ſezzen kann, iſt nicht ſonderlich „zur Geſchichte geſchickt, wie z. E. die „Deutſche. Wir haben gar keinen Begrif „von den temporibus der Griechiſchen „Sprache. Der Deutſche hat ſelten das „Gefühl von dem Unterſchiede der beiden tem„porum praeteritorum der Franzoſen, daß „aus der Verwechſelung oft lächerliche Miß„verſtändniſſe entſtehen.„ Indeſſen iſt dieſe Ungemächlichkeit nicht ohne Hülfe, und unbeträchtlich ſo gar. Sie iſt nur in einzelnen Theilen des Perioden: in ganzen Inverſionen haben wir ſogar vor dem Franzoſen viele Vortheile, und wenn einige groſe Männer bei uns die hiſtoriſche Periode in Gang bringen, und ſelbſt als Originale vorleuchten und locken werden; wenn man ſtatt der Auszüge

züge es unternehmen wird, einzelne Zeitpunkte der Geschichte mit allem Fleiß zu bearbeiten: so wird unsere Sprache so leicht Muster im historischen Stil bekommen, als sie schon in der Weltweisheit hat.

Schöne Prose ist schon mehr in die Idiotismen verwebt; und unsre Sprache hat also in dieser Schreibart viel von der Französischen gewonnen. Poesie ist beinahe in ihren Schönheiten unübersezzbar, weil hier der Wohlklang, der Reim, einzelne Theile der Rede, Zusammensezzung der Worte, Bildung der Redarten, alles Schönheit giebt.

Aus alle diesem folgt, daß unsre Sprache unstreitig von vielen andern was lernen kann, in denen sich dies und jenes besser ausdrücken läßt (sollte es auch nur das Schimpfen seyn, wozu den Critikern gemeiniglich das schönste Latein gedienet); daß sie von der Griechischen die Einfalt und Würde des Ausdrucks, von der Lateinischen die Nettigkeit des mittlern Stils, von der Englischen die kurze Fülle, von der Französischen die muntere Lebhaftigkeit, und

der Italiäniſchen ein ſanftes Maleriſche lernen könne. Allein, man ſieht auch, daß in jeder Gattung der Schreibart kein Genie ſich ſeiner Mutterſprache ſchämen, oder ſich über ſie beklagen darf, weil überhaupt für einen jeden vortreflichen Schriftſteller die Gedanken Söhne des Himmels, die Worte, Töchter der Erde ſind.

Ueber

die neuere

Deutsche Litteratur.

Zwote Sammlung

von Fragmenten.

Eine Beilage zu den Briefen, die neueste Litteratur betreffend.

1767.

Vorrede.

Dieſe Fragmente ſollen nichts minder, als eine Fortſezzung der Litteraturbriefe ſeyn: man darf alſo über ihren Titel nicht erſchrecken. Es ſind Beiträge, Beilagen zu denſelben, nach dem Schluß aller ihrer 24 Theile.

Ein Werk von 24 Theilen, das die Litteratur eines ganzen Volkes zu beurtheilen ſich übernahm, das in dieſem Urtheile, wie Cato, bey den Großen zuerſt anfing; das die Augen von ganz Deutſchland auf ſich richtete, und was noch mehr iſt, auch bis an ſein Ende auf ſich erhielt; das den Geſchmack beſſern wollte, und ihn auch merklich

gebessert hat: ein solches Werk verdient ja nach seiner Vollendung vorzüglich ein Denkmal seiner Verdienste.

Ich sezze mich also, da ich 24 Bände durchlaufen bin, auf den lezten Gränzstein * nieder, der mit Zahlen von Verdiensten, und Bemühungen; hie und da aber auch mit einigen Nullen menschlicher Fehler pranget: hier sitze ich wie Marius auf den Trümmern Carthagos, da er die Schicksale Roms und Phöniciens überdachte, oder wie ein alter ehrlicher Markgraf, der über sein Deutsches Vaterland denkt.

Ich sehe eine Gesellschaft Reisende, mit unaussprechlichen Namen, mit großen Berichten aus dem Ländchen: Deutsche Litteratur! mit Memoirs, die ich gerne in eine Geschichte der Litteratur verwandelt wissen wollte. Meine Zweifel- Frag- und Erklärungssucht — oder rühmlicher zu reden, meine Patriotische Neugierde legt mir Fragen an

* Der 24. Theil der Briefe, der das Register ist.

an sie in den Mund — vielleicht Fragen, wie jene eines Deutschen Arabers, die hier und da nicht sollten, und nicht werden beantwortet werden.

Ich werfe mich indessen nicht zu einem Richter im Namen des Publikum auf, ein Amt, wozu ich mir nicht Beruf genug zutraue. Unpartheiisch könnte ich seyn, weil ich selbst weder unter ihrem Buchstaben des Lebens A. noch unter dem Zeichen des Todes K. gestanden: allein das beste fehlt mir: das Milchhaar kann mich nicht mehr begeistern, ein Daniel für die Susanne gegen abgelebte Hypokritische Richter zu seyn? — Wirklich ein Beruf, der heut zu Tage im Reiche der Litteratur so Canonisch geworden ist, als er uns in der Bibel Apokryphisch dünkt.

Daher strecke ich meine Fasces, und schleiche zu den Privaturtheilern, um nichts mehr, als meine Stimme, zu geben. Aber warum denn am Ende der Briefe? Es ist immer mißlich,

einen berühmten Kunstrichter über ein Volk von Schriftstellern in der Rede zu stören. Wie gieng es jenem Thersites, da er dem Könige der Völker entgegen redete? Der göttliche Ulysses sah ihn grimmig an, und brachte ihn durch die Stärke seines Königlichen Scepters und seiner Drohungen zum Stillschweigen: „da krümmte er seinen Rücken, „und eine heiße Thräne entfloß seinem „Auge; aber von dem goldnen Scepter „entstand eine blutige Strieme auf der „Schulter: niedergeschlagen saß er, „mit feigem Antlitz, und trocknete seine „Thräne; aber die Griechen, mitten in „ihrem Mißvergnügen, fingen herzlich „über ihn an zu lachen.„ So schildert Homer * den Thersites; wer wollte auch nur von weitem sich zum Heer unsrer Thersite in Deutschland gesellen?

Aber nach geendigtem Werke urtheile man; alsdenn tritt der unumschränkte Diktator selbst vor die Schranken als Bürger; alsdenn mischt sich der Schau-

* Homers Iliade.

Schauspieler unter die Zuschauer, und hört das Urtheil derer am liebsten, die während der Rolle weder klatschen noch pfeifen mochten; alsdenn ist das Aegyptische Todtenurtheil gerecht, und für die Wahrheit der Geschichte nüzzlich, insonderheit wenn mündige Verwandte leben, die sich vertheidigen können; alsdenn kan man füglich zu 24 Theilen Litteraturbriefe einige kleine Beilagen machen.

Aber keinen bloßen Auszug! Dieser ist für die leicht, die aus dem Realregister sich ein Collektaneenbuch machen wollen; aber für mich wirklich schwer, und in der That auch nachtheilig. Justinus spielte den Trogus und Origenes den Celsus durch Auszüge in den Fluß der Vergessenheit, und unser Deutsches Publikum braucht die Litteraturbriefe noch recht sehr, so wie sie da sind.

Ich will mich blos, nach ihrem Leitfaden, von der Litteratur meines Va-

terlandes unterrichten, und ein Gemälde derſelben in den lezten 6 Jahren, im Schatten entwerfen. Ich weiß, dies Gemälde wird einigen kleinlich, andern dunkel, den übrigen ſo ungeheuer vorkommen, als jene Statue der Minerve, die Phidias für die Höhe des Altars gemacht hatte, dem Athenienſiſchen Volke unten am Boden vorkam. Ihn wollte man ſteinigen, und das unerfahrne, aber reizende Bild des Alkamenes behielt den Preis, blos weil es ihnen beſſer in die Augen fiel.

Ich ſammle die Anmerkungen der Briefe, und erweitere bald ihre Ausſichten, bald ziehe ich ſie zurück, oder lenke ſie ſeitwärts. Ich zerſtücke und nähe zuſammen, um vielleicht das bewegliche Ganze eines Pantins zu verfertigen. Dazu habe ich Freiheit, wie ich glaube: denn wenn die Briefe ſich durch das Fruchtland anderer Wege bahnten, ſo kann ich ja zum Vortheil des Beſitzers dieſen Weg wieder überpflügen.

gen. Wenn sie in manche Wüsten Ströme leiteten, so kann ich ja diese Ströme beschiffen. Wenn sie hie und dort im Meere Inseln entdeckten: so kann ich ja nach dem vesten Lande umherschauen. Immer aber sage ich mit jenem Alten, der über die Litteratur seiner Zeit um Rath gefragt wurde: „Kaum wagte ichs, eine so schwere Fra„ge zu übernehmen: ob es an unsern „Fähigkeiten liege, daß wir nicht kön„nen — oder an unserm Geschmack, daß „wir die Alten nicht erreichen wollen? „Ich wagte es kaum, meine Meinung „zu sagen, wenn ich nicht die Beobach„tungen der größten Männer unsrer „Zeit blos aus dem Gedächtniß anzu„führen hätte; fein ausgedachte, und „schön gesagte Gedanken, die ich schon „als Jüngling von ihnen lernte. *„

Und diesen Schuzzengeln der Litteratur widme ich auch meine vier Fragmente: ein kleiner Lorbeerkranz, der dem Olym-

* De oratorib. dialog.

Olympischen Sieger unbemerkt von einem Fremden zufliegt, der sich aus Stolz und Bescheidenheit unter das Volk versteckt. Möchte dieser Kranz jener Rose Anakreons gleichen, welcher er sein schönstes Lied* geweiht hat. Als das Meer die Göttin der Schönheit und Jupiters Haupt die Pallas erzeugte: rang auch die Erde zu gebären, und es erschien die Rose:

Πολυδαιδαλον λοχευμα.
Μακαρων Θεων δ' ομιλος,
Ροδον ως γενοιτο, νεκταρ
Επιτεγξας, ανετειλεν
Αγερωχον εξ ακανθης
Φυτον αμβροτον Λυαιου.

* Anakr. μελ. 53.

Inhalt

Inhalt der zweiten Sammlung.

I. Vorläufiger Discours: von dem Ursprunge der Kunstrichter, und den Gesichtspunkten, in denen er erscheint: Prüfung der Litteraturbriefe hiernach. S. 183

II. Einleitung in die Fragmente: über die Mittel zur Erweckung der Genies in Deutschland. 200

III. Vergleichung unsrer Orientalischen Dichtkunst mit ihren Originalen;

1. in der schönen Natur, die beide schildern: Urtheil über die Jüdischen Schäfergedichte. 207
2. in der Vaterlandsgeschichte der Morgenländer: Von einigen Dankpsalmen. 218
3. in ihren Nationalmythologien: Von dem Gebrauch Orient. Machinen und Fiktionen. 215
4. in dem Geiste ihrer Religion: Von christlichen Liedern in Orient. Geschmack. 223
5. in ihrer ganzen Poetischen Sphäre. 229
6. Sprache und Poetischem Sinne. Von der Nachahmung der Chöre, und Bilder. 231
7. daher die elende Nachahmungen widerrathen, und Erklärungen zuerst angerathen werden. 236

Gespräch zwischen einem Rabbi und Christen über Klopstocks Messias. 243

VII. Von der Griechischen Litteratur in Deutschland.

A. Wie weit wir die Griechischen Dichter kennen! Plan aus ihnen eine Aesthetik zu sammlen: Vorschläge zur Uebersezzung Homers: Ein Urtheil des Geschmacks über Steinbrüchels Uebersezzungen: Entwurf zu einer Winkelmannschen Geschichte der Griechischen Poesie: 258

B. Wie weit haben wir sie nachgebildet?

1. Klopstock mit Homer verglichen: war Homer so unbekannt unter den Griechen, als K. unter den Deutschen? Hat Wieland oder sein Gegner bei πολλοι δ' αγαθοι Recht? 276

2. Pin-

2. Pindar und der Dithyrambist: Ueber das Urtheil der Litteraturbriefe von den Dithyramben: Hypothese von dem Antiken Geist der Dithyramben: Prüfung der neuern Gedichte dieses Namens: Ein Trinklied darüber. ‚ S. 298
3. Anakreon und Gleim: Ein Liedchen an Anakreons Taube ‚ ‚ ‚ 338
4. Tyrtäus und der Grenadier: er ist mehr als Tyrtäus ‚ ‚ ‚ 345
5. Theokrit und Geßner: Von der beliebten Unterscheidung zwischen Ekloge und Idylle. Hat Theokrit ein höchstverschönertes Ideal? Großer Unterschied zwischen Theokrit und Geßner. ‚ ‚ 349
6. Alciphron und Gerstenberg. ‚ 369
7. Sappho und Karschin: zwo Antipoden: Ob Sappho und Corinna wegen ihrer Buhlerei verloren gegangen? ein Urtheil der Litteraturbriefe ‚ ‚ 370
Nachschrift an Leser, Schriftsteller und Kunstrichter ‚ ‚ ‚ 378

Ueber

Ueber

die neuere deutsche Litteratur.

Zweite Sammlung.

Vorläufiger Discours.

(Von dem Ursprunge, und den Gesichtspunkten, in denen der Kunstrichter erscheinet: Prüfung der Litteraturbriefe hiernach.)

Der erste Kunstrichter, war nichts mehr, als ein Leser von Empfindung, und Geschmack. Er weidete sich an den Schönheiten und den Erfindungen seiner Vorgänger, den Bienen ähnlich, die den Saft und das Blut der Blumen trinken, ohne doch wie die Raupen, und Heuschrecken, kunstrichterische Gerippe der Pflanzen zurückzulassen. Er war jenem unschuldigen Paare gleich, dem sich im Garten des Vergnügens jede Frucht des Schönen und Guten darbot, ehe es vom Philosophischen Erkänntnißbaum genascht hatte. Es hat in der Litteratur auch ein Alter gegeben, da die Weisheit noch nicht Wissenschaft, und Schriftstellerei, die Wahrheiten noch nicht Systeme; die Erfahrungen noch nicht Versuche waren: statt zu lernen, was andre gedacht, erhob man sich selbst zum

Denken — vielleicht verdient dies auch den Namen eines goldenen Zeitalters.

Ein andrer dachte dem Gefallen und dem Eindruck nach, den Schönheit und Wahrheit auf ihn machte; und fing an die Wahrheit seines Schriftstellers in den Leib ihrer Mutter, Erfahrung, und die Schönheit in die Lenden ihres Vaters, des Vergnügens, und Gefühls zurückzuleiten. Vielleicht fühlte er sich selbst zu unfruchtbar, um Vater zu seyn, daß er also wie die Türkische Verschnittene ein Kenner und Beobachter der feinen Reize zu werden suchte, die jezt blos für sein Auge, nicht für den Genuß waren. So ward aus dem Mann von Gefühl ein Philosoph.

Der Philosoph hatte bald das Unglück, Werke zu sehen, die die Fehlgeburt ihrer Originale nicht erreichten; er muste also auf die Ursachen dieser Unfruchtbarkeit denken. Bald das noch größere Unglück, völlig schlechte Werke zu sehen; und jezt fieng er an, die Vorzüge der ersten auf diese anzuwenden: er prüfte, lehrte und besserte. Das war der eigentliche Kunstrichter. Ist es nicht

bei-

beinahe wahr, daß er so entstanden ist, als sich nach der ältesten und neuesten Philosophie das Lebendige gebiert, aus einer gährenden Fettigkeit: es sei diese der Nilschlamm, oder Chaldäens rothe Erde, das Chaos des Epikurs, oder Needhams faulender Tropfen.

Das bleibt noch immer ein Plan fürs Denken: „wie aus dem, der bisher blos empfand, „ein Denker; und aus dem Genie ein Weiser wurde? wie weit jedes von diesen dem „andern entgegen gesezt sey, und wie weit „diese sich einander schwächenden Kräfte zusammen kommen müssen, um die Temperatur des Virtuosen auszumachen? wie „aus der Natur Kunst, aus der Kunst Künstelei, und aus dieser wieder Barbarey hat „entstehen können?„ Die allgemeinen philosophischen Beobachtungen hierüber würden ein Märchen von Kritischen Troglodyten, nach Art des Montesquieu hervorbringen, und dies Märchen könnte man denn in Geschichte verwandeln und aus Völkern und Sprachen bestätigen.

Nun erscheint der eigentliche Kunstrichter — in welchem Gesichtspunkt? Gegen

Leser, gegen Schriftsteller, und gegen das ganze Reich der Litteratur überhaupt.

Dem Leser erst Diener, denn Vertrauter, denn Arzt. Dem Schriftsteller erst Diener, denn Freund, denn Richter; und der ganzen Litteratur entweder als Schmelzer, oder als Handlanger, oder als Baumeister selbst.

Dem Leser sezzet er die Speisen in ihrer Lüsternheit und Anmuth vor, und sucht durch seinen eigenen Appetit ihren Geschmack zu erregen: dies sind die Auszüge, die gemeinen Tagebücher. Der Leser ist schwach im Verdauen; er gibt ihm Wein zur Starkung; er hat einen verdorbnen Geschmack; daher braucht er jezt ordentliche Cur. Dies sind die Kritischen Anmerkungen, die dem Leser Gesichtspunkte (im Lesen darlegen, die ihm) Erläuterungen, Prüfungen, Anwendungen darlegen — und dieses Talent gehört immer nothwendig zum wahren Kritischen Geist. Du schreibst, als wenn du für dich schriebest: nein! Kunstrichter! du schreibst für Leser: diese nie aus den Augen zu lassen, dich nach ihren Schwächen, nicht aber Fehlern zu bequemen, dich nach der Verschiedenheit ihrer Fähig-

higkeit, Lust und Absicht zu richten; die Stummen sprechen, die Blinden sehen, und die Tauben verstehen zu lehren; die Seuche eines falschen Geschmacks mit Gegengift zu heilen, oder ihr zuvorzukommen; kurz! Leute von richtigem Gefühl, von Einsicht, von Geschmack zu bilden — das ist dein großer Zweck.

Dem Schriftsteller, was soll der Kunstrichter seyn? Sein Diener, sein Freund, sein unpartheiischer Richter! Suche ihn kennen zu lernen, und als deinen Herrn auszustudiren; nicht aber dein eigner Herr seyn zu wollen. * „Unser Geist nimmt oft eine gewisse „Unbiegsamkeit an, die uns hindert, in die „Gedanken andrer uns gleichsam hineinzudenken zu wollen, und folglich sehr oft die unsere „dadurch zu verbessern. Man bemerkt dieses nicht an sich selbst, wenn man einen andern über eine Materie lieset, über die man „selbst noch nicht gedacht hat. Ist aber dies „leztere geschehen: so fängt die Steifigkeit „an, sich zu zeigen, die vermuthlich aus eben „dieser Ursache, auch außer andern, bei alten

* Litt. Br. Th. 17. p. 107.

„Leuten häufiger angetroffen wird, als bei „jungen. Es gehört entweder eine besondre „Gabe des Himmels, oder eine anhaltende „Kreuzigung des Fleisches dazu, um weich „und beugsam gnug zu bleiben, und wenn vol„lends der, welcher Bücher lieset, um sie zu be„urtheilen, unverdorben bleibt: so hat er ge„wiß eben so viel Lob verdient, als der heil. „Aldhelmus, der sich nackt und blos zu jun„gen Mädchen ins Bette legte, und doch der „Empörung der Sinne siegreich widerstand.„ Es ist schwer, aber billig, daß der Kunstrichter sich in den Gedankenkreis seines Schriftstellers versezze, und aus seinem Geist lese: allein wie wenige Schriftsteller haben den Stab des Popilius, um uns in diesen Kreis einzuschließen. — Ist der Verfasser von der Art, daß wir ihm nachdenken müssen; so vergißt der Kritikus immer, daß er mit dem Griffel in der Hand lieset; läßt er uns aber die Freiheit, mit ihm zur Seite zu denken; so fühlt der Kunstrichter, er habe einerlei Polhöhe; und wird also sein Rathgeber und Beurtheiler. Wenn endlich, wie in den meisten Deutschen Büchern, die Vorreden

Ent-

Entschuldigungen und demüthige Komplimente enthalten; so wird der Kritikus Richter und Gesezgeber. Er darf nicht den Autor einbolen; mit ihm in einer Reihe geben, will er nicht; er geht also zurück und commandiret.

Endlich hat der Kunstrichter eine Beziehung auf das Reich der Wissenschaften, als Mitbürger. Gemeiniglich hat er schon als Schriftsteller gelesen, und zeichnet bei den Recensionen die Schattenlänge seiner untergehenden Autorschaft. Oft reißet er nieder, um die Aussicht zu verbessern; oft springt er, wie Remus über die Mauer seines Bruders, um seine Eifersucht zu verewigen: oft läuft er mit ihm in die Wette, um zuerst vom Ziele den Kranz zu erwischen; oft wühlet er in Trümmern verfallner und hingeworfner Arbeit, um selbst einen Tempel zu errichten: und kann er diesen Bau zu Ende bringen und mit dem Kranze eines vollkommenen Systems, so wird er auf Rechnung vieler das Orakel. Nicht Kolom, der hier eine Insel und dort eine erfand, sondern der ans veste Land trat, gab der neuen Welt seinen Namen.

Ein Kritiſches Werk, das in allen dieſen drei Abſichten groß bliebe: was wäre das für ein Schazz einer Nation! Die reichſte Abwechſelung ſtatt der gewöhnlichen Kritiſchen Monotonie würde entſtehen, wenn der Kunſtrichter allen dieſen Geſichtspunkten auflauerte; bald Leſer von verdorbenem Geſchmack, bald ſolche, die nicht zu leſen wiſſen, erwiſchte und ſie zu denen führte, die mit ihm leſen; wenn er nicht als Deſpot, ſondern als Freund und Gehülfe des Verfaſſers lieſet, mit ihm, oder ihm nach, oder ihm vordenket, und alles mit der Sorgfalt lieſet, als wenn er es ſelbſt ſchriebe. — Ich glaube, es iſt Shafteshuri in einer ſeiner leider! noch unüberſezten Abhandlungen, der von ſich ſchreibt, daß ihm beſtändig ein Freund, oder ein Bild der Einbildungskraft vor Augen ſchweben, und ihn als Muſe begeiſtern müſſe — Dieſe Dulcinea hat ein Kunſtrichter mehr als irgend jemand nöthig.

Aber es ſchleicht dem Kritikus ein Gaukler nach, der ſeinen Charakter parodirt: er gibt uns, an ſtatt ein Buch bis auf Herz und Nieren zu zergliedern, krüppelhafte und todte

Ge-

Gerippe von Auszügen: ſtatt ein Pygmalion ſeines Autors zu werden, ſchlägt er ihm, wie Claudius den Statuen Roms, das Haupt ab, und ſezzt das ſeinige darauf: als ein zweiter Pluto bewacht er altes angeerbtes Geräth, und ehrwürdigen Auskehricht der Litteratur: er eifert in den petites maiſons der Gelehrſamkeit gegen elende Ueberſezzer: die Brille eines Compendiums oder das Fernglas eines Syſtems in der Hand, nähert er jezt dieſe Wahrheit, jezt entfernt er jene, um das Schattenſpiel ſeiner Lieblingsbegriffe nur beſtändig zu erblicken; und eben dies iſt ein Kunſtrichter nach dem gewöhnlichen Geſchmack: er wird ſeinen Leſern ſo unentbehrlich, als die Zeichen und Wetterprophezeiungen im Kalender den Tagewählerinnen ſind: er wird geleſen, gelobt und vergeſſen: ſeine Ephemeriden, gleich den Inſekten dieſes Namens, haben eine Woche, einen Monat, eine Meſſe, ein Jahr zu ihrem Lebenslauf.

Leſer! mit dem ich jezt ſpreche, folge dieſen Winken, die nicht Einfälle ſondern oft und leider! bei den beſten Werken gemachte Beobachtungen ſind. Ich laſſe dich los, um die

viele

viele Deutſche Journäle, die die Modekrankheit unſrer Zeit ſind, in dieſen Ausſichten zu betrachten, und wie du es für gut findeſt, in der Stille zu ordnen. In der Stille! denn alle unſre Kritici ſind Richter; jedes Journal reimt ſich mit Tribunal: hierinn iſt die Deutſche Litteratur ihrem Vaterlande ähnlich; viele Fürſten und kein gebietender Oberherr! Man muß alſo noch ſo lange in der Stille urtheilen, bis man die Kunſtrichter auch als Schriftſteller anſehen lernt. — — Ich rede von den Litteraturbriefen, und thue mir darauf zu gut, daß ich von ihnen als von Muſtern meiſtens reden kann!

„Beinahe ein Gemälde der Deutſchen Lit„teratur in den lezten fünf Jahren!„ * Beinahe! nur was lohnt es mir omiſſa anzubringen. Hätten ſich die Verfaſſer weniger durch Streitigkeiten hinreißen laſſen; hätten ſie es nicht öfters vergeſſen, daß ſie mit dem Publikum ſprächen: ſo wäre dies Gemälde voll-

* ſ. Schluß der Litt. Br.

vollständiger und gleichmäßiger in seinen Theilen gerathen. Und überhaupt hat sich im ganzen Werk der Geist zu sehr geändert. Im Anfange Nachrichten an einen kranken Offizier — Züchtigungen der Uebersezzer — Urtheile über die vornehmsten Deutschen Schriftsteller, die in Positur standen — Jezt Aussichten über verschiedne Felder der Litteratur — endlich Diktatorische Urtheile:

— — amphora coepit
Institui, currente rota cur vreeus exit.

Feurig stieß Fl. an; der Philosophische D. griff ins Rad, um es im Schwunge zu mäßigen; der Planervolle B. brachte es nach einigem Stocken hin und wieder aufs neue in den Lauf; bis es, wie es mir vorkommt, in den drei lezten Theilen schon ablaufen will. Das Urtheil gerath oft einseitig; Schreibart fällt oft nachläßig zu Boden; der Ton verliert bisweilen Anstand und Stärke — die lezte Wallungen eines Lichts, das erlöschen will.

„Vorzüglich Kunstrichter für die Schrift„steller!„ * Und nach welchen Gesezzen? Die

* Litt. Br. Th. 1. p. 92.

Die beste Art, einen Autor zu beurtheilen, ist sein eigner Plan: dieser ist zu prüfen, zu bessern und auszumalen. Diese Arbeit charakterisirt und bildet Genies; schwer und nützlich zugleich! So beurtheilten die Litteraturbriefe Süßmilchs Ordnung, Haugens Zustand von Schwaben; Meiers Gedanken über die gelehrte Sprache u. s. w.

Prüft man blos den Plan allgemein, und sagt seine Gedanken drüber, ohne den V. nach seinem Plan zu prüfen: so thut man weder dem Ehrgeiz, noch der Demuth desselben Gnüge. Man hält ihn zu sehr für Kind, wenn man sein Ganzes verwirft, und zu wenig für Kind, wenn man sein Probstück nicht ansehen will: corrige sodes! hieß es bei den Schulhandlungen, und Dithyramben.

Bei mittelmäßigen V. deren freilich die meiste sind, versiehe man die Kunst, die Sokrat bei Heraklits Schriften anwandte: ein Taucher zu seyn, um Perlen heraufzuholen. So machten es die Litteraturbriefe nach Roskommons Rathe, bei dem Sonderling, den Zerstreuungen und andern sehr mittelmäßi-

gen

gen Schriften; bei schlechten hätten sie es mehr thun sollen und können.

Die entgegen gesezte Straße ist, Stellen herausnehmen, um an ihnen zum Ritter zu werden: Oerter zu suchen, wo man seine Lieblingsgedanken ausschüttet. Dies unterhält; aber oft auf Kosten des Autors. Warum gab aber der Nordische Aufseher z. E. Blößen, wo man ihn angreifen konnte? So wird der Vertheidiger, aber nicht der Angetastete, fragen.

Man muß mehr Kunstrichter über Fehler, als Schönheiten seyn! insonderheit Schriftsteller auszubilden. So lange man nicht Werke liefert, bei denen es selbst schwer war, zwei Fehler zu erwischen, bei denen wenigstens die Schönheiten überwiegend sind, bei denen kein falscher Geschmack zu merken oder zu fürchten ist: so kann der Kunstrichter immer sich die leichtere Arbeit wählen, Fehler zu bemerken: eine Arbeit, die ihm überdem Würde gibt. — Und das selbst bei guten Verfassern! Wo viele Schönheiten sind, muß ich auch die kleinsten Fehler rügen: die Schönheiten findet das Genie selbst, und der Kunstrich-

richter entfaltet nur die feinſten, die dem Auge ſelbſt des Genies entwiſchen könnten; die Fehler muß man auch an Cramers rügen, wenn nicht ihrer, doch der Baſedows * wegen: damit wer nicht Genie iſt, gewarnt werde:

Ne furnat maculas, quas aut incuria fudit
Aut humana parum cauit natura — —

Je mehr der Kritikus ſich vertheidigen muß, deſto minder wird ſeine Gerechtigkeit unwiderſprechlich. Der alte Syrus hat wohl nicht Unrecht: „Lobe die Freunde öf„fentlich und tadle ſie insgeheim!„ man gab dies auch den Litteraturbriefen Schuld; aber wie? wenn ihre Freunde wirklich den Königl. Mittelweg zwiſchen Schweizern und Gottſchedianern gegangen wären? — Und denn! haben ſie nicht bloße Nachahmer und knechtiſche Anbeter eben aus Liebe recht merklich gezüchtigt?

Und wer wird bei der Wahrheit Freiheit tadeln? Eine Freiheit, bald im Engliſchen; bald im Franzöſiſchen Geſchmak? We-

* Litt. Br. Th. 5. p. 289.

Wenigſtens ſticht ſie doch immer in den Litteraturbriefen vom Magiſterton Akademiſcher Zeitungen * ab, und es läßt dem Kunſtrichter ſo anſehnlich, wenn er uns daran erinnert, als wenn die alten Könige bei Scepter und Bart ſchwuren. — Allein wenn die Kritik, Wieland den Menſchen ** beurtheilt, ich meine nicht, Wieland den Schriftſteller, (ſo wie man dieſem Manne in mehrern Journälen in Abſicht der Metamorphoſe ſeiner Denkart zu nahe getreten iſt:) wenn ſie einige Schriftſteller nicht blos zu Boden wirft, ſondern auch wie Achilles den Hektor im Staube ſchleifet, wie vielleicht Duſch, Pauli, Lindner, Treſcho und der Verfaſſer der Lyriſchen und Epiſchen Gedichte ſich beklagen könnten: ſo muß man beinahe an das Wort Deutſch, oder an die Titelvignette denken — wie ſehr wird aber ein Schulmeiſter nicht betreten, wenn ſein Homer ſich manchmal vergißt und ſchnarcht!

Frei-

* Th. 6. p. 241.

** Th. 1. p. 35.

Freilich richtet sich die Echo nach der Stimme, die sie aufrief; und das Kriegsrecht erlaubet — „aber die Antwort des „Plato an den bäurischen Xenokrates hat „immer mehr Würde: bringe den Gratien ein „Opfer!„ Doch „wenn der Verfasser der „Anmerkungen zum Gebrauche Deutscher Kunstrichter * mich nicht so versteht, „wie Xenokrates den Plato?„ — Wohl! so hört und verstehet ihn auch nicht das Attische Publikum, und wer wird sich unter Böotier mischen?

Ili modo quid tentent dicere, furfur erit!

Ueberhaupt schlechten Schmierern von Nachtgedanken, Schilderungen, höhern Weltweisheiten ꝛc. ihre Fehler weitläuftig sagen, ist ihnen unnütz, und Lesern verdrießlich: man lege den heiligen Fluch der Muse auf sie:

Tu cuncta invita dicas faciasue Minerua!

Was Isokrates sich zum Muster nahm: „stumpfes Eisen zu wezzen!„ das ist auch der Zweck

* Th. 12. und 16.

Zweck der Kunſtrichter gegen Schriftſteller, und das Verdienſt der Litteraturbr. Haben ſie nicht das Füllhorn der Gratie ganz ausgeſchüttet: vnde parentur opes; ſo haben ſie doch Blumen geſtreuet um den Altar der Göttin Litteratur — falls nicht ſchlechte Schriftſteller in gute umſchaffen können; doch die elenden etwas zur Furcht und Behutſamkeit gebracht. Die Quelle des guten Geſchmacks iſt geöfnet: man komme und trinke!

Einleitung.

Seitdem der Nationalstolz einer gewissen Schule in Deutschland sich etwas gebeuget hat: „unser Deutschland dörfe keinem Volk, es sey alt oder neu, wenn es nur „Undeutsch ist, an Werken der Einbildungskraft etwas nachgeben„ — seitdem die Nachahmungssucht einer andern Sekte auch etwas kalt geworden: man müsse, was nur Orientalisch, Griechisch und Brittisch hieße, durch rauhe Kopien auf Halbdeutschen Boden verpflanzen; seitdem Kunstrichter, durch beide Abwege gewarnt, die Mittelstraße wählten, und auf den Trümmern Gottschedischer Originalwerke und Schweizerischer Nachahmungen, die Deutsche Litteratur übersahen: seit der Zeit ist keine Klage lauter, und häufiger, * als über den Mangel von Originalen, von Genies, von Erfindern — Beschwerden über die Nachahmungs- und gedankenlose Schreibsucht der Deutschen.

Die Litteraturbriefe unterschieden sich gleich vom Anfange durch den eifernden Ton hier-

* Litt. Br. Th. 1. S. 4.

hierüber; man konnte es merken, daß sie über jedes Feld der Deutschen Litteratur ihre Aussichten ausbreiten wollten; und da schon das Cirkelrad von Fehlern beinahe herumgetrieben war: da Schweizer und Gottschedianer einander möglichst widerstanden, und gleichsam durch ihre gegenseitige Kräfte, die in einander wirkten, eine gewisse ruhige Denkart hervorbringen musten: so foderte es die Zeit, daß Kunstrichter, die beider Partheien Ausschweifung sahen, eine mittlere Schwäche inne werden musten: und auf diesen Zeitpunkt trafen die Briefe.

Bloßer Tadel macht kleinmüthig; beständige Klagen endlich verdrossen, und ewige Vorschriften matt und gezwungen: kommt es nun noch dazu, daß der Tadel nicht immer gründlich, die Klagen wiederholt, und die Vorschriften zu einschränkend sind: so sieht man den Schulmeister, der nach der bekannten Fabel, dem Kinde im Wasser eine Strafpredigt hält, den Philosophen dem Hungrigen vorpredigen: sey nicht hungrig! und den Arzt dem Kranken zurufen: sey gesund!

Um also mehr zu thun, als zu klagen: kann man dreierlei versuchen. Zuerst als Weltweiser, das Genie, und Originalgeist, und Erfindung zergliedern, seine Ingredienzien auflösen und bis auf den feinsten Grund zu dringen suchen. Ich wünsche unsrer Zeit zu diesen feinen Untersuchungen Glück: sie sind ein neuer Begrif unserer Weltweisheit: sie sind von großem Nuzzen in der Geisterlehre, und es ist ein Vergnügen, viele Deutsche gemeinschaftlich in einerlei Goldader, aber an verschiednen Oertern graben zu sehen. Sulzers * Abhandlung in den Schriften der Berlinschen Akademie: die Untersuchungen zweier Ungenannten in der Sammlung vermischter Schriften, und in den Breslauer Sammlungen wetteifern, um diesen Begrif ins Licht der Sonne zu stellen.

Allein zur Erweckung der Genies trägt dies Zergliedern nichts bei: bei aller Mühe bleibt die vivida vis animi so unangetastet, als der rector Archaeus bei den Scheidekünst-

* Litt. Br. Th. 6. und 22.

künstlern: Erde und Wasser bleibt ihnen; die Flamme verflog, und der Geist blieb unsichtbar; allen ihren Chymischen Zusammensezzungen können sie nach dem, was sie bei der Scheidekunst gewahr wurden, zwar Farbe, Geruch und Geschmack, nie aber die Kraft der Natur geben. Je mehr Seelenkräfte der Weltweise herzählet, die zum Genie gehören; je mehr Ingredienzien er in diesem Salböl der Geister antrift, je mehr kann ich zweifeln, ob mir nicht eine davon entging: und niemand war groß, der an seiner Größe zweifelte, und jemand höher, als sich, schäzzte. Je feiner die Regeln sind, die du aus der Natur des Genies herleitest: desto furchtsamer wird der Versuch, der sich endlich nichts höhers vorsezzt, als Fehlerlos zu seyn.

Jener Baumeister im Plutarch, sagte hinter den prächtigen Entwürfen seines Vorgängers: alles, was er gesagt hat, will ich thun! — Und der kann zuerst ein Meister in Israel werden, der andern vorarbeitet: die armen Stümper, quibus peiore ex luto finxit praecordia Titan, werden ihm gern nachfolgen. Woher glühet uns bei

der Youngiſchen Schrift über die Originale, ein gewiſſes Feuer an, das wir bei blos gründlichen Unterſuchungen nicht ſpüren? Weil der Youngiſche Geiſt drinn herrſcht, der aus ſeinem Herzen gleichſam ins Herz; aus dem Genie in das Genie ſpricht; der wie der Elektriſche Funke ſich mittheilt.

Man kann ſagen, daß hiezu mehr Beobachtung, und zu dem erſten mehr Spekulation erfodert wird: bei dieſer ſchränket man ſich mehr ein, bei der Beobachtung breitet man ſich mehr aus. Iſt man ſelbſt Genie, ſo kann man durch Proben die meiſte Aufmunterung geben, und den ſchlafenden Funken tief aus der Aſche herausholen, wo ihn der andre nicht ſucht. Man wird auch eher auf die Hinderniſſe dringen, die das Genie und den Erfindungsgeiſt aufhalten, weil man ſie aus eigner Erfahrung kennet. Und endlich wird man den Thoren am beſten die Originalſucht ausreden können; wenn man mit der groſſen Stimme des Beiſpiels ſie zurückſcheucht. Durch ſeine Spekulationen iſt nie der Geiſt einer Nation geändert: aber durch groſſe

Bei-

Beiſpiele allemal; und neben dieſer Hoheit, ein Muſter werden zu können, braucht man blos ein gutes Auge, andre zu ſehen, und einen guten Willen, ſich mittheilen zu wollen.

Weil es aber gefährlich iſt, als ein zweiter Prometheus, den Elektriſchen Funken vom Himmel ſelbſt zu holen; weil es ſchwerer iſt, Künſtler, als ein Sophiſt über die Kunſt zu ſeyn; weil das Kunſtrichteranſehen immer Verminderung befürchtet, wenn es ſich ſelbſt der Beurtheilung unterziehen ſoll: ſo iſt der Mittelweg die gewöhnliche Straße: man betrachtet die Werke der Andern, um durch ſie aufzumuntern. Und dies iſt die dritte und üblichſte Art, zu der ein gutes Auge zu ſehen und zu vergleichen, Aehnlichkeit und Unterſchied zu bemerken, und ein guter Verſtand gehört, rathen zu können.

Ich will alſo die Deutſchen Nachahmungen mit ihren Originalen vergleichen; ihren Werth gegen einander abwägen, und fragen: warum Apoll den Deutſchen noch immer ſagen kann, was er dort durchs Orakel den

Aegiäern sagte: υμεις Αργειοι, ουτε τρητοι, ουτε τετακτοι. Ich selbst bin zwar nicht ein Vertrauter des Apollo; allein Homer führt den Achill dort redend ein: „Wohlan! „laßt uns einen Wahrsager, oder Priester, „oder Traumdeuter fragen: warum Phöbus „Apollo auf uns so sehr zürne? denn wahr„lich, auch der Traum kommt vom Jupiter!„ — Kalchas sagte die Wahrheit, und fand folglich den Widerspruch, auf den er sich gefaßt machte. Agamemnon hieß ihn einen Wahrsager des Unglücks; aber Lügenprophet getraute sich selbst Agamemnon nicht zu sagen. *

* Iliade B. 1. V. 64. ꝛc.

Von den Deutsch-Orientalischen Dichtern.

I.

Ein Theil unsrer besten Gedichte ist halb Morgenländisch: ihr Muster ist die schöne Natur des Orients: sie borgen den Morgenländern Sitten und Geschmack ab — und so werden sie Originale. Wenn nicht neue; so liefern sie doch wenigstens fremde Bilder, Gesinnungen und Erdichtungen. Darf man sie prüfen? Es ist mißlich; denn wie oft vermengt man aus Dummheit oder Bosheit, das, was man an Dichtern tadelt, mit dem, was man in andern Gesichtspunkten gern annehmen will: das, was wir nachahmen, mit demjenigen, was wir glauben. Indeß wage ichs; und kann es wagen, da insonderheit ein großer Mann in Deutschland, der Morgenländische Philologie und dichterischen Geschmack genug besitzt, um hievon zu urtheilen, in einigen Stücken öffentlich Bahn gebrochen hat.

Können wir die Morgenländer nachahmen? Können wir ihnen in der Dichtkunſt gleichkommen? So frage ich, und leite blos den Leſer auf Wege, die er ſelbſt fortſezzen, oder nach Belieben vorbeigehen kann.

Die ſchöne Natur des Orients iſt nicht völlig die unſrige. Wenn David von den brauſenden Tiefen des Jordans nahe an ſeinen Ufern ein Trauerlied ſinget: ſo wird ſo ein karakteriſtiſches Ganze draus, als Michaelis im 42ſten Pſalm zeiget. Wenn die bibliſchen Dichter von den Schneegüſſen des Libanon; vom Thau des Hermon; von den Fichen Baſans; vom prächtigen Libanon, und angenehmen Carmel reden; ſo geben ſie Bilder, die ihnen die Natur ſelbſt vorgelegt hat: wenn unſre Dichter ihnen dieſe Bilder entwenden, ſo zeichnen ſie nicht unſre Natur, ſondern reden ihren Originalen einige Worte nach, die wir kaum nur halb verſtehen. Das vortrefliche Buch Hiob! woher nimmt es alle ſeine Schäzze der Schönheit? Aus inländiſchen, aus Egyptiſchen Bildern, Erdichtungen und Gegenſtänden! Nun ſage man, wie einer unſrer Dichter, der Egyp-

ten

pten oft nicht einmal aus Reisebeschreibungen kennt, vom Leviathan und Behemoth singen darf? Wie manches Lob Gottes in Deutschen Gedichten könnte ich anführen, wo die gröſten Bilder so übel zusammengesezt sind, das ein prachtiges, neues, ungewöhnliches — Unding herauskommt: o überließen doch unsre Dichter dergleichen einigen Kanzelrednern, die es sehr gut zu brauchen wissen.

Und wenn wir diese Bilder auch endlich verstehen — erklären, und aus den lebhaftesten, historischen und geographischen Beschreibungen ihre Schönheiten ganz fühlen lernen; nie haben diese historische Beschreibungen, Auslegungen, Erklärungen so viel Eindruck in uns, als die sinnliche Gegenwart dieser Oerter; nie das Leben der Anschauung, als wenn wir sie selbst sahen; als wenn unsere Seele durchs Auge brennende Pfeile empfände, als wenn uns die Muse wirklich ergriffe und weckte; als wenn wir μεσολήπτοι oder μεσοπάταχτοι würden; und so waren es die Poeten des Orients: „Ich bin der Rede so voll, daß mich der

„Othem

„Othem in meinem Bauch ängſtiget: ich muß „reden, daß ich Othem hole: ich muß meine „Lippen aufthun und antworten!„ So muß es jeder großer Dichter ſeyn:

— — — Poſcere fata
Tempus erit. Deus! ecce Deus!

Nie iſt die geſunde Einbildungskraft ſo lebhaft, als die Erfahrung, und die ideale Gegenwart der ſinnlichen gleich.

Der Verfaſſer der Jüdiſchen Schäfergedichte, dem ſonſt Anlage zur Dichtkunſt nicht fehlt, hat meine Warnung durch ſeinen unglücklichen Flug beſtätigt. Dieſe ſowohl, als ſeine Schilderungen berühmter Gegenden des Alterthums, haben lange nicht die Gewalt, uns in dieſe Gegenden zu verſezzen: ſeine Einbildungskraft kämpft, um — lauter alte Züge zu wiederholen, Norden nach Orient zu verpflanzen; alles, was er geſehen und geleſen, aufzubieten; alle vier Welttheile zu vereinigen, um — etwas Unbeſtimmtes, und Schlechtes zu liefern. Seine Einbildungskraft und ſeine Sprache — alles ſichert ihn vor dem Verdachte, beſchnitten zu ſeyn: er verläßt ſein Land, um in der Fremde zu bettelu.

teln. Die Poetiſchen Gemälde aus der heiligen Geſchichte * verlieren in dieſem Betracht immer viel von dem ungeheuren Beifall, den ihnen einige gegeben: indeſſen ziehen ſie ſich unter Poetiſche Empfindungen zurück, und als ſolche mag ich ſie nicht betrachten.

Singen wir überdem Occidentaliſche Gegenſtände, und mit Tönen dem Morgenlande entwandt: ſo wird ein ſolch Gemiſch daraus, als jeder in Horazens Bilde auflachet — Und doch lachen wenige, wenn der Jordan und Hermon, und Cherubs u. d. gl. neben dem Rhein und dem Harz ſtehen: wenn ſich die Orientaliſchen Tiger mit unſern Lämmern gatten. — „Wir können Ver„gleichungen mit dieſen Gegenſtänden aller„dings nutzen'„ Wir können Bilder borgen, um ſie für uns anzuwenden, aber uns nicht durchgängig ihnen überlaſſen, nicht in dieſer fremden Bilderſprache durchgängig reden: nicht ſie mit der unſern ungeſchickt vermiſchen: nicht uns den Glanz der Mittagsſonne rauben, um den Schein einer Lampe zu genieſſen; oder dieſe gar in das Sonnenlicht tragen.

Kame

* Th. 6. p. 247.

Käme es nur erſt ſo weit, daß niemand ſchriebe, was er nicht verſtünde: befleißigten wir uns mehr, den Orient zu beſchauen, die heiligen Gedichte zu verſtehen, und wirklich erklären zu können: ſo würden wir es gewiß verlernen, mit Orientaliſchen Maſtkälbern zu pflügen; wir würden uns, wenn wir ihre Kunſt nur ganz einſehen, zu Schilderern unſrer eigenen Natur ausbilden. Nicht Armuth, ſondern Unſchicklichkeit oder Bequemlichkeit hindern uns daran, unſere Schäzze zu brauchen, und lieber, wie Cäſar ſagt, pauperes noſtro in aere zu ſeyn.

2.

Auch die Vaterlandsgeſchichte der Morgenländer iſt nicht unſere. So ſehr ſich immer Voltaire, und die ſeines Theils ſind, beklagen, daß wir ein eckles dummes Volk aus einem Winkel der Erde, ſo ſehr erheben: ſo wahr es iſt, daß ihre Geſchichte allerdings mehr Plaz in unſerer Hiſtorie und Aufmerkſamkeit einnimmt, als ſie an ſich verdienen möch-

möchte: so fehlt uns doch noch immer zu viel, unſern dichteriſchen Stoff bis auf kleine Nuancen aus ihrer Geſchichte zu borgen. Unſer Publikum, das die Juden blos aus einem Hübner oder Iken kennet, wird einen ewigen Commentar nöthig haben, und Schönheiten, die für das Auge daſteben, mit dem Fernglaſe anſeben müſſen. Und der Dichter ſelbſt wird Mühe genug haben, in den Orientaliſchen Gedichten die beſtändigen feinen Anſpielungen auf ihre Rettungen von Feinden, auf ihre Urväter, auf die Aegyptiſche Errettung, auf ihre Reiſe durch die Wüſte u. ſ. w. nur überall bemerken zu können; nur höchſtens die Hälfte von ihnen zu verlieren. Sie ganz beſitzen zu wollen, ihre Schilderung ſelbſt zu übernehmen — das thut nur der, ſo das Lächerliche einer halbgetroffenen Nachahmung nicht einſieht. Wer hätte uns eher den Moſes im Heldengedichte ſingen können, als Michaelis; und dennoch ließ er ihn liegen, nach der weiſen Horaziſchen Regel:

Si quae deſperas tractata nitescere poſſe
- - - relinque.

Könnten wir doch nur erst ihre Gedichte aus ihrer Nationalgeschichte ganz erklären; alsdenn übersezzt und ahmt nach! Was ist z. E. der 68ste Psalm, wenn ihn der Ausleger des Lowth erklärt, und was ist er bei Cramer?

Gesezt, wir könnten alles dies wissen; singen wir denn für Juden? die sich für das einzige Volk Gottes hielten? die von dem feurigsten Nationalstolz belebt wurden? Jedem Volk gießet bei seiner ersten Bildung der Patriotismus Flammen in die Adern — bei keinem aber hat er dies gährende Blut länger erhalten, als bei diesem. Von allen Völkern der Erde abgesondert, brachte es seinem Schutzgott Nationalgesänge; erlöset von Feinden, die sie anspieen, sangen sie Triumphslieder, die ihr Patriotischer Geist belebte: entfernt von Fremden, die ihnen unrein waren, sangen sie bei Nationalfesten — wer kann ihnen nachsingen? Unser GOtt ist ein Vater der Menschen, nicht eines Volks, ein GOtt der Christen, nicht einer christlichen Religion! — „Aber werden einem Juden diese Gegenstände nicht eben so alt geworden seyn, als „uns?

„und?„ Ich gebe es zu: und habe doch nicht meine Parallele verlohren. Ihnen ward es mit der Zeit gleichgültiger; aber uns noch ungleich eher und stärker; weil alle diese Geschichte für uns fremder und entfernter sind. Man sey unpartheiisch: wer kann wohl bei uns den besten Crameriſchen Dankpsalm mit der Entzückung singen, wenn er Nationalwohlthaten betrift, als Israel in seinem Heiligthum? Wer singt die Cantate des Zacharia mit eben der Theilnehmung, als Mirjam und Moses die ihrige am rothen Meere? Es kann immer seyn, daß „ein Genie im „Talmud seine völlige Nahrung finden könne, „als in einer Wissenschaft„* aber ein Poetisches Genie, das nach Materialien zur Dichtkunst gräbt? Schwerlich! wenn es unserm National- oder Seculargeist sich bequemen will.

3.

Mit diesem Nationalgeist sind auch die Nationalvorurtheile sehr genau verbunden;

* Litter. Br. Th. 2. p. 256.

Meinungen des Volks, über gewiſſe ihnen unerklärliche Dinge: Fabeln, die ſie ſogleich mit dem Stammlen der Sprache von ihren Erziehern lernen, die ſich alſo aus den älteſten Zeiten von den Stammvätern herunter erben: die ſich bei einem ſinnlichen Volk, das ſich ſtatt der Weisheit und Wiſſenſchaften, mit dem Hirtenleben, dem Ackerbau, und den Künſten abgiebt, ſehr lange Zeit erhalten können, und dem Dichter alſo vielen Stoff darreichen, zu Erdichtungen, die das Herz des ſinnlichen Volks ſinnlich rühren können. Er weckt das auf, was in ihnen ſchläft, er greift ihre Seele bei der ſchwächſten Seite an, und erinnert ſie an ihre Begriffe der Erziehung, mit denen ſich ihre Einbildungskraft gleichſam zuſammen geformt hat: an die Traditionen ihrer Väter, die alſo auch ihre Lieblingsvorurtheile geworden ſind, weil ſie ſich nach dem Naturell ihres Denkens, ihres Clima und ihrer Sprache richten. Daraus entſtehet alsdenn für die Dichter eine heilige Mythologie: die Nacional iſt, und ihnen jederzeit eine Zauberquelle war, um Fiktionen zu ſchöpfen, und Bilder zu erheben, in die ſie, die zu den erſten

Zeiten

Zeiten des Volks, auch Propheten und Richter waren, ihre sinnreiche Weltweisheit, Tugend- und Lobsprüche einkleideten.

Alle Morgenländer haben an diesen geerbten Mährchen einen sehr reichen Ueberfluß, wie alle Reisebeschreibungen zeigen; ihre Dichter bedienen sich deſſelben also so sorgfältig, als Homer und Virgil sich bekanntermaßen auf alte Sagen und Ueberlieferungen gründeten. Die Juden, ein sinnliches Volk, hatten auch keinen Mangel daran, und warum sollten sich ihre Dichter nicht dieser unschuldigen Kunst bedienen, um über sie zu siegen? Ein groſſer Glaube über Träume, Zaubereien, Erscheinungen und Besizzungen ist dem Dichter so vortheilhaft, als er dem Weltweisen ein Dorn im Auge ist; und mit welcher Mühe suchte GOtt diesen in Judäa auszurotten? Beschwörungen, Zaubereien durch Schlangen; diese Meinung hatten sie mit den Morgenländischen Völkern gemein, wie die öftern Stellen ihrer Dichter bezeigen. Aus Aegypten hatten sie einen ganzen Schatz dieser Nationalmeinungen herübergeholt: von denen Michaelis einige, wie aus einem Herkuleum, gezogen hat.

Für uns ſind dieſe Fabeln halbverloren, oder fremde, oder todt; da unſere mehr wiſſenſchaftliche und denkende Lebensart ſie ausgetilget, oder geläutert hat. Die ſchrecklichen Donnerwetter, die an dem Meere aufſtiegen, und über ihr Land nach Arabien hinzogen, waren in ihren Augen Donnerpferde, die den Wagen Jehovahs durch die Wolken zogen; ihnen hat David alſo ſo viel große Bilder, und inſonderheit den vortreflichen 29ſten Pſalm geweihet. Bei uns ſind die Cherubim nicht eigentlich mehr lebende Idole der Phantaſie; noch glauben zwar Kinder und Weiber das, was unſer Dichter ſingt: „GOtt fährt in den Wolken, um Donnerkeule zu ſchleudern;„ der Weltweiſe aber und ſein Bruder, der philoſophiſche Dichter, wird, ſeitdem Prometheus den Elektriſchen Funken vom Himmel ſtahl, eher den Elektriſchen Blitzfunken, als ſo oft wiederholte Bilder ſingen. Wo iſt bei uns der Engel des Todes, mit ſeinem flammenden Schwert, deſſen Gefolge und Verrichtungen jene ſo gut kannten? Er iſt entweder ein Unding, oder nach den Idolen unſers Pöbels ein Gerippe!

Wo ſind die Engel des Herrn, auf Flügeln der Winde, und auf den Flammen des Feuers? Es ſind Diener der Natur, die unſere Einbildungskraft ſelten perſonificirt! Was iſt die Veſte des Himmels, wo der Thron Gottes ruhet? Luft! Was der Regenbogen, der ſich zu ſeinen Füßen wölbet? Bei den alten Skaldern die Brücke, auf der die Rieſen den Himmel ſtürmen wollten, die noch jetzt, ein flammender Weg zum Schrecken erſcheint; aber für unſern Dichter, ein Farbenſpiel. Solcher Nationalvorurtheile könnte ich eine große Menge anführen; und die meiſten haben ſich entweder in unſerer erleuchtetern Zeit ſchon verlohren, oder verfeinert, oder ſind nach dem Unterſchiede unſers Klima und unſrer Denkart ganz anders. Die Religion der Skalder,* die Odin aus den Morgenländern brachte; wie ſehr veränderte ſie ſich auf dem rauhen Scandinaviſchen Grund und Boden? Ihr Himmel und ihre Hölle, ihre Weltentſtehung durch Froſt, und ihre Rieſen, ihr großer Wolf, und der Bändiger deſſelben, ihre Zaubereien und Heldenthaten ſind mit ſol-

* Mallet Geſchichte v. Dännem. Th. 1.

chen Localfarben aus Norden gemahlet, als in verſchiedenen andern Gegenden hier Drachen und dort Elephanten, das Paradies und die Hölle der Araber, die Brücke Poul-Serra der Perſer, und die Schildkrötengeſchichten der Amerikaner gezeichnet ſind. Es wäre ein angenehmer und nützlicher Verſuch, dieſe Nationalvorurtheile vieler Völker zu ſammlen, zu vergleichen, und zu erklären.

Für den Dichter ſind dieſes Nationalvortheile, die ihm nicht immer entwandt werden können, ohne ungereimt, oder lächerlich zu werden. Miltons Brücke über das Chaos mag freilich im Munde eines Arabers, des Sadi, beſſer klingen, als in dem ſeinigen: Klopſtocks Oefnungen am Nordpol, ſeine ätheriſchen Wege, ſeine Sonnen im Mittelpunkte der Erde dörften vielleicht zu ſehr die Wirbelwelt der Leſer verrücken, ſie mögen ehrlich Ptolomäiſch, oder Copernikaniſch denken; dieſe Erdichtungen ſcheinen ſelbſt einer ſinnlichen Denkart entgegen. Und überſieht man überdem die Erdichtungen, die die Schweizer in ihre Morgenländiſche Gedichte eingewebet; (vom Blute des unſchuldigen Abels, bis auf

das

das Blut des Zacharias, Barachiá Sohn) so kann man sich bei ihren Engeln und Teufeln, und Schlangen und Ungeheuern oft, wenn man gleich nicht als Philosoph lesen will, kaum jener Frage erwehren, die der Cardinal von Este an seinen Arioſt that: mein lieber Ludwig, wo habt ihr alle das närrische Zeug herbekommen?

Möchte man doch bedenken, daß der Geſchmack der Völker, und unter einem Volke der Geſchmack der Zeiten sehr genau seinen Fortgang mit Denkart und Sitten habe: daß also, um sich dem Geschmack seines Volks zu bequemen, man ihren Wahn und die Sagen der Vorfahren ſtudiren müſſe; und um auch dem Gott der Zeit ein Opfer zu bringen, man dieſe und fremde Meinungen nach der herrſchenden Höhe des ſinnlichen Verſtandes paſſen müſſe. Von beiden gebe ich ein Exempel. Der Romaniſche Geſchmack der Spanier und Italiäner iſt ein Zweig von dem Aberglauben der Morgenländer, den man ziemlich genau dort aus der Mauriſchen und hier aus der Saraceniſchen Ueberſchwemmung herleiten kann. Er ward in beiden

Ländern gemein: in beiden vermiſchte er ſich mit dem Gothiſchen Ritter- und Rieſengeſchmack: nachher miſchte ſich der Katholiſche Hang zu Kreuzzügen, und heiligen Abentheuren dazu! — und nun ſehet! wie ſehr Lopez di Vega, Pulci, Arioſt und Taſſo dieſes Gemiſch zu brauchen gewuſt; aber freilich zu nichts mehr, und minder, als Nationalſtücken. Wer es alſo beklagen möchte, daß keine ſolche Morgenländiſche Invaſion nicht auch bei uns den Saamen Poetiſcher Fabeln geſtreut; dem rathe ich, dieſe dichteriſche Schweißtropfen der Cultur ſeines Bodens zu widmen. Er durchreiſe als ein Prophet in Ziegenfellen, die Mythologien der alten Skalder und Barden ſowohl, als ſeiner eignen ehrlichen Landsleute. Unter Scythen und Slaven, Wenden und Böhmen, Ruſſen, Schweden und Polen gibt es noch Spuren von dieſen Fußſtapfen der Vorfahren. Würde man, jeder nach ſeinen Kräften, ſorgſam ſeyn, ſich nach alten Nationalliedern zu erkundigen; ſo würde man nicht blos tief in die Poetiſche Denkart der Vorfahren dringen, ſondern auch Stücke bekommen,

men, die, wie die beide Lettiſche Dainos, die die Litteraturbriefe * anführten, den oft ſo vortreflichen Ballads der Britten, den Chanſons der Troubadoren, den Romanzen der Spanier, oder gar den feierlichen Sagoliuds der alten Skalder beikämen; es möchten nun dieſe Nationalgeſänge Lettiſche Dainos, oder Coſakiſche Dummi, oder Peruaniſche, oder Amerikaniſche Lieder ſeyn. Will aber jemand dies nicht thun, wohl! der bequeme ſich nach ſeiner Zeit, da das Licht der Philoſophie die heiligen Schatten der Dichterei verſcheuchen, und ſinge für unſern reinen Verſtand.

4.

Der Geiſt der Religion hat ſich verändert. In den Zeiten, da die Dichtkunſt blühete, herrſchte noch eine gewiſſe wilde Einfalt, nach der Gott auch die Religion einrichtete, die die Bändigerin der damaligen Zeiten war. Ich zeige hiezu nur drei Geſichtspunkte. Sie begriff mehr unter ſich, ſie hatte einen andern

* ſ. Litt. Br. Th. 2.

andern Zweck, sie gieng einen andern Weg, als unsere.

Sie begriff mehr unter sich:) Es ist bekannt gnug, daß sie sich ins Detail der kleinsten Gesezze, Veranstaltungen und Ceremonien einlies: daß sie eben sowohl auf den Märkten, als in dem Heiligthum die Theokratie eines Schutzgottes regierte, der Propheten und Dichter und Richter in einer Person aufweckte, und begeisterte. Daher waren alle ihre Poesien heilig; sie mochten Prophetische Gesänge, oder Lasten von Flüchen, oder Trostlieder, oder Gesezze und Sprüche enthalten. Unsere Religion hingegen sondert sich von der Politischen Regierung und den Richterstühlen ab: sie ist nichts minder, als Theokratisch, und der Prophetische Geist schweigt.

Jene hatte einen andern Zweck:) ein wildes ungebildetes Volk im Zaum zu halten, das über den Acker und Landweiden wenig seinen Geist erhob. Hier war eine sinnliche Dichtkunst das Mittel, ihre Seele etwas aufmerksam zu machen. Gesänge von zeitlichem Glück und Unglück schallten von jenen Bergen Grisim und Ebal: der

gröſte Theil der Pſalmen beſchäftigt ſich mit dem zeitlichen Zuſtande des Volks und kann meiſtens blos durch erbauliche Accommodationen und Katachreſen etwas geiſtliches bedeuten. — Unſere Religion hingegen iſt geiſtig, und mit den erhabenſten Zwecken auf eine glückliche Ewigkeit.

Jene war ſinnlich und lange nicht ſo moraliſch, als die unſere.) Das Volk war noch nicht zu der feinen Moralität tüchtig, die unſere Religion fodert; es muſte alſo mit ſinnlichen Gebräuchen unterhalten werden. Reinigungen und Opfer, Gebräuche und Satzungen, Prieſter und Tempel; alles beſchäftigte ihr Auge, alles füllete ihre Gedichte mit Anſpielungen, die ſie darauf ziehen ſollten. Die ganze Sprache hat ſich alſo verändert, und beinahe auch die ganze Reihe von Begriffen. Ihr Engel des Todes war nicht unſer Teufel: es war ein unmoraliſches Weſen, das GOtt ſandte; die andern Engel hatten nicht ſo unabtrennbar einen Begriff der Moraliſchen Güte mit ſich: ihr GOtt ſelbſt muſte ihnen in den ſtärkſten Leidenſchaften geſchildert werden, damit er ſie rührte; ſie ſa-

hen

ben auch bei ihren heiligen Gedichten nicht immer darauf, ob jedes Gleichniß tugendhaft und wohlanſtandig wäre; wenn es nur ſchilderte — Unſere Religion hingegen iſt keine Tochter der Einbildungskraft, ſondern eine Schweſter der Vernunft und Moraliſchen Güte. —

Und nun! ſind alle Gedichte, die bei ihnen Stücke der Religion waren, es auch für uns? Ich glaube nicht! Und wenn man ſie alſo nachahmen wollte? So müſte es ſeyn, „als „wenn David z. E. chriſtliche Pſalmen ſchrei„ben würde „. Freilich iſt dies der Zweck, der bei Klopſtocks Liedern in der Vorrede ſteht, den aber im Ganzen ſeine Lieder nicht erreichen möchten. Wirklich etwas zu viel Orientaliſcher Schaum, und chriſtliche Gegenſtände Orientaliſch behandelt — Und worinn denn? Ich ſchäzze dieſe Lieder ſehr, denn ſie wirken mehr auf das Herz, als einige andere. Und darnach beurtheile ich den Werth eines Liedes. Aber zu viel Morgenländiſche, Bibliſche Sprache, als daß ſie immer nach unſern Ideen beſtimmt gnug ſeyn ſollte: gewiſſe Morgenländiſche Wiederholungen, die ſtatt zu ſeufzen

jäh-

ſühnen machen: und denn nicht die gehörigen Beweggründe und Reizungen zu den Empfindungen, die ſie erwecken ſollen. Klopſtock, der ſelbſt eine Empfindungsvolle Seele zeigt, hat ſich gewiſſe Gegenſtände der Religion, inſonderheit bei den Martern des Erlöſers einige Nuancen ſo eingedrückt, daß, wenn er auf ſie geräth, er ſich verweilt, und in Empfindungen ausbricht, die er bei dem Leſer nicht gnug vorbereitet hat: und bei denen alſo mancher nichts empfindet. Wenn unſre ganze Einbildungskraft in Arbeit iſt: ſo kann ſich aus dem ganzen rührenden Gemälde ein Zug (nicht immer der bedeutendſte) am tiefſten eindrucken, der nachher jedesmal das ganze Gemälde zurückbringt, und alſo auch durch die Einbildungskraft die ganze Empfindung wieder aufregt — aber dies lezte geſchieht bei einem fremden Leſer, nicht durch den einzelnen Zug, ſondern durch das treue Ganze, das man ihm alſo vormalen muß. Um dies mit einem Beiſpiel zu beweiſen: ſo habe ich einen frommen redlichen Greis gekannt, der in ſeinen lezten ſchwachen Jahren bei ſeinem Unterricht und Gebeten nie ſo

ſehr

sehr bewegt wurde, als wenn er auf den Zug im Leiden Jesu stieß: er hieng (nach seinen Provinzialismen) Mutter-Faden-nackt am Kreuz: bei diesem an sich unwichtigen Umstande, der sich aber seiner Phantasie in den ersten Jahren vorzüglich eingedruckt hatte, stand er stille, ergötzte und beruhigte er sich, da sein Zuhörer indessen jähnte. — Uebrigens weiß Klopstock die menschliche Seele genau zu treffen; manche Gesänge sind Muster einer stillen andächtigen Empfindung, insonderheit wenn sie zu den sanften gehört, und nichts glückt ihm mehr, als seine Todesbetrachtungen.

Es ist mir lieb, daß ich über viele ältere biblische Gedichte nicht urtheilen darf: was hat man nicht aus vielen Charakteren gemacht? Ein völliges lächerliches Unding, das dem Charakter seines Volks, seiner Zeit, und seiner Religion widerspricht. Gerade, wie diejenigen, die eine ganze Straße niederreissen, um darauf einen einzigen Pallast zu bauen; die nichts darnach fragen, wie viel andre sie umbringen; zufrieden, wenn sie ohne alle Rücksicht auf Mütter, Weiber und Kinder, auf

Nation

Nation, Zeit, und Geſchmack einen Menſchen darſtellen können.

Compos'd of many ingredient Valours
Juſt like the Manhood of nine Taylors,
wie Hudibras ſingt.

5.

Ueberhaupt hat ſich die ganze Poetiſche Sphäre bei beiden Nationen geändert. Die geſittete Freiheit, in der wir leben, laßt Künſte und Wiſſenſchaften blühen: die etwas rauhere, die mit Gährungen des Staats, und mit Unterdrückungen kämpft, läßt, wie bei den Römern und Griechen, die Beredſamkeit ihre Wunder thun; aber wilde Einfalt iſt das Feld der Dichter. In dieſer haben die Hebräer ſehr lange gelebt, beſtändig treu dem Ackerbau und der Viehzucht, den ſinnlichen Begriffen, und ihrem Vaterlande: nie hat alſo die Zeit der Beredſamkeit ihre Blüthe erreichen; ja die Periode der Weltweisheit kaum anbrechen können.

Daß die Hebräer nie große Redner gehabt haben, beweiſet der Herausgeber des Lowth in ſeiner Vorrede; der überhaupt durch ſeine Noten und Epimetre mehr als Lowth ſelbſt geworden, und viele Dinge hingeworfen hat, die durchaus verdienen angewandt, erklärt und fruchtbarer gemacht zu werden. Wir können alſo nach einem Jeſaias ohnmöglich unſre große Redner bilden.

Nie haben ſie alſo auch einen völlig ausgebildeten Rednerperioden gehabt; ihre Poeſie hat einen Rhythmus, den die Chöre und Jubelſprünge gebohren haben, der von zu ſtarker Declamation war, als ein Sylbenmaas zu halten, der durch Muſik und Tanz belebt wurde. Welch ein Unterſchied iſt es nun, in einer durchaus Proſaiſchen und Philoſophiſchen Sprache, deren Accente lange nicht ſo tönend ſind, wo man ſchreibt, geleſen zu werden, wo, wenn die Muſik ſich mit der Poeſie verbindet, jene die herrſchende wird, in dieſer Sprache eine Orientaliſche Poeſie durch Poetiſche Proſe nachzuahmen; die unſrer Sprache Gewalt anthut. Inter mulierum ſaltantium choros adoleuit poeſis orientalis:

lis: carmina rarius ſcribebantur, recitabantur cantabanturque frequentius. — — Inter ſaltantium choros, non ſemper pios, natam poeſin Hebraicam dixerim, cum motum corporis canticis haecque illi accomodarent: cui poeſis origini verſuum parallelismos acceptos fero. Nun bleibt es doch wohl immer unnatürlich, Lieder, die dort nach lermenden Chören eingerichtet waren, wie ſie ſind, nachahmen zu wollen, und ſein eignes Chor zu ſeyn.

6.

In der Poeſie wird vieles von der Sprache beſtimmt: und ich glaube, aus dieſem Unperiodiſchen Melodiſchen der Hebräiſchen Gedichte zum Theil den kurzen Paraboliſchen Ton erklären zu können, der Weisheit in ein Bild kleidet, ohne dies Bild auszupuzzen, und Periodiſch ordnen zu wollen. Nein! kühne Vergleichungen, und wenig ausgeführte Gleichniſſe; aber deſto öftere Wiederholung deſſelben Bildes, deſſelben Gleichniſſes.

In keiner hohen Ebräischen Ode findet man den abgemeßnen Schwung, der eine Griechische, und noch mehr eine Römische charakterisirt: in keiner die ausgemalten Pindarischen Bilder, die hier immer Stückweise erscheinen, abbrechen und wieder kommen: in keiner Elegie, die dämmernde Stimme, die durch ihren sterbenden Fall, und anhaltendes Wimmern, allmählich rührt: — überall mehr der wiederholte Schlag, der eine Saite des Herzens nach der andern plözlich trift, und eilt, um eine andre zu treffen. — Man hat diesen innern Charakter aus ihrer Hizze der Einbildungskraft herleiten wollen; allein ein Hurone in einer unperiodischen Sprache muß so, wie sie, singen.

Wir aber, in einer Periodischen Sprache. Wir müssen also jene zerstückte Bilder, die sich wiederholen, zu einem Ganzen ordnen, und sie in einem gebildeten Poetischen Perioden mehr in der Perspektiv eines Gleichnisses zeichnen; der uns eigne Poetische Ton malt überdem sonst mehr Begriffe als Bilder, und unsre selbst Dichterische Gleichnisse zeigen sich, nach jenen zu rechnen, mehr in dem Licht eines

nes Beweiſes. Ein Muſter der Nachahmung hierinn iſt der Klopſtockiſche Pſalm auf den König von Dännemark. Wirklich die Hebraiſche Zerſtückung der Sprache, und doch die Griechiſche Zuſammenſezzung der Bilder; hie und da kleine Waſſerfälle; doch aber bleibts immer ein ſanfter Strom, der über klare Steine rollet. Ein Gemälde, ein Wort entwickelt ſich aus dem andern, und macht es vollkommner; — Vielleicht Klopſtocks ſchäzbarſtes Lyriſches Stück! Eben ſo weiß er, in ſeinen Kirchenliedern oft den Orientaliſchen Parenthyrſus zu Kirchencadenzen herunter zu ſtimmen, und im Meßias iſt ſein Wechſelgeſang zwiſchen Mirjam und Debora ſchön; Orientaliſch in Sprache und Bildern; und Deutſch in der Anordnung derſelben.

Man erinnere ſich aus meinem vorigen Fragmente, daß der Reichthum einer Sprache ſich gleichſam mit der Haushaltung der Menſchen verändere, daß uns unſer Wohlſtand viele Freiheiten entzogen, die jene genoſſen; daß unſer Stadtleben es nothwendig verhindert, daß unſre Poeſie nicht Botaniſch ſeyn kann, wie Michaelis die Morgenländiſche

nennet, daß unſere Politiſche Wörterbücher unſerer ſinnlichen Sprache Würde entzogen haben u. ſ. w. man erinnere ſich deſſen, und vergleiche den Charakter unſrer Sitten und Zeiten mit jenen, ſo wird man finden:

Der Poetiſche Sinn iſt nicht mehr derſelbe. Jener wirkte ſchnell und heftig; nicht aber eben zart und dauerhaft. Die Saite ihrer Empfindung des Poetiſch Schönen (ich will nicht wie Monteſquieu bis auf ihr Faſerngewebe, und auf das Temperament ihres Klima zurückgehen) wird ihren Sitten und Zeit gemäß heftig getroffen, und bald verlaſſen. Unſer Poetiſcher Sinn iſt mehr langſam und überlegend, als brauſend. Selbſt das ſanfte Griechiſche Gefühl wird unter unſerm Himmel nicht reif: wie ſollte er denn die übermäßig frühzeitigen Früchte der Morgenländer reifen? Unſre Saite der Poetiſchen Empfindung giebt nach: wir bleiben kälter, als die Griechen mit zarten, oder die Morgenländer mit heftigen Sinnen: wir bleiben ſelbſt im Poetiſchen Fluge, wie die Strauße dem Boden des Wahren treuer, und kommen

zur

zur Rührung oft durch den Weg der Ueberlegung.

Ahmen wir also nach, wie es uns gefällt: so wird vielleicht ein unpartheiſcher Fremder, der den Orient kennet, ohne ihn von Jugend auf, blos als ein Erbſtück der Religion zu kennen, der Geſchmack gnug hat, um unſre Nachahmungen mit jenen Originalen zu vergleichen, vielleicht folgenden Charakter angeben:

„Die Morgenländiſchen Werke des Genies „zeichnen ſich aus, durch den hohen Ausdruck „einer Einbildung, die Erdichtungen liebt, „Sittenſprüche in Figuren, Bilder und Schat„ten einhüllet, die nicht blos auf Flügeln der „Morgenröthe bis an die Gränzen der Natur „aufſchwinget, ſondern ſich oft über dieſe „Gränzen wagt, und im Reich des Unnatürlichen, aber wunderbaren Chaos umherirret. „Die kältern vernünftigen Deutſchen haben „dieſer brennenden Phantaſie ſich nachſchwingen wollen, mit Flügeln, die ihnen die Natur nicht gab, wie Horaz vom Dädalus ſinget: ſie zeichnen fremde, oft unverſtandne, „und wenigſtens zu entfernte Bilder: ihre

„geborgte Erdichtungen sind Geschöpfe ohne „Erde: ihre nachgeahmte Empfindungen keine „Empfindungen: der Ausdruck erreicht sein „Original oft nur, wo es sich dem Uebertriebe„nen nähert. Ich habe viel gesagt: den Beweis überlasse ich einem jeden, der Morgenländische Gedichte zu lesen weiß.

7.

Elend nachahmen sollen wir also gar nicht, und ein Hudemann ist in seinem Lucifer und in seinem Tode Abels der Bemerkung und der Aergerniß unwürdig — aber wie können wir uns von solchen Hudemanns befreien? Wenn wir uns aufmuntern, die Morgenländischen Gedichte, als Gedichte zu studiren, erklären zu lernen und bekannt zu machen. Unmöglich können wir sie überszezzen, und nachahmen, ehe wir sie verstehen, und die Morgenländische Philologie, die in unserm Deutschlande seit einiger Zeit blühet, wird, wenn sie sich mit Geschmack vereinigt, schlechte und dumme Nachahmer zerstreuen.

Der

Der beſte Ueberſezzer muß der beſte Erklärer ſeyn; wäre dieſer Sazz auch umgekehrt wahr: und wären beide verbunden: ſo würden wir bald ein Buch hoffen können, das ſo hieſſe: „Poetiſche Ueberſezzung der Morgenländiſchen Gedichte; da dieſe aus dem Lande, der Geſchichte, den Meinungen, der Religion, dem Zuſtande, den Sitten, und der Sprache ihrer Nation erklärt, und in das Genie unſrer Zeit, Denkart und Sprache verpflanzt werden.„ In der Vorrede würde man mit Recht ſagen können: „Dieſe Ueberſezzung hat nothwendig das ſchwerſte und mühſamſte Werk ſeyn müſſen, zu dem in der Erklärung, die Bemerkungen einiger wenigen Philologen von Geſchmack, und in der Ueberſezzung die Cramerſchen Pſalmen nichts als kleine Beiträge haben ſeyn können, oft um uns zu helfen, Geſichtspunkte zu zeigen und behutſam zu machen. Allein wir halten es auch für eine Originalarbeit, die mehr Einfluß auf unſere Litteratur haben kann, als zehn Originalwerke. Sie unterſcheidet die Gränzen fremder Völker von den unſrigen, ſo verwirrt ſie auch laufen

„mögen: sie macht uns mit den Schönhei-
„ten und dem Genie einer Nation bekannter,
„die wir sehr schief ansahen, und doch von
„Gesicht kennen sollten: sie ist ein Muster
„einer Nachahmung, die Original bleibt.
„Sollte sie also auch nicht das Glück haben,
„neue und wirklich neue Genies zu erwecken:
„so wird sie doch wenigstens den Nach- und
„Nebenbuhlern ausländischer Götzen eine
„Wand von Dornen vorziehen, daß sie ih-
„ren Steiß nicht finden. Sie wird sie er-
„greifen, zurückreißen, und sagen: Siehe
„hier deine Natur, und Geschichte, deine
„Götzen und Welt, deine Denkart und Spra-
„che: nach diesem bilde dich, um der Nach-
„ahmer dein selbst zu werden. Und willst du
„von einer der vorzüglichsten Nationen ihre
„Schäzze nüzzen: siehe hieher! Ich suche
„dich mit der Kunst bekannt zu machen, wie
„sie Geschichte und Religion in Gedichte zu
„wandeln wusten; raube ihnen nicht das Er-
„fundne, sondern die Kunst zu erfinden, zu
„erdichten, und einzukleiden!„

Wo ist ein Uebersezzer, der zugleich Philo-
soph, Dichter und Philolog ist: er soll der

Mor-

Morgenstern einer neuen Epoche in unsrer Litteratur seyn! Aber leider! Arabische Wurzeln wachsen gern auf dürrem Grund und Boden: ich werde vielleicht ein pium delidexium hingeschrieben haben. Es sey! Vortheil gnug, wenn dies mein Fragment nur einem einzigen Schriftsteller die Feder aus den Händen windet, wenn er uns neue Heldengedichte im Orientalischen Geschmack liefern will! Vortheil gnug, wenn es einen einzigen Hexametristen vermöchte, sein Gedicht nach den vorgelegten Gesichtspunkten zu verbessern; Auch schon Vortheils gnug, wenn es einen Kunstrichter bildete, über Werke dieser Art besser zu urtheilen.

Ich kann nicht wichtiger schliessen, als wenn ich das erhabenste Orientalisch-Deutsche Werk: den Messias, Kritisch prüfe, über den man, wie ich glaube, noch nicht eine so genaue Untersuchung hat, als es dieses große Stück verdient. Einige haben nicht über ein Fragment * urtheilen wollen, weil es noch kein Ganzes wäre! Wunderbar!

Kann

* Th. 19. p. 155 ꝛc.

Kann ich denn nicht über den Geiſt der Theile, über jede Erdichtung in demſelben, als über ein Ganzes urtheilen, ohne ein Prophet ſeyn zu dürfen, oder dem Verfaſſer Unrecht zu thun?

Ueber Fragmente, denke ich, ſoll man am erſten urtheilen, um dem Verfaſſer zu helfen, oder wenigſtens ſeine Stimme auch zu geben; dadurch, und dadurch allein arbeitet ein Künſtler vor den Augen des Publikum: er hat ein unvollendetes Tagewerk hingeſtellt, und ſteht hinter demſelben, um nach den Urtheilen der Kenner begangene Fehler zu verbeſſern, und künftigen zuvorzukommen. Hätte Klopſtock, gleich im Anfange, ſtatt eines poſaunenden Lobredners, einen Kritiſchen Freund gefunden: hätte er nicht gleich ſo viel blinden Beifall, und noch blindere Nachahmung geſehen: vielleicht würde manches in ſeinem vortreflichen Gedicht noch vortreflicher ſeyn.

Aber ſo gehts! Ueber kleine Geiſter, über Lehrlinge und Geſellen, die Verſuche machen, ſind Kunſtrichter gleich in Menge da; ſie ſind Fliegengötter, auf die auch immer die Variante dieſes Namens (Beelzebub und Beelzebul) paſſen mag! Aber es tritt ein Genie

auf,

auf, wie Pallas aus dem Gehirn des Jupiters! „Sogleich erbebt von ihrem mächtigen „Geschrei der Himmel und die Mutter Erde: „Apoll, der Erleuchter der Menschen, be„fiele ihnen das nützliche Geschäft an, der „Göttin zuerst einen Altar zu bauen, und „durch ein heiliges Opfer den Vater Zevs „und seine gewafnete Tochter zu ergötzen!„

Freilich urtheilten auch viele, wie jener Schuster am Bilde Apelles: allein die rechne ich nicht: sie hätten schweigen sollen: auch Klopstock hat sie nicht gerechnet. — „Und „wird er deine Anmerkungen rechnen?„ Das weiß ich nicht: aber menschlich und billig aufnehmen, das wird er. Jeder urtheilt, was seine Augen sehen.* Die meisten aber sehen doch einerlei. Sollte also auch mancher Klopstockianer mir entgegen rufen, was Nicomachus dort zu jenem sagte, der das Bild der Helena, von Zevxes gemalt, tadelte: „Nimm meine „Augen: und sie wird dir eine Göttin schei„nen!„ Ich schreibe doch, vielleicht, was viele bei sich gedacht, oder gar ein Genie, das

* Th. I. 10. 13. 16. 17.

das sich bei Klopstocks Messias so findet, als Alexander am Bilde Achills, was dies Genie schon dunkel in seiner Seele fühlet.

Wer könnte die Jüdische Seite dieses Gedichts am besten beurtheilen? Ein Rabbi, der für sein Volk Patriotismus, Känntniß seiner Gebräuche, und eine Morgenländische Einbildungskraft hätte! Und wer die Christliche Seite? Ohne Zweifel ein Christ, der für seine Religion Patriotismus, Känntniß ihres Umfanges, und Christliche warme Empfindungen besäße! Beide können sich widersprechen, von entgegengesetzten Seiten die Sache betrachten, um das Urtheil einigermaßen vollständig zu machen. Ich lasse sie sprechen!

Gespräch
zwischen einem Rabbi und einem Christen
über Klopstocks Messias.

Der Rabbi.

Ich habe Ihr Verlangen erfüllt, und Klopstock gelesen! Ich habe ihn zweimal und mit neuem Vergnügen gelesen. Kaum hätte ich einem Nördlichen Deutschen die reiche Morgenländische Einbildungskraft zugetrauet, die er bewiesen.

Der Christ. Nun! habe ich also nicht Recht, daß er auf Deutscher Erde ein Orientalisches Denkmal gebauet hat, das die Ehre unserer Nation wäre, wenn es vollendet würde?

Rabbi. Allerdings: und daß er sich über die Mythologie der Griechen so glücklich zu schwingen gewußt: fodert viel Genie!

Christ. Und daß er überall aus sich selbst die Lücken hat ausfüllen können, um aus einer kurzen Geschichte, Gedicht, Epopee, und

eine.

eine christliche Epopee zu machen — fodert noch mehr!

Rabbi. Nicht ganz aus sich hat er sie ausgefüllet: die Heilige Geschichte liefert ja dazu Stof gnug; ich wünschte also, daß er diesen Stof mehr gebraucht hätte; auch einige Rabbinische Züge hat er glücklich anzuwenden gewußt und —

Christ. Nur nicht, daß diese Anwendung auf Kosten seiner Originalerfindung gehe. Auch aus Milton hat er Züge genommen: wer sie aber so glücklich wie er nimmt, und anwendet, hat sie selbst erfunden.

Rabbi. Wir scheinen ohngeachtet unsers verschiedenen Gesichtpunktes so ziemlich ähnlich zu sehen; einmal haben sie schon mein: ich wünschte! gehört, das zweitemal es unterbrechen — wollen wir uns nicht näher unsre Zweifel sagen?

Christ. Eben das habe ich von Ihnen erwartet: bei einem Meßias muß man sich nicht blos vergnügen, sondern auch unterrichten. Dazu hat der Verfasser seine Abhandlung von der heiligen Poesie vorausgeschickt.

Rabbi.

Rabbi. Nicht völlig dazu! wenn wir ſie zum Maasſtabe des Meßias annehmen müßten, ſo hätten wir die Richtigkeit dieſes Maasſtabes vorher ſelbſt zu prüfen. Klopſtock ſagt ſo hier, als in allen ſeinen Proſaiſchen Diſcourſen viel; aber immer bleiben auch Unterſcheidungen, Beſtimmungen, Zuſäzze für den Leſer übrig.

Chriſt. Gut! ſo wollen wir die Prüfung frei vornehmen; begegnen wir uns mit dem Verfaſſer manchmal; um ſo viel beſſer! haben wir etwas gegen ihn, den Kritiker: ſo wollen wirs auch nicht verſchweigen.

* * *

Rabbi. Nun dann! Kommt Ihnen ein Meßias, wie der ſeinige, wohl als ein rechtbehandeltes Sujet zur Tragiſchen Epopee vor? Mir nicht! Die Wuth ſeiner Feinde wäre ein Unding, wenn er in dem Glanze völlig gewandelt hätte, in dem ihn K. erblicket. Hätte er ihn nicht in Umſtände ſezzen ſollen, wo man ſein Verhalten gegen die Feinde ſelbſt ſähe? aus dem ſie, ſeiner Unſchuld unbeſchadet, einigen Schein zur Wuth gegen ihn,

um das ganze Volk aufzubringen, ziehen könnten. Was Jesus ihnen ärgerliches gethan hat, wird erzählt, nicht aber im Anfange des Gedichts handelnd zum Grunde gelegt: so sehen wir Effekt, ohne die Ursache selbst gesehen zu haben: der Epopee entgeht etwas an Poetischer Wahrscheinlichkeit.

Christ. Ich gebe Ihnen einigen Beifall, aber aus andern Gründen. Der Meßias erscheint nach den Weißagungen des A. und den Erzälungen des N. Testaments viel menschlicher, als ihn K. malet. Die Epopee fodert nicht ein Ideal, was übermenschlich wäre, sondern was die höchste Rührung verursache: nun entgeht aber dem Gedichte des K. viel von diesem Leben, weil wir den Heiland zu wenig menschlich sehen; und es bleibt doch immer wahr; nichts bewegt eine menschliche Seele, als was selbst in ihr vorgehen kann. Sähen wir öfter unsern Bruder, den grösten Menschenfreund: so würde dies eher das Ziel erreichen, „die „ganze Seele zu bewegen und jede Saite der „Empfindung zu treffen.„

Rabbi.

Rabbi. Wie? wenn unser Jesaias den Meßias gesungen hätte? — Warum hat K. nicht mehr den erhabnen Prophetischen Ton ins Epische umgestimmt? Hat er wohl durchgängig den Geist, der die Haushaltung des ganzen A. Testaments belebte, angewandt, da Jesus doch einem Volke erschien, das ihn unter diesen Bildern erwartete? Gesezt, sein Meßias wäre der Vorausverkündigte; so zeige ihn auch K. in diesem ganzen Lichte.

Christ. Hatte unser Johannes, der ihn bis an seinen Tod begleitete, und sein Plato ward, mit dem feurigen Pinsel der Apokalypse ihn schildern wollen; so hätte er ihm so viel individuale Bestimmung gegeben, daß jeder rufen müste: „das ist er! Johan„nes hat ihn gesehen!„ Nun hat ihn freilich K. nicht gesehen; aber als Schöpfer hätte er ihm Wesen und Leben geben sollen: „Der „Dichter studirt den Grundriß seiner Ge„schichte, malt ihn nach den Hauptzügen „aus, die er in ihm gefunden zu haben „glaubt, und muß uns durch seine mächti„gen Künste dahin bringen, daß ich zu der

„Zeit, da ich ihn lese, und auch noch länger, vergeise, daß es ein Gedicht ist.„

Rabbi. Wenn der Schauplaz und die meisten Auftritte in einem Christlichen Gedichte nicht recht Jüdisch sind: so wundere ich mich nicht eben; ein Christ, wie die meisten sind, halten unsern Staat, Sitten und Gebräuche für zu niedrig, als sie zu studiren, und sie müssen doch studirt werden, weil sie von dem Geist der heutigen Zeit sich so weit entfernen. Aber Klopstock, der wider dies Jüdische Costume nie offenbar handelt, und der es oft in seinen Zügen bemerkt, diesem wünschte ich, daß er Nationalgeist und Jüdische Laune durchgängig in sein Ganzes gebracht hätte. Dazu gehört viel, aber das zeigt von Genie und zaubert uns mitten unter andre Völker.

Christ. Mir ist eure Pünktlichkeit und euer Talmudischer Stolz in Cerimonien zu fremde, um darüber urtheilen zu können; aber was sollte sein Meßias eher und würdiger seyn: als ein Lied des Ursprunges unsrer Religion. Jeder Christ fodert es, und kann es fodern, daß sein Meßias als

ein

ein Gesandter Gottes erscheine, der ganz und gar mit dem großen Gedanken sich beschäftigt, über die Völker zu herrschen; daß sein Erlöser als ein Prophet erscheine, der der Welt Licht und Freiheit und Seligkeit gebracht hat, der jezt seine angefeindete Lehre mit Martirerblut besiegelt, und mit diesem Blut des neuen Bundes in den Himmel geht, um König über ein neues Reich der Gnade zu seyn. Bei seinen lezten Augenblicken sollte es ihm mehr am Herzen liegen: „was seine Heerde, „seine Brüder, seine Familie um ihn und „für ihn leiden würden!„ Wenn der heilige Dichter in seiner Art das thut, „was ein „andrer thut, der aus den nicht historischen „Wahrheiten der Religion, Folgen herleitet; „wenn „unsre Lehrbücher aus der Religion „ein Gerippe gemacht haben:* so sollte jener „der Offenbarung folgen, um sie in einem „gesunden männlichen Körper darzustellen.„ Alsdenn muß Klopstocks Meßias die Pflanzung der Kirche, mit ihren Schicksalen und Wanderungen mehr im Auge behalten, als

* s. Klopst. Abhandl. von der heil. Poesie.

Virgil die Gründung des Römischen Volks und Kaiserthrones behalten konnte: dadurch eben bekam es bei einem Römer, bei einem August und Oktavia Interesse.

Rabbi. Und denn hätte K. seine Apostel nicht sowohl nach seinem weichen Herzen, als liebe gute Jünglinge malen sollen: sondern ihnen mehr mit großen Fehlern auch das Große göttlicher Propheten geben —

Christ. Oder sie wenigstens als Schwache malen sollen, die einst zu Säulen der Kirche bestimmt sind, und bei denen er wenigstens die Anlage zu ihrer künftigen Größe im Vorgrunde zeichnen sollte.

Rabbi. Aber überhaupt! ist in seiner Evopee zu viel Gerüst und zu wenig Gebäude; zu viel Rede und zu wenig Handlung. Wie vieles davon kann man wegnehmen, ohne Schaden, ja vielleicht zur Schönheit des Ganzen. Euer Jesus wird entweder über der Menschheit geschildert, oder mit dem vollen weichen Herzen, das da spricht, und duldet, aber zu wenig handelt. Wer ihn nicht zum Voraus aus den Evangelisten kennet: wird ihn aus diesem

Gedicht

Gedicht nicht in seiner ganzen Größe kennen lernen.

Christ. Vielleicht haben Sie noch zu viel Geschmack an dem Parenthyrsus in Bildern, den man Ihrer Nation vorwirft; vielleicht ist die Hoheit Jesu mehr eine stille Größe! Nur freilich dörfte sich diese mehr im Antlitz, in Minen und Gesprächen, als in den menschlichen charakteristischen Handlungen zeigen, die eben nicht Wunder seyn dörfen.

Rabbi. Sind nicht seine Engel grösstentheils das im Gedichte, was sie in den Kupfern sind: weibische, zarte, liebe Knaben, die schweben, und umherflattern, ohne recht in den Kerninhalt des Stücks eingeflochten zu seyn: Maschinen, die ihr Poetischer Schöpfer nicht zu brauchen weiß. Wenig von dem Hohen, was ein Engel hat, wenn er nach dem A. T. auch nur der Fürst eines Elements, der Regent eines Landes, und der Statthalter Gottes in einem wichtigen Auftrage ist.

Christ. Freilich macht K. zwar einen Unterscheid, „zwischen einem Gedicht, das aus „gewissen Geschichten des ersten Bundes ge-

„nommen würde, und einem, so das Innre „der Religion näher angeht, und zwar einen „Unterschied in Absicht auf die Weltlichkeit, „wie ers nennet:„ allein dem unbeschadet kommt es mir vor, daß er bei dem Innern zu sehr das Aeußere vergessen, und da er sein Hauptaugenmerk nur immer auf Moralität gerichtet, es mit seinen Engeln manchmal vergißt, was er selbst sagt:* „Ein Engel „soll mehr als ein Jupiter seyn, der eben „gedonnert hat.

Rabbi. Ueberhaupt hat K. das System des alten Bundes bei seinen Engeln beinahe ganz verändert, und wirklich zum Schaden eines sinnlichen Gedichts, das sich dem Orientalischen Geschmack bequemen soll. Er meint, „man müsse der Religion, nicht „aber der Schreibart der Offenbarung nach„ahmen; es sei denn die Propheten, so „fern ihre Werke Meisterstücke der Beredsamkeit sind.„ Sind ihre Werke Beredsamkeit, so sind sie gewiß nicht Meisterstücke; als Meisterstücken alter Orientalischer Gedichte hätte er ihnen nachahmen sollen,

* Nord. Aufseh. Th. 3. St. 110.

sen, sonst ist sein Gesichtspunkt ganz verwerflich.

Christ. Und seine Hölle! — Immer wird es mir schwer, blos reine Geister zu gedenken (die wenigstens nicht so sinnlich als wir sind), die aus einem innern giftigen Principio des Neides, gegen einen Gott, den sie zu sehr kennen, und gegen einen Messias, von dem sie zu wenig wissen, aus Grundsäzzen, so unvernünftig und ohne wahrscheinlich gemachte Triebfedern so boshaft handeln werden. Alles, wozu er jezt die Teufel braucht, hätte er aus der menschlichen Seele und das mit mehrerer sinnlichen Rührung hervorwickeln können.

Rabbi. Aber er wird sie brauchen, um den Triumph Jesu über sie zu zeigen. Aber um eben diesen zu zeigen, hätte er sie mehr sollen unternehmen lassen. Zu der Poetischen Bosheit, die er ihnen beilegt, gehört auch mehr Klugheit und Sphäre zu wirken; Und die legt ihnen unser Gesez auch immer bei. Das wäre ein Triumph, wenn der Teufel mehr der Gott dieser Welt, der Herr der Elemente, der Gewalthaber

über Tod und Unglück wäre (wie ihn doch das A. T. und selbst die Meinungen des damaligen Zeitpunkts darstellen), den nachher Jesus überwände.

Christ. Hier hätte kein Milton vor K. seyn sollen; so wäre die ganze Hölle nach andrer Bauart angerichtet; nicht im Anfange so prächtig eröfnet, um immer Episode zu bleiben; nicht so viel Himmel und Gesandschaften. K. zeigt gegen den Britten was ein Philosoph mit Grunde behauptet: „Wenn ein Engländer und Deutscher das „Erhabne schildert; wird jener es furchtbar „und schreckhaft zeichnen; dieser aber auf die „Pracht verfallen.„

Rabbi. Ueberhaupt hätte Klopstock sich mehr nach Nationalmeinungen, dem Poetischen Sinn des A. T. und dem Geschmack der damaligen Zeit Mühe geben sollen. Befriedigen hat er eure Orthodoxie doch nicht können, und warum hat er sich denn nicht einige Schritte weiter von ihr entfernen wollen, der Poesie wegen. Sagen Sie mir es, Christ! mit einem Worte: „wozu „leidet K. Meßias?„ mit einem Worte?

Sie

Sie sind wirklich in Verlegenheit! — Sein Leiden vor Gott * ist mir nicht sinnlich begreiflich genug: und dies ist doch der Mittelpunkt seines Gedichts.

Christ. Das war freilich auf gut Jüdisch! Aber mein Heterodoxer Rabbi erinnern Sie sich an jenes: Ne vltra! — Es mag immer wahr seyn, daß K oft das Erhabene und Moralische auf Kosten des Episch rührenden treibt; aber das ist schon theils die Schwäche, theils die Mode unsrer Zeit, oder beides zusammen. Wer kann davor, daß K. es für den lezten Endzweck der höhern Poesie hält, nicht „alle unsre sinnliche „Kräfte zu bewegen,„ sondern „die mora„lische Schönheit.„ Sie sey das wahre Kennzeichen des Werths von jener.

Rabbi. Ja! des sittlichen Praktischen, nicht aber des dichterischen Werths; ein Kennzeichen der Güte freilich; nicht aber der Schönheit und der höchsten Schönheit. Ueberhaupt verdient in vielen Stücken die Klopstockische Abhandlung von der heiligen Poesie

* s. Messiade 5. Ges.

Poesie gründlich geprüft zu werden; und vielleicht sage ich Ihnen ein andermal meine Gedanken darüber!

Christ. Und vielleicht zeige ich Ihnen künftig den Grundriß, den ich bei dem dritten Lesen des Messias entworfen. Jezt haben wir nur immer Abwege oder Lücken, Fehler oder Schwächen gezeigt; mehr kann die Kritik nicht; aber das Genie ists, was jene Abwege und Fehler vermeiden, und auch Lücken und Schwächen vollfüllen muß.

Rabbi. Desto lieber für mich, wenn ich Ihren Embryon vom Plan sehe! Vielleicht hat er mit den Fehlern auch die Schönheiten K. vermieden, unter denen seine Fehler ganz verschwinden. Nirgends ist K. größer, als wenn er, ein Kenner des menschlichen Geistes, jezt einen Sturm von Gedanken und Empfindungen aus der Tiefe der Seele holt und ihn bis zum Himmel brausen läßt: Wenn er einen Strudel von Zweifeln, Bekümmernissen, und Aengsten erregt; wie Philo, der verzweifelnde Ischarioth, Petrus und insonderheit das große Geschöpf seiner Phantasie Abandonna zeigt.

Christ.

Christ. Und im Zärtlichen sieht man K. immer sein Herz schildern: Benoni, Lazarus und Cidli, Maria und Porcia; Mirjam und Debora; alles vortrefliche und liebenswürdige Scenen. Ueberhaupt würde unser Gespräch, wenn es die Schönheiten aus einander sezzen wollte, sehr spät zu Ende kommen; alles, alles ist bei K. in Theilen schön sehr schön, nur im Ganzen nicht der rechte Epische Geist.

Rabbi. Mir ging es eben so! So lange ich las, hatte ich sehr selten eine Kleinigkeit wider K. Hätten Sie mich damals um mein Urtheil gefragt; so würde ich schwerlich haben richten können, weil ich mich ergözte, weil ich empfand. Freilich aber kam mir nachher das Ganze —

Christ. Wir vergessen aber, daß dies Ganze nur noch Fragment ist.

Rabbi. Nun dann! so wünsche ich ihm eine solche Vollendung, als der Sohar vom Liede der Lieder sagt: „an dem Tag, da es „vollendet ist, ist die Vollkommenheit und „Schönheit selbst geboren!„

Von

Von der Griechiſchen Litteratur in Deutſchland.

I.

(Wie weit kennen wir die Griechen?)

Die Griechen, die Lieblinge der Minerva, haben ſowohl in der Kunſt, als in den ſchönen Wiſſenſchaften mit ſolchem Glück gearbeitet, daß das Ideal ihrer Werke und die ſchöne Natur ſelbſt, beinahe ein Bild ausmachen ſollen. Wie Thucydides die Stadt Athen, das Muſeum und Prytaneum der Griechen nannte: ſo iſt aus Griechenland der Tempel und Hain der ſchönen Natur geworden, aus dem die meiſten Nationen Europens, die nicht Barbarn geblieben, Geſetze und Muſter bekommen haben.

Hier floß der Pieriſche Quell, aus dem Homer trank, und der Ungeweihten einen bloßen Schauder einjagt: hier rauſchten die Thyrſusſtäbe Dithyrambiſche Begeiſterung in die Vertrauten des Dionyſius: hier tan-

zen

zen Nymphen und Gratien um ihren Anakreon: Olympiſche Kränze fliegen um die Scheitel der Sieger, und ihr Laub hüpfet nach dem Doriſchen Saitenſpiel Pindars: hier wetteifern Theokrits Schäfer, und lauſchend entkleidet die ganze Natur ihre Schönheit: hier tanzen die Chöre des Sophokles: hier das Odeum, die Gefilde der Muſen —

Odi profanum vulgus et arceo
Fauete linguis! Carmina non prius
Audita Muſarum ſacerdos
Virginibus puerisque cantat!

Ja ſie ſind der Nachahmung werth, die Griechen mit ihrem feinen Poetiſchen Sinne: ſie, deren ſchönes Ideal ein Abglanz der Natur iſt, wie die Sonne ſich im klaren Bache ſpiegelt; deren dichteriſcher Grundriß von der Göttin Eunomia gezeichnet, und von ihrer Tochter, der himmliſchen Gratie, ausgemalet worden: deren Bilder ſich in den Glanz der Morgenröthe hüllen: deren Mund Melodie ſpricht, und deren ſtolzes Ohr Bilder ſiehet — ſie ſind der Nachahmung werth.

Aber

Aber ehe wir sie nachahmen, müssen wir sie erst kennen. Wo sind die Lieblinge der Muse, die die Griechischen Blumen und Früchte auf den Boden Deutschlands zu verpflanzen suchen? Welches sind die Schutzengel der Griechischen Philologie? — Der unsterbliche Geßner: Ernesti: und Klozz: ich will nur diese drei nennen, die viele Verdienste haben, die Griechen unter uns bekannter zu machen: aber meistens für das Große in Deutschland, blos durch Ausgaben. Der erste ist Deutschland leider entrissen: der zweite hat sich nach den Fußstapfen des erstern, den Weg Kritischer Genauigkeit gewählt; und arbeitet in andern Bezirken: der dritte, von dem Deutschland noch weit mehr erwartet, als er geliefert hat, ist ein feiner Kenner der Griechen, ein genauer Kunstrichter, er hat Verdienste durch seine Ausgaben, und durch seine Urtheile; aber wie gerne wünschet man mehr eigne Arbeiten von ihm, über die Griechen.

Wo ist ein Schutzengel der Griechischen Litteratur in Deutschland, der an der Spizze von allen, zeige, wie die Griechen von Deutschen

schen zu studiren sind? Studiren heißt freilich zuerst den Wortverstand erforschen, und das so gründlich, als es zu folgenden Stücken gehört: man suche aber auch mit dem Auge der Philosophie in ihren Geist zu blicken: mit dem Auge der Aesthetik die feinen Schönheiten zu zergliedern, die den Kritikern sonst gemeiniglich nur im Uebermaas erscheinen, und denn suche man mit dem Auge der Geschichte Zeit gegen Zeit, Land gegen Land und Genie gegen Genie zu halten.

Diderot erdichtet sich eine Gesellschaft Menschen, jedweder mit einem Sinn: und jeder ist ein Narr des andern: ein Bild dessen, sagt er, was täglich in der Welt geschieht! — und am meisten, kann ich dazu sezzen, in der Kritischen Welt: jeder hat einen Sinn und urtheilt vom Ganzen. Der Franzose zergliedert höchstens einige Schönheiten flüchtig, bildet seinen Autor nach dem Geschmack seines Landes, und glaubt sich alsdenn schon als den besten Kunstrichter: den Wust Lateinischer Wortkritiken sieht er für Schlamm an, wobei er sich verekelt. Wiederum der Holländische und Deutsche Wort-

gelehrte sieht jenes seine Französirenden Anmerkungen für noch etwas ärgers als Schlamm an; der Franzose sagt: ja, davon wachsen Blumen und Früchte! und der Deutsche: das meinige ist nicht fruchtbar, aber reinigend! Jeder schließt nach seinem einzigen Sinn.

Aber warum hat man denn nur einen? Wie? wenn viele Wortrichter schon vorgearbeitet — wenn die Franzosen ihre Aesthetische Bon-Mots nun denn oft genug wiederholt, und durchgearbeitet — wenn die Britten die historische Seite in Erklärung der Alten noch mehr werden erleuchtet haben; wird alsdenn nicht ein Zeitpunkt für die Philosophischen Deutschen kommen, die Vorarbeiten aller dieser zu nuzzen, und ein ganzes Philosophisches Gemälde über sie zu entwerfen? Jene haben schon viel vorgearbeitet; wir auf unserm Geschäfte, bleiben etwas nach: und vielleicht dörften folgende drei Bemühungen uns näher bringen.

Wie? wenn uns jemand das Geheimniß der schönen Wissenschaften, so aus den Griechen aufschlösse, als Baumgarten es

aus

aus den Lateinern zu eröfnen anfing, und Hóme es aus seinen Engländern gethan? Nicht blos die Veränderung und Neuheit des Gesichtspunktes würde der Aesthetik gewaltig nüzzen: sondern der Verfasser würde auch, wenn dies Buch, in welchem die Baumgartensche Aesthetik sehr genüzt werden könnte, auf Akademien zum Grunde läge, viel zur Umbildung des Geschmacks beitragen: es würde die Lehrbücher verbannen, die die Französische oder Deutsche Scribenten zu ihren Grundfaden wählen, durch die sie Anmerkungen nach der Mode durchschlagen: es würde eine Liebe zur Philologie einflößen, auf den Griechischen Parnaß völlig aufzuklimmen, an dessen Fuß man schon so schöne Blumen findet: es würde zu einem Philosophischen Geschmack gewöhnen, der in Lesung der Alten sehr nüzlich und nothwendig ist.

Eine zweite höhere Stuffe: wenn sich Uebersezzer fänden, die nicht blos ihren Autor studirten, um den Sinn der Urschrift in unsre Sprache zu übertragen: sondern auch seinen „unterscheidenden Ton fänden, die sich in den „Charakter seiner Schreibart sezzten, und

„uns die wahren unterſcheidenden Züge, den „Ausdruck und den Farbenton des fremden „Originals, ſeinen herrſchenden Charakter, „ſein Genie und die Natur ſeiner Dichtungs„art richtig ausdrückten.„ * — Dies iſt freilich ſehr viel; aber für mein Ideal eines Ueberſezzers noch nicht gnug. Die meiſten Ueberſezzer wollen doch gern ein Wort mitreden, in der Vorrede, in Kritiſchen Noten, oder im Leben ihres Autors, und die meiſten reden in der Vorrede Complimente, oder von den Ausgaben ihres Autors: in den Noten aber oft langweilige Erklärungen, die dem Leſer keinen guten geſunden Hausverſtand zutrauen; oder Zänkereien, die ihn noch weit weniger angehen, oder ein Kram von Philologiſcher Gelehrſamkeit. Endlich wird das Leben des Autors dazu überſezzt: und ſo iſt ein Buch fertig: für den Ueberſezzer Tagelohn, für den Verleger Meßgut, für den Käufer ein Buch in ſeine Bibliothek: für die Litteratur? nichts! oder Schade! Null oder negative Größe. Aber —

Wenn

* Litt. Br. Th. 18.

Wenn uns jemand den Vater der Dichtkunſt Homer überſezzte: ein ewiges Werk für die Deutſche Litteratur, ein ſehr nüzliches Werk für Genies, ein ſchäzzbares Werk für die Muſe des Alterthums, und unſre Sprache, ja ſo wie Homer lange Zeit die Quelle aller göttlichen und menſchlichen Weisheit geweſen, ſo wie er der Mittelpunkt der Griechiſchen und Römiſchen Litteratur wurde, auch das gröſte Original für die unſere —— alles dies kann eine Homeriſche Ueberſezzung werden, wenn ſie ſich über Verſuche erhebt, gleichſam das ganze Leben eines Gelehrten wird, und uns Homer zeigt, wie er iſt, und was er für uns ſeyn kann. Wie ſehr haben uns die Engländer hier ſchon vorgearbeitet? Thomas Blackwells Unterſuchung über das Leben und die Schriften Homers (und leider! iſt dies ſchäzzbare Buch, das in England ſo hoch aufgenommen ward, kaum halb ins Deutſche überſezzt); eine Unterſuchung, die ſich den hohen Sazz aufgibt: „welch ein Zuſammenfluß von natürli„chen Urſachen konnte den einzigen Homer hervorbringen?„ die dieſen Sazz aus den Ge-

heimniſſen der Griechiſchen Litteratur und Geſchichte mit wahrem Kritiſchen Geiſt erklärt, und zum Homer ein Schlüſſel iſt — Dieſe Abhandlung ſollte ſtatt Einleitung ſeyn: eine Einleitung, die faſt nie ſo nothwendig iſt, als wenn wir uns dem älteſten, dem göttlichſten, dem unüberſezzbaren Homer nähern. Nun folgen die wichtigſten Unterſuchungen der Alten über den Homer: und was er bei ihnen alles geworden iſt? Was er bei uns ſeyn kann und ſoll? Wie wir ihn, ohne Mißbrauch nuzzen müſſen, ohne doch jemals Homere werden zu können?

Dies iſt der Eingang und die Ueberſezzung? Beileibe muß ſie nicht verſchönert ſeyn, wie noch jezt die neue Bitaubéſche als ein Greuel der Verwüſtung daſtehet. Die Franzoſen, zu ſtolz auf ihren Nationalgeſchmack, nähern demſelben alles, ſtatt ſich dem Geſchmack einer andern Zeit zu bequemen. Homer muß als Beſiegter nach Frankreich kommen, ſich nach ihrer Mode kleiden, um ihr Auge nicht zu ärgern: ſich ſeinen ehrwürdigen Bart, und alte einfältige Tracht abnehmen laſſen: Franzöſiſche Sitten ſoll er

an

an ſich nehmen, und wo ſeine bäuriſche Hoheit noch hervorblickt, da verlacht man ihn, als einen Barbaren. — Wir armen Deutſchen hingegen, noch ohne Publikum beinahe und ohne Vaterland, noch ohne Tyrannen eines Nationalgeſchmacks, wollen ihn ſehen, wie er iſt.

Und die beſte Ueberſezzung kann dies bei Homer nicht erreichen, wenn nicht Anmerkungen und Erläuterungen in hohem Kritiſchen Geiſt dazu kommen. Wir wollen gern mit dem Ueberſezzer dieſe Reiſe thun, wenn er uns nach Griechenland mitnähme, und die Schäzze zeigte, die er ſelbſt gefunden. Als Leute, die dieſes Reiſens nicht ſehr gewohnt, zum Theil dran vereckelt ſind, mache er uns aufmerkſam, führe uns als Kundſchafter umher, die ſich nicht um Schulgeſchichten und Wortklaubereien, ſondern um das ganze große Staatsgeheimniß der Griechiſchen Litteratur bemühen. Man weiß, was Franzöſiſche Anmerkungen des Geſchmacks über die Alten ſind: meiſtens Zergliederungen einzelner, und oft unweſentlicher Schönheiten, die ihrem Publikum zur Zerſtreuung, Erholung und Er-

gözzung geſchrieben ſind. Man weiß, wie Schulmänner die Alten erläutern. Man kennet die Grimmiſchen Noten zum Anakreon; und die Ebertſchen zu Young; man kann alſo aus einer Morgenröthe auf den völligen Sonnenanbruch ſchließen, wie durch Homer ein Publikum könnte gebildet werden, nach Griechiſchem Geſchmack. Ich würde nicht gern Poeſie und Hexameter bei dieſer Ueberſezzung vermiſſen; aber Hexameter und Poeſie im Griechiſchen Geſchmack; ſollte es auch nur Gelegenheit geben, uns immer aufmerkſam zu machen, wie weit unſre Sprache, und Poeſie hinten bleibe. — Es iſt viel, was ich aufgebe, aber durch alles dieſes werden die Schönheiten kaum einigermaaßen erſezt, die im Homer unüberſezbar bleiben.

Um dies mehr ins Licht zu ſezzen, füge ich ein Urtheil des Geſchmacks über Steinbrüchels Ueberſezzung des Sophokles und Euripides dazu; ein Urtheil des Geſchmacks, ein Urtheil nach der Grammatik * haben ſchon die Litteraturbriefe gefällt!

* Litt. Br. Th. 20. p. 157. u. Th. 21. p. 3. 13. 81.

fällt! Ich kann ſie nehmlich, um vollſtändig davon zu urtheilen, jungen Tragiſchen Genies, Liebhabern der Griechen, und Deutſchen Sprachrichtern in die Hande geben; was werden dieſe darüber urtheilen?

Den Genies, die blos Aetheriſch leſen, iſt ſie eine ſichere Handleiterin zu einer klaren Quelle. Sie ſehen den Tragiſchen Geiſt der Griechen, lernen das Eigenthümliche ihrer Denkart und ihrer Rührung: kennen ihre Einfalt und ihre Zuſammenſezzung, ihre Anlage und Fortleitung bis zur Erreichung des Zwecks verfolgen; aber wo wird in ihnen der Griechiſche Geiſt der Tragödie aus ihren Patronymiſchen und Mythologiſchen Geſchichten entwickelt? und wo iſt dies mehr nöthig, als in den Chören, die ganz in die Griechiſche Laune verwebt ſind? Bei allem Schweizeriſchen Schwulſt hört ein Genie wohl die wahre Sprache des Griechiſchen Kothurns, in ihrer ganzen Schreibart, und in den Bindungen, die dem Poetiſchen Ohr im Griechiſchen ſo ſtark tönen, als ſie ſich im Deutſchen in die Proſe verlieren? Entgeht uns bei den Chören nicht das Colorit,

der Schwung, der Theatraliſche Tritt, die Muſikaliſche Harmonie ihrer Originalſprache völlig, von denen ſich noch eins und das andre durch das Klopſtockſche freie Sylbenmaas hätte retten laſſen? Ein Deutſches Genie verſuche es nach Steinbrüchel, Tragiſche Chöre nachzubilden, werden ſie wohl im Griechiſchen Geiſt ſeyn? Indeſſen gebe ichs zu, daß St. durch ſeine Ueberſezzung weit mehr Original iſt, da er Deutſchland mit den gröſſeſten Tragiſchen Poeten bekannt macht, als wenn er uns zehn mitleidige Schweizertragödien nach Griechiſcher Manier gegeben hätte. Von den Griechen hat unſer Theater noch am wenigſten, oder lieber gar nichts gelernt.

Die Liebhaber der Griechiſchen Litteratur legen ihn aus der Hand! Man ſucht vergebens etwas, das uns das Genie der Griechen, ihres Theaters, und den Charakter ſeines Autors koſtet, und zu ſchmecken giebt.

Und die Sprache? iſt freilich in ihrem Dialekt unangenehm; nicht blos die Schweizerwörter werden unausſtehlich: ſondern das

Colo-

Colorit der Griechiſchen Einfalt ſoll durch eine übermäßige Farbengebung, die oft den Perioden verzerrt, erſezzt werden: da bleibt Sophokles gewiß nicht mehr die Syrene Griechenlands, wie ihn das Orakel nannte. — Aber die Kühnheit des Ueberſezzers verdient Aufmunterung, „die Griechiſche Wort„fügungen unſrer Sprache anpaßt;„ nur muß ſie keine blinde Nachfolger haben, die ein Exempel ſogleich zur erlaubten Gewohnheit machen; und gerechte Richter müſſen ſeyn, die das Claßiſche Anſehen ſolcher Verſuche beurtheilen.

Er fahre alſo in ſeinen Bemühungen fort, und laſſe ſich die Kritiken blos zur Hülfe dienen. Auch Pindar — ein für die Deutſchen ſo verſchloßnes Buch, der den Griechiſchen Nationalgeiſt ſo ſehr in ſeiner Stärke zeigt, und für unſre Doriſche Sprache und Genies bildend gnug ſeyn könnte — auch Pindar* muntre ihn auf, ein großer Ueberſezzer, aber auch zugleich

* Litt. Br. Th. 2.

zugleich im Griechiſchen Verſtande, ein Doll-metſcher deſſelben zu werden. In tantis voluiſſe, laboraſſe, ſudaſſe, ſat eſt. Rühmlich kühn iſt die Muſe,

Pindaricae fontis, quae non expalluit haustus.

Statt daß ich jezt ein Verzeichniß hinſezzen ſollte: „welche Griechen und aus welchen Gründen ſie zu überſezzen wären„ will ich lieber die Ueberſezzung des Tyrtäus,* und noch mehr Daphnis und Chloe aus dem Longus mit dem verdienten Lobe nennen. Auch mir thut es Leid, „daß die ungenannten Ueberſezzer nicht darauf gefallen „ſind, den Griechiſchen Text beidrucken zu „laſſen. Man ſollte wirklich alle Gelegenheit ergreifen, bei unſrer Nation, die faſt „verloſchene Liebe zur Griechiſchen Sprache, „deren Schriftſteller die reinſten Quellen des „Geſchmacks ſind, in etwas wieder anzufachen. Wie rühmlich wäre es auf alle „Art, wenn wir die Engliſche Nation lieber „in dem Studio der Griechiſchen Sprache, „als

* Litt. Br. Th. 17. p. 11.

„als in gewissen andern Dingen nachahmen „wollten.„ *

Wo ist aber noch ein Deutscher Winkelmann, der uns den Tempel der Griechischen Weisheit und Dichtkunst so eröfne, als er den Künstlern das Geheimniß der Griechen von ferne gezeigt? Ein Winkelmann in Absicht auf die Kunst konnte blos in Rom aufblühen; aber ein Winkelmann in Absicht der Dichter kann in Deutschland auch hervortreten, mit seinem Römischen Vorgänger einen großen Weg zusammen thun.

Diese Geschichte der Griechischen Dichtkunst und Weisheit, zwei Schwestern, die nie bei ihnen getrennt gewesen, soll den Ursprung, das Wachsthum, die Veränderungen und den Fall derselben nebst dem verschiedenen Stil der Gegenden, Zeiten und Dichter lehren, und dieses aus den übrig gebliebnen Werken des Alterthums durch Proben und Zeugnisse beweisen. Sie ist keine bloße Erzählung der Zeitfolge, und der Veränderungen in derselben, sondern das Wort Geschichte behalte seine weitere

Grie

* p. 16.

Griechiſche Bedeutung, um einen Verſuch eines Lehrgebäudes liefern zu wollen. Man unterſuche nach ihrem Weſen die Dichtkunſt der Griechen: ihren Unterſchied von den übrigen Völkern: und die Gründe ihres Vorzugs in Griechenland: hier würde ſich ein Ocean von Betrachtungen darbieten, wie fern ihr Himmel, ihre Verfaſſung, Freiheit, Leidenſchaften, Regierungs- Denk- und Lebensart, die Achtung ihrer Dichter und Weiſen, die Anwendung, das verſchiedne Alter, ihre Religion und ihre Muſik, ihre Kunſt, ihre Sprache, Spiele und Tänze u. ſ. w. ſie zu der hohen Stuffe erhoben haben, auf der wir ſie bewundern. Man zeige uns das wahre Ideal der Griechen in jeder ihrer Dichtarten zur Nachbildung, und ihre Individuelle, National- und Localſchönheiten, um uns von ſolchen Nachahmungen zu entwöhnen, und uns zur Nachahmung unſrer ſelbſt aufzumuntern. Der Ausdruck, die Proportion, das Aeußere ihrer Werke werde erklärt, und mit unſerm Stil verglichen. Alsdann von den verſchiednen Zeiten der Griechiſchen Poeſie; wiederum mit einer

Prag-

Pragmatiſchen Anwendung auf unſre Zeit: wie die Römer von den Griechen gelernt haben, und wie wir von ihnen lernen ſollen. — Ein Ocean von Betrachtungen, in den ſich blos ein Kenner der Alten, ein Weltweiſer, ein Geſchmackvoller Kunſtrichter, und ich möchte beinahe ſagen, ſelbſt ein Dichter wagen kann: ein Ocean, aus dem die meiſte unſrer Weiſen nur Tropfen koſten; an dem die meiſten Dichter nur ſo trinken, als die zum Siege beſtimmte Streiter Gileads; und die Kunſtrichter? — bringen dem Götzen ihres Aeons mit demüthigem Stolze eine Handvoll Waſſer aus demſelben dar, wie jener Bettler dem Perſiſchen Monarchen.

Ein Werk von dieſer Art muß die Griechen unter uns bekannter machen, die wir ſo wenig kennen; es muß den Quell des guten Geſchmacks öfnen, und uns von elenden Nachahmern der Griechen befreyen: den ganzen Knoten muß es entwickeln, wie weit kamen ſie? und warum ſo weit? — wie weit ſind wir ihnen nach? wie viel weiter können und ſollen wir? — was werden wir nie erreichen? und warum nicht? —

Zufolge

Zufolge der Bemerkungen der Litteraturbriefe über das Ideal, * und die vollkommenen Dramatiſchen und Epiſchen Charaktere, (Bemerkungen, die ich ſehr ſchäzze) hatte ich hier eine Abhandlung über das Ideal der Griechen in jeder Dichtart eingerückt, und mit dem Ideal unſrer ausgearteten Zeit verglichen: bei der zweiten Umarbeitung meiner Fragmente vermehrte ich ſie; allein bei der dritten — ließ ich ſie aus, weil ſie mir noch ſelbſt auf Seiten der Griechen zu wenig gnug that, und auf Seiten unſrer, nothwendig hie und da frei werden muſte. Ich fahre alſo lieber im Ton meiner Fragmente fort und frage:

2.

(Wie weit haben wir ſie nachgebildet?)

Wie weit ſind wir denn im Nachbilden der Griechen? Vielleicht haben einige Deutſche Genies

* Litt. Br. Th. 7. p. 124. 125. Th. 9. p. 49. Th. 14. p. 258.

Genies in der Stille blos unter dem Angesicht ihrer Muse die Alten studirt, vielleicht in der Stille ihnen Werke nachgebildet, die für uns Griechische Schönheiten enthalten. Vielleicht* ist Bodmer unser Homer, Gleim unser Anakreon, Geßner unser Theokrit, der Grenadier unser Tyrtäus, Gerstenberg ein Alciphron, Karschin unsre Sappho, der Dithyrambensänger unser Pindar! Sehet da! ein glänzendes Siebengestirn, vielleicht vortreflicher, als jenes am Hofe des Philadelphus.**

Bodmer und Homer! Nein ich wage es nicht, über zwei so ehrwürdige Greise zu urtheilen; Noah mag heiliger seyn, er mag moralischer seyn; ich finde doch nicht Antrieb, ihn in irgend etwas mit Homer zu vergleichen; und zum Glück besinne ich mich, daß er älter sey, als der Zeitpunkt, über den ich schreibe.

Aber Homer und Klopstock! Wo hat K. ein Homer seyn wollen? Nach seiner Abhandlung von der heiligen Poesie, scheint

* Litt. Br. Th. 1. p. 34.
** Bitaube in seiner Uebers. Homers.

er mehr vom Virgil zu machen, und ist auch eher Virgilianisch als Homerisch. Vielleicht besingt er, als ein heiliger Virgil, die Gegenstände des Orients; und vielleicht reizt eben dieses Virgilianische mehr, als das Seltene in seinem Gedichte. — Aber Homer? Ja! wenn ich Klopstocks Inhalt der Gesänge lase; so denke ich (wer wird dies nicht für wunderlich halten) bei den Summarien denke ich noch an den Rhapsodisten; aber bei dem Gedichte selbst nicht mehr. Der große Reichthum von Worten, von schönem Ausdruck, von Malereien auf der Oberfläche; von ausgeführten Gleichnissen, reißt mich fort, daß ich nicht Aufforderung genug habe, jenen Griechischen Sänger in ihm zu suchen, der arm an Worten und reich an Handlung war; der jede Schönheit seiner Bildung tief eindrückt, und seine Ideen nicht malt, sondern mit lebendigen Körpern umhüllet, die von Morgenröthe stralen. Vielleicht ist es für K. die gröste Ehre, wie ich deßhalb an das Zeugniß eines Franzosen mich erinnere, gar kein Homerisches Bild gebraucht zu haben: vielleicht ist es unsrer geistigern Zeit gemäßer,

gemäßer, daß er seine Bilder, gleichsam unsichtbar in die Seele malet. so wie die sinnlichen Griechen sich an ihrem sinnlichen Homer ergötzten; vielleicht übertrift das Moralische im K. alles schöne Sinnliche im Homer; ja vielleicht ist sein groſses Talent, die Seele zu schildern, mehr werth, als alles im alten Griechen — alles dieses vielleicht sey meinethalben gewiß; eine so nützliche Untersuchung mag eine Poetische Bibliothek zur Ehre der Deutschen anstellen.*

Ich schweife hier lieber auf den Machtspruch eines Kunstrichters aus: „Homer ward „eben so wenig von allen Griechen verstanden, „als K. von allen Deutschen!** Die wahren „Kenner der Dichtkunst sind zu allen Zeiten in „allen Ländern eben so rar, als die Dichter „selbst gewesen! So ist es wirklich!„ Ohngeachtet dieses Wirklich hier als ein Amen stehet; so will ich doch eben nicht im zweiten Chor antworten: Amen! sondern etwas ausnehmen.

Daß alle Griechen den Homer verstanden, wer wird dies behaupten, der jemals die Grie-

* Litter. Br. Th. 19. p. 155. 156.
** Litter. Br. Th. 1. p. 49.

chen auch nur von ferne gesehen? der da weiß, daß jede Sprache alle Viertheil Jahrhunderte sich merklich verändert, und der die Zeit des Homers kennt, wo die Griechischen Staaten sich erst zu bilden anfiengen, und also nothwendig mehr und wichtigere Veränderungen in der Sprache erfuhren, als wir in einer gebildeten Sprache, und einem ruhigen Staat. Man muß also nothwendig eine Zeit festsezzen, wenn wurde der Homer so und so wenig verstanden? Wie er sang? Nun! da sang er als ἀοιδὸς, und nothwendig also, wenn es damals καλὸς κἀγαθὸς gab, die gute hübsche Leute bedeuteten, diesen verständlich. Ist das Leben Homers wahr, das man dem Herodot zuschreibt: so zog er umher; fand in einigen Städten Beifall auf den Märkten, und Ehre in den Staaten: seine Sprache war göttlich, neu; aber im Ganzen verständlich; weil damals noch nicht ein Unterschied zwischen der Sprache der Weisen und des Volks, zwischen der Denkart der Vornehmen und Geringen war; was Homer sang, war die Sprache der Götter und zugleich eine veredelte Sprache des Pöbels. Nur in einigen

Republi-

Republiken, wo die Mundart ſchon mehr Politiſch geworden war, da war ſeine Sprache fremde, ungewöhnlich, und in Athen, wo er nachher ſo viel galt, koſtete ihm ſeine Raſerei 50 Drachmen. In dieſer Poetiſchen Zeit betrachtet, möchte alſo das eben ſo wenig, das der Kunſtrichter behauptet, nicht genau eintreffen: damals war ſeine Sprache eben die Sprache des Volks, die Kenner der Dichtkunſt waren häufiger, und die Dichter ſelbſt — wer die Dichterei der alten ραψωδων und αοιδων kennet, wird ihre Dichtkunſt unmöglich mit der unſrigen vergleichen.

Meint aber der Kunſtrichter, die Zeit, da Homer geleſen wurde: ſo triſt es eben ſo wenig ein. Die Glieder des Dichters wurden erſt in der 61. Olympiade geſamlet, da er doch nach der gemeinſten Rechnung immer vor den Olympiaden gelebt hat. Hier muß man nun ausmachen, wer waren die alle, die den Homer verſtehen ſollten? Ich nehme eine mitlere Größe an: laß es gute hübſche Leute geweſen ſeyn (καλοι κ'αγαθοι)! Nun! weiß ja aber, wer im Plato auch nur bis in die Mitte ſeines erſten Geſprächs gekommen, daß

Hipparchus, der Sohn des Pisistratus, unter vielen andern Proben der Weisheit, auch des Homers Bücher zuerst nach Athen gebracht, und die Rhapsodisten angetrieben, sie bei den öffentlichen Spielen zu lesen; eine Gewohnheit, die bis an Platons Zeiten reichte. Wo sind nun die Panathenäa, wo unser Homer unserm Volk vorgelesen und erkläret wird? — Ich sage: erklärt ward: denn dies zeigt Platons ganzes Gespräch: Jo — eine Unterredung, deren Name schon genug ist, daß jeder, der sie gelesen, das vorige eben so wenig einschranken wird. Mit welchem Enthusiasmus sprach Jo, im Namen aller Rhapsodisten vom Homer? Konnte er ihn nicht bis auf ein Wort auswendig? War es nicht alle seine Arbeit, sein ganzer Lebenslauf vor dem Tode, und auf dem Leichensteine, dieser hat den Homer auswendig gewust, am besten deklamiren, am gründlichsten erklären können! Was richtete nicht seine Rhapsodie bei dem Volke aus? — Und das alles, ohne Homer mehr zu verstehen, als unser Volk den Klopstock? Ich glaube, die Parallellinien neigen sich von einander; und sie entfernen

fernen ſich merklicher. Daß Homer in den Schulen bei den Griechen geleſen wurde: ſagt Xenophon, — doch nein! hier ſtoße ich auf eine Stelle, die vielleicht zwiſchen Wieland und Fll. Gelegenheit zum Streit über καλος κ' αγαθος gegeben; ich ſezze alſo lieber das Zeugniß eines Griechiſchen Rammlers hin, des ſorgfältigen Iſokrates: οιμαι δε και την Ομηρου ποιησιν μειζω λαβειν δοξαν, ετι καλως τους πολεμηταντας τοις εργοις ενεκωμιασε. Και δια τουτο εβουληθη αυτους προγονους ημων εντιμον αυτου ποιησαι την τεχνην, εντε τοις της μουσικης αθλοις, και τη παιδευσει των νεωτερων. Ινα πολλακις ακουοντες των επων εκμανθανωμεν την αρχθεαν την προς αυτους υπαρχουσαν.*

Wo wird nun in unſern Schulen unſer Homer in dieſem Zwecke geleſen? Das Geſchichtchen vom alten Homer weiß ein Knabe wohl aus ſeinen hiſtoriis ſelectis, daß Alcibiades jenem Schulmeiſter eine Ohrfeige gab, der nicht den Homer in der Schule hatte: Dummkopf, ſagte er, auch deine

* Iſocrates in Panegyr.

Schüler willſt du zu Dummköpfen machen?* Dies Geſchichtchen, hat nun wohl ein Knabe geleſen, aber Deutſche Homere? Viel eher, ſage ich, in der Angſt, den Griechiſchen ſelbſt. Und noch weniger gilt der Einwurf, den der Kunſtrichter wider die Bekanntſchaft Homers aus dem Xenophon macht, und wie ich faſt dazuſezzen kann, Myopiſch macht. Man warf dem Sokrates vor: er habe Stellen aus dem Homer angeführt, nicht die an ſich gefährliche Lehren enthielten, ſondern die er in einem für den damaligen Athenienſiſchen Staat gefährlichen Zweck angeführt. Nicht, als hätte ihn Sokrates Grammatiſch oder Poetiſch mißgedeutet; ſondern Politiſch übel angewendet. Daß ich nicht nach meinem lieben Eigenſinn deute; ſondern daß es Xenophon ſelbſt ſagt, zeigen ſeine Worte augenſcheinlich: „Sokra„tes, ſo ſagte ſein Ankläger, pflegt auch oft „Homers Gedichte anzuführen: daß z. E. „Ulyſſes den Vornehmern mit freundlichen „Worten zugeſprochen, wenn ſich aber ein „Geringerer unnüz machte: ſo ſchlug er ihn „mit ſeinem Scepter und befahl ihm ruhig „zu

* Plutarch. in vit. Alcibiad.

„zu seyn. Dies hat er so ausgelegt, als „wollte der Poet, man sollte die Geringern blos „mit Schlägen ziehen; allein sezt Xenophon „dazu, das hat Sokrates gar nicht gemeinet: „sondern ꝛc.„* Und was folgt hieraus? Daß Homer Lehren wider den Staat enthielte? Gar nicht! sondern daß Sokrates seine Lehren wider den Staat aus einem bei dem Volk so viel geltenden Dichter zu bestätigen suche? Sagt der Ankläger, daß Homer die geringern und ärmern Leute zu schlagen rathe? Nicht! sondern Homer mache dieses den geringern und armen Leuten glaubend!

Diesen geringern und ärmern Leuten konnte ja ein Sokrates leicht was glaubend machen, und Melitus muste als ein Verehrer des Homers eben dagegen am meisten eifern, daß Sokrates, seine Lieblinge, die Dichter so mißbrauchte. Die aufgebrachten Richter verurtheilten, ohne daß sie im Homer nachsaben, ob dies der wahre Verstand sey (das that hier ja nichts zur Sache); sondern weil er den Staat störte: wenn sie auch Leute gewesen wären, mit denen man in der Tu-

* Im erst. Buch der Denkw. Reden.

gend den Homer geleſen, ſo betraf es ja hier keine Moraliſche Lehre, und noch weniger Poetiſche Schönheit; ſondern eine Politiſche Situation. Und ich kann noch weiter gehen, wenn ich den fruchtbaren Folgerungen, die dieſer Fll. bei ſeinen Kritiſchen Streitigkeiten ſonſt reichlich bewieſen hat, nachahme: eben weil die Richter den Lieblingsdichter ihrer Jugend in Sokrates Munde ſo gemißhandelt ſahen; eben weil ſie viel von dem Anſehen eines Poeten zu befürchten hatten, den jeder für göttlich hielt, den die καλοι κ'αγαθοι auswendig wuſten — ſo nahmen ſie die Sache ſo ernſthaft.

Ueberhaupt zeigt dieſer ganze Proceß, daß wir keinen Homer mehr haben können, dem die Ehrennamen: Vater der Weisheit, der Tapferkeit, der Dichtkunſt, im hohen Griechiſchen Sinne zukommen könnten; keinen Homer, der für uns ſo ein Original nach Sprache, Sitten, Geſchichte, Fabeln und Melodie ſeyn kann, als es jener für die Griechen war: jene liebten Heldenerzählungen von ihren Vorfahren aus einer alten Sage: Mythologien von Göttern, die ihre

Väter,

Väter, die Häupter ihrer Familien, die Stifter ihrer Staaten, und die Ueberwinder ihrer Erbfeinde waren — Unſere Leſer der Deutſchen Homere geben vermuthlich in Beinkleidern oder langen Röcken nach Franzöſiſchem Schnitt: ſie leſen ſtatt Mythologien Gellertſche Fabeln, und ſtatt Hexameter und Rhapſodien ſingen ſie Kirchenlieder. Nach der Bekanntſchaft und Bildung des Geſchmacks iſt entweder Gellert unſer Homer; oder er ſoll noch geboren werden. Denen, die darüber ſtaunen, wie Gellert und Homer zuſammen kommt, ſchreibe ich eine Stelle ab, die richtig genug iſt: *

„Für ganz Deutſchland iſt es ohne Wider„ſpruch Gellert, deſſen Fabeln wirklich dem „Geſchmack der ganzen Nation eine neue „Hülfe gegeben haben. (Fragt die erſte, die „beſte Landpredigertochter nach Gellerts Fa„beln? die kennt ſie — nach den Werken andrer „unſrer berühmten Dichter? kein Wort.) — „Nach und nach haben ſie ſich in die Häuſer „eingeſchlichen. Dadurch iſt das Gute in „der Dichtkunſt in Exempeln und nicht in Re„geln

* Abbt vom Verdienſt p. 367. 77.

„geln bekannt, und das Schlechte verächtlich „gemacht worden. Denn der Geiſt und der „Geſchmack einer Nation ſind nicht unter „ihren Gelehrten und Leuten von vornehmer „Erziehung zu ſuchen. Dieſe beiden Ge„ſchlechter gehören gleichſam keinem Lande „eigen. Aber unter dem Theile der Nation lie„gen ſie, der von fremden Sitten und Gebräu„chen und Kenntniſſen noch nichts zur Nach„ahmung ſich bekannt gemacht hat.„ Das iſt nun Gellert in Abſicht des Geſchmacks — aber was war Homer in Abſicht der Religion, der Künſtler, der Dichter, der Redner, der Weiſen, der Sprache, der Sitten, der Erziehung, für die καλὸς κἀγαθὸς der Griechen?

Dies böſe Griechiſche Wort verfolgt mich, ſo ſehr ich vor ihm fliehe, und mein Knoten iſt nicht eher aufgelöſet, bis es beſtimmt iſt. Denn ſo fragt der Kunſtrichter:* „Iſt es wahr, „daß die alten Griechen ihre Jugend aus „dem Homer Weisheit lehrten? Und wurde „Homer auch nur von allen denen verſtan„den, welchen das Beiwort καλὸς κἀγαθὸς „zukam?

* Litter. Br. Th. 1. S. 46.

„zukam?„ — Seine Frage iſt ſo viel als Nein! meine Antwort aber Ja! Aemilius Scaurus leugnet; Valerius bejahet; wem von beiden glaubt ihr Römer?

Auſſer dem, was ich ſchon angeführt, kann ich mein erſtes Ja mit folgender Stelle aus Xenophons Schmauſe gültig machen: „Mein Vater, ſagt Niceratus, der mich „zum tüchtigen redlichen Mann (ἀγαθὸς) „machen wollte, hielt mich an, alle Gedichte „Homers auswendig zu lernen, ſo daß ich „noch jetzt die ganze Iliade und Odyſſee her„ſagen kann.„ — Hier war ein guter hübſcher Mann, der ſeinen Sohn auch dazu machen wollte, und ließ ihn alſo Homer lernen: ſo wurde alſo Homer mit der Jugend getrieben: ſo wurde er gewiß von denen verſtanden, die gute hübſche Leute waren, denn ſie waren durch ihn dazu gebildet.

Aber heißt καλὸς κ'ἀγαθὸς ein guter hübſcher Mann, oder iſt es ein Schweizer-Virtuoſe? Beide Partheien können Recht behalten, wenn ſie ſich anhören wollen, und wenn ſie Staub unter die Augen ſtreuen,* hat

* Litt. Br. Th. 1. p. 52.

hat es vielleicht keiner von beiden. Mehr als ein guter hübscher Mann, und weit weniger als ein Shaftsburischer Virtuoso, nach dem hohen Geschmack unsrer Zeit. Ich erinnere mich die Abhandlung eines Grammatikers über dies Wort gesehen zu haben; und weil ich nicht gern thun mag, was ein andrer vor mir gethan, so will ich nicht ein Register von den Stellen machen, wo dies Wort vorkommt. Ich schreibe aus dem Gedächtniß.

In jeder Sprache müssen sich alle Wörter verändern, die den eigentlichen Charakter des Zeitalters ausdrücken, und eben dies dünkt mich von καλος κ' αγαθος. In den ältesten Griechen erinnere ich mich nicht, es gelesen zu haben: es ist ein Wort aus dem Zeitalter der schönen Prose und der feinen Politischen Sitten. In den Zeiten, da αρετη, Tugend, noch allein Tapferkeit des Körpers und Geistes bedeutete: galt blos ein braver Mann αγαθος. So wissen im Homer die Helden kein besser Wort ihrer Würde, als wenn sein Agamemnon oft gnug sagt: αγαθος γαρ ειμι. So wenig hier das αγαθος eine Moralische Güte bedeutet, zu einer Zeit, wo

Tapfer-

Tapferkeit über alles galt: so wenig litte dieſes Zeitalter καλος κ'αγαθος im feinen Verſtande des Shaftesbury. Auch das Wort καλος hat dieſen Urſprung gehabt: und wurde von den ανδρατ. αγαθοις geſagt, die in der Schlacht εν und καλως (tapfer) ſtritten: Aber mit der Zeit verfeinerte ſich der Geiſt der Sitten: das Wort αρετη hieß Brauchbarkeit: das Wort αγαθος und καλος hieß ein tüchtiger Mann in Geſchäften, und ſelbſt der Ehrenname ανηρ verlor etwas von ſeiner Mannheit. Weil in der damaligen Zeit die Weisheit auch noch allein eine Dienerin des Staats war: ſo übernahmen es ſich alſo die Weiſen, ſolche brauchbare Männer zu bilden, die redliche Menſchen und tüchtige Bürger waren: ſo frägt Xenophon den Sokrates im Diogenes Laertius: ſage mir, wie kann man ein καλος κ'αγαθος werden? und dieſer führt ihn in ſeinen Unterricht. So ſagt Nicerat in der angeführten Stelle: mein Vater, der mich zum tüchtigen Mann (αγαθος) machen wollte: ließ mich den Homer lernen. So trugen es die Athenienſer, die vorzüglich nach dieſer

dieſer Politiſchen Cultur ſtrebten, beſtändig im Munde (καλος κ'αγαθος); und es war bei ihnen, wie ein Scholiaſt ſagt: ſumma omnis laudationis! Und alſo gewiß nothwendig mehr, als ein guter hübſcher Mann bei uns.

Der Recenſent will auch nur einen einzigen Beweis, daß καλος κ'αγαθος etwas mehr als dies bedeute? Wohl! es ſei eben die Stelle,* in der er nichts als den guten hübſchen Mann finden will; Schade, daß ich mehr darinn finde, und eben die Beſchreibung des καλε κ'αγαθε. Sokrates frägt den jungen Theages im Plato: τι ουν; ουκ εδιδαξατο σε ο πατηρ και επαιδευσεν απερ ενθαδε οι αλλοι παιδευονται, οι των καλων καγαθων πατερων υιεες; οιον γραμματα τε, και κιθαριζειν, και παλαιειν, και την αλλην αγωνιαν; Können hier καλοι καγαθοι füglich gute hübſche Leute bedeuten, wie wir dies Wort brauchen? Nein! ſie ließen ihre Söhne, um ſie auch zu καλοις καγαθοις zu machen, Wiſſenſchaften (nicht blos das A B C leſen und ſchreiben), die Muſik, die nach der Griechiſchen Denkart weit mehr

ſchö-

* Litter. Br. Th. 1. p. 52.

ſchöne Kunſt, als bei uns, und von der Dichtkunſt unzertrennlich war: und ſchöne Leibesübungen erlernen. Wer alſo ſeinen Verſtand, ſeinen ſchönen Geſchmack und ſeinen Körper ausgebildet hatte: der war ein Atteſcher καλοκαγαθος: er war weder ein Weiſer, noch Dichter, noch Fechter; aber Anlage hatte er, Weiſer, Dichter und Olympiſcher Sieger zu werden. Wer einen Griechiſchen καλος κ'αγαθος in ſeinem ganzen Glanze ſehen will: der leſe, obgleich nicht das Wort ſelbſt als Ueberſchrift drüber ſtehet, einige Pindariſche Oden auf ſeine Griechiſche Jünglinge, die doch mehr als gute hübſche Jungens waren.

Aber freilich auch nicht Virtuoſen im Wielandiſchen hohen Guſto! oder lieber gleich im Geſchmack des Shaftersbury: dem Wieland nicht blos den Begrif des Virtuoſen, ſondern auch die Analogie mit καλος κ'αγαθος abborgt. Dieſer Weltweiſe, der den Platonismus nach dem Modegeſchmack ſeiner Zeit einkleidet, und endlich auch in Griechenland dieſen Lieblingsgeſchmack findet, beſtimmt ſeine

Virtuoſen ſo: * the real fine Gentlemen, the Lovers of Art and Ingenuity; ſuch as have ſeen the World, and informed themſelves of the Manners and Cuſtoms of the ſeveral Nations of Europe, ſearch'd into their Antiquitys and Records; conſider'd their Police, Laws and Conſtitutions, obſerv'd the Situation, Strength and Ornaments of their Citys, their principal Arts, Studys and Amuſements; their Architecture, Sculpture, Painting, Muſick, and their Faſte in Poetry, Learning, Language and Converſation. Mit dieſem Begriffe vergleicht er nachher das honeſtum, pulcrum, καλον der Alten, und philoſophirt in ſeiner liebenswürdigen Laune Seiten fort. — Ob es nun gleich in Athen freilich auch ein Zeitalter gab, da die Liebhaberei der Künſte, der Geſchmack an Dichtkunſt, und den ſchönen Wiſſenſchaften, der feine Ton im Umgange, und der Urtheilsgeiſt über Policey und Alterthümer, die herrſchende Mode war: ſo kann ich mich doch nie überreden, daß die καλοι κ'αγαθοι in dem weiten Verſtande des Shafteſbury

* Characteriſtiks Vol. 3. Miſcell. Reflex. p. 156. 182

tesbury damals geblühet. Es scheint vielmehr dieser Philosoph sich selbst zu malen, und den Geschmack, der damals am Hofe Carls des zweiten galt, bis zu einem gewissen Ideal zu erhöhen und verfeinern, das immer in den neuen Zeiten ein Muster eines brauchbaren, geschickten, angenehmen Mannes seyn kann, aber den Begrif des Griechischen Worts immer umbilden muß, selbst wie es Plutarch und die neuern Griechen brauchen. Shaftesbury fodert zu seinem Virtuosen, wenn er in Griechenland exsistirte, freilich das Lesen des Homers, und das zwar als das erste A B C; aber ein Moralisches Lesen des Homers? Ein Himmelweiter Unterschied!

Wozu aber so viel über ein Wort? Ueber ein Wort, das immer der Ausdruck ihres Charakters, und der Gipfel ihrer Lobsprüche war, kann man nie zu viel sagen: die Erklärung solcher Wörter schließt uns Denkart und Policey, Laune und Sitten, kurz das Nationalgeheimniß auf, ohne das wir immer von einem Volke, schief urtheilen, schief lernen, und unleidlich nachahmen. Ich würde es als einen Beitrag zur Griechischen und Rö-

miſchen Geſchichte der Litteratur einem Mann von Philologie, Geſchichtkänntniß und Geſchmack empfehlen, der Metamorphoſe genau nachzuſpüren, die im Griechiſchen die Worte: ανηρ, ανθρωπος, αγαθος, καλος, φιλοκαλος, καλοκαγαθος, κακος, επιχειραγαθος: im Lateiniſchen: vir, homo, bonus und melior und optimus, honeſtus, pulcher und liberalis, ſtrenuus und dergleichen Nationalnamen erlitten haben, die die Ehre oder Schande ihres Zeitalters waren, und ſich mit demſelben änderten — So lernt man Völker kennen, und nuzzen.

Ich will es hier nicht unterſuchen, wie weit einige Schweizer z. E. Wieland, Iſelin, Wegelin, Mably, uns wirklich Griechen zeichnen;* wenn ſie ihre Erziehung und Politik uns anpreiſen. Beinahe vom Diogenes dem Laertier an, findet man in den Griechen, was man in ihnen finden will: verſchönerte Geſichter, unerträgliche Idole, halb Ideal, halb Griechiſch, halb nach neuerer Form. Freilich können wir den Griechen vieles ablernen; freilich ſie

* Litter. Br. Th. 1. p. 44. 50.

sie zum Muster nehmen; aber Nachbildungen unsrer Zeit gemäß machen: sonst wird alles Carikatur! — Schon Plato und Xenophon malen uns den Sokrates verschieden, aber man muß beinahe ausspeien, wenn Wieland * auftritt und sagt: „Seht! den „Kopf des Sokrates!„ Hier kann man wie Marcell dreust antworten: Wie? das ist Sokrates? jener liebenswürdige Widersprecher, jener ehrwürdige Unwissende, jener feine Ironische Geist, und der redlichste Bürger, kurz! der Weiseste unter den Weisen Griechenlands — das sollte ihr Sokrates seyn? Nein! mein Herr! dieser unausstehliche Disputirer mit vollem Munde, dieser lächerliche Weisheit und Tugendkrämer, dieser grobe Zänker, und Misanthropische Schimpfer ist ein Geschöpf neuerer Zeit, ein Weiser aus Schweizerischen Republiken. — Und doch hat W. ja wirklich die Griechen gelesen? — quid fures faciant, audeant cum talia domini? — So sehr die Griechen ihren Homer nuzten, so wenig brauchten sie

* Litter. Br. Th. 7.

ihn auf Wielandſche Art: denn Shaftesburis Geiſt und Schriften herrſchten damals wahrſcheinlich noch nicht bei der Moraliſchen Bildung der Jugend; und die Art, wie Sokrates aus dem Homer lehrt, und man ihn bei der Bildung der Helden und brauchbaren Jünglinge anwandte, iſt ja augenſcheinlich ganz was anders! und in vielen Stücken was anders, als wir heut nachahmen können, wenn wir auch Homere hätten?

2.

Pindar und der Dithyrambenſänger.

Homere dürften wir alſo nicht eben haben, aber einen Pindar? Die Zeit hat dem Pindar ſeine beſten Kronen, und unter andern auch den ſiebenfachen Epheukranz der Dithyramben geraubt — einer von unſern Dichtern ſezt ſich ſelbſt dies Siegeszeichen auf, und ruft: Macht Raum, Mönaden! Iſt er der Vater Bacchus, oder trägt er blos den Thyrſusſtab, um es zu ſeyn?

Zum

Zum Voraus ein Wort in einer Parentheſe. Ich glaube, wenige Beurtheilungen der Litteraturbriefe ſind ſo ſchielend, und gebrechlich, als dieſe,* die einem Lehrmeiſtertone ſich nähert: die bei dem Geräuſche arm, bei aller Pracht von Beleſenheit und Kritiſcher Einſicht kurzſichtig, und bei allen Planen und Vorſchlägen dürre ſeyn möchte. Die angebohrne Lebhaftigkeit des Recenſ. verſpricht dem Dithyrambendichter ſcharf zuzuſezzen, und zuckt jedesmal zurück, um ſich in Präceptorpredigten zu verlieren. Was ſoll die Frage heiſſen: Kann man Deutſche Dithyramben machen? Kann man nicht Deutſche, ſo kann man auch keine Malabariſche Dithyramben machen, was die Sprache betrifft; und bei Dithyramben dörfte dieſe nur zulezt in Betracht kommen. Was darf es der Recenſ. mit ſo vieler Gelehrſamkeit beweiſen, daß wir keine Dithyramben übrig haben? der Verfaſſer dörfte dieſes ja aus dem lieben E. Schmid allenfalls wiſſen! Und womit beweiſet es der Kunſtrichter denn,

* Litt. Br. Th. 21. p. 17.

daß wir nach den überbliebenen Nachrichten keine Dithyramben machen können; — höchstens! daß der Verfasser keine gemacht. Womit behauptet er es, daß jeder neue Geschmack verkehrt seyn muß, der von den Regeln des weisen Alterthums abgeht? Warum ist ein Deutsches Heldengedicht, eine Ode, eine Dithyrambe ohne Griechische und Lateinische Muster denn an sich unmöglich? Was thun die Pindarischen Oden des Leipziger Professors hier zur Sache? Auf welcher Classe muß denn der Dithyrambist sizzen, wenn er den Pindar intus et in cute kennen lernen, den ganzen Poeten in succum et sanguinem vertiren, und absolut erst nach 20 Jahren Imitationen nach der Pindarischen Digreßion über den Berg Aetna machen soll? Welch ein Schulton herrscht so durchgängig, so insonderheit S. 59-61. Welche Sammlung von Pindarischen Beiwörtern soll man (p. 70.) Friedrich geben? Wie lange muß noch der Dithyrambist Mythologie lernen, um nicht ihr System niederreissen zu wollen? Ist es wahr, daß Pindar sich keine Inversionen des Fabelsystems erlaubt, und alles so stehen läßt,

wie

wie es ihm vom Präceptor diktirt worden iſt? — Und nun endlich die beſte und geiſtigſte Anmerkung wider die windichten, eitlen, jungen Menſchen, die ihrem Mädchen zu gut Gedichte herausgeben — wobei freilich der Beweis mangelt, daß der Verfaſſer der Dithyramben ſo ein windichter, eitler, junger Menſch ſey, der eine Strafpredigt über ſein Mädchen 6 Seiten lang anhören muß. Womit kann es der Recenſ. beweiſen, daß Pindar in ſeinen verlohrnen Hyporchematen und Dithyramben in einem ernſthaften Philoſophiſchen Ton trunken geraſet? Wie mag ein Compliment laſſen, das man nicht aus freiem Willen, ſondern aus Muß im Vorbeigehen macht? Und wie viel nimmt der Recenſent für ein Collegium, darinn er zeigt, wie man Pindars ganze Manier zu malen bis auf ſeinen Adler lernen ſoll, damit unſer Deutſcher Horaz auch für den Dithyrambiſten eine Ode weihen müſte? — Meine Parentheſe wird lang; aber dem Recenſenten würde die Antwort auf meine Fragen noch länger ſeyn, die ich auch, „aus einer mir „angebohrnen Lebhaftigkeit, thue; nicht als „Kritiken, ſondern als eine kleine Hülfe, mich

„ſelbſt auf den Weg zu bringen, und was ich „denke, zu ſagen.„

Ich bin nichts minder, als der Verfaſſer oder der Vertheidiger der Dithyramben; ich habe ſelbſt mehr wider ſie, als die Litteraturbriefe, aber wie ich hoffe, aus andern Gründen, und mit weniger Schulton. Ohnmöglich kann dieſe Beurtheilung von einem Verfaſſer der Litteraturbriefe ſeyn; vermuthlich iſt ſie eingeſchickt; weil ihr Ton gewiß zu merklich abweicht. — Aber gnug! meine Parentheſe iſt zu Ende.) Können wir Dithyramben machen, Griechiſche Dithyramben im Deutſchen machen? Originaldithyramben machen?

Woher mag der Dithyrambe bei den Griechen entſtanden ſeyn? Darf ich eine Hypotheſe verſuchen? — Hypotheſen muß man verſuchen, wo man keine Nachrichten hat: wäre Demoſthenes περι διθυραμβοποιων, oder Ariſtotels größter Theil der Dichtkunſt nicht verloren, ſo würden wir wiſſen, ſtatt zu rathen.

Ein Volk in seiner Wildheit ist in Sprache, Bildern und Lastern stark: Trunkenheit und Gewaltthätigkeit sind die Lieblingslaster einer Nation, die noch Mannheit (ἀρετὴ) für Tugend, und trunkne Raserei für Vergnügen hält. Alle die feine Schwachheiten waren damals noch nicht, die heut zu Tage unsere Güte und Fehler, unser Glück und Unglück bilden, die uns fromm und feige, listig und zahm, gelehrt und müßig, mitleidig und üppig machen. Diese Trunkenheit gebar wilde Vergnügen, den ungezähmten Tanz, eine rohe Musik, und nach der damaligen ungebildeten Sprache auch einen rohen Gesang.

Nicht an Altären, sondern in wilden Freudentänzen entsprang also die Dichtkunst, und so wie man die Gewaltthätigkeit mit den schärfsten Gesetzen bändigte, so suchte man die trunknen Neigungen der Menschen, die jenen entwischten, durch Religion zu erhaschen. Ihre Götter trugen damals Keulen und Blitze: die sanften Gratien waren noch nicht geboren; man verehrte die Kräfte der Natur: rauh war ihr Gottesdienst, wie ihre Natur,

durch

durch Opfer und Trunkenheit — und unter den älteſten Göttern war immer auch ein Oenotrius, ein Weingott; man heiße ihn, wie man wolle.

Jezt wurde alſo die trunkne Dichtkunſt an die Altäre zur Entſündigung geführt. Hier befahl die Religion ihnen Trunkenheit in Wein und Liebe, und ihre Trunkenheit bequemte ſich alſo wieder der Religion: ihr Geſang war voll von der thieriſchſinnlichen Sprache des Weins, und der Wein erhob ſich wieder zu einer gewiſſen Myſtiſchſinnlichen Sprache der Götter: ein heiliger Geſang in doppeltem Verſtande. Die Prieſter, zugleich Dichter und Staatsleute, webten aus Nationalſagen eine Mythologie zuſammen, die ſich zu ihren rauhen Geſängen bildete, mit denen ſie als mit einem Zaume, mit einem Stück des Gottesdienſtes, mit einem Zeitvertreibe und Vergnügen das Volk lenkten.

Linus, den wir im fernſten Schatten als den Vater der Dichtkunſt erblicken, ſchrieb noch mit Pelasgiſchen Buchſtaben, den Feldzug des Bacchus. Anthes der Böotier ſang Bacchiſche Hymnen: Orpheus, der Bezähmer der Grie-

chen

chen durch Geſezze und Gottesdienſt, weihte die Trunkenheit in ſeine Eleuſiniſchen Heiligthümer ein, um ſie zu bezahmen, daher er auch ihr Opfer wurde. Muſäus und ſein Sohn Eumolpus ſangen ebenfalls den Bacchus — Kurz die älteſten Namen der Dichter, die beynahe ſelbſt Fabeln ſind, alle haben ſich mit Bacchus beſchäftigt.

Wozu ſage ich alles dieſes? Um zu zeigen, daß der Dithyrambe aus den Zeiten der Wildheit und Trunkenheit ſeinen Urſprung und Leben ziehe, daß wir alſo von ihm auch nach Beſchaffenheit dieſes Zeitalters urtheilen müſſen. Entſprungen unter berauſchten Tänzen des Volks führte man ihn in die Tempel, um ihn zu zähmen. Sein Inhalt, ſeine Sprache, Sylbenmaas, Bearbeitung, Muſik, Deklamation, alles zeigt von der Zeit, die ihn hervorgebracht hat: er mag nun in Thebe, oder dem wollüſtigen Korinth von einem oder dem andern erfunden ſeyn: gnug, es war noch eine Zeit, da ſich die Delphine von dem Arion, dem angegebenen * Erfinder, bezaubern lieſ-

ſen.

* Wie Herodot anführt, den ich für mehr, als Fabelſchreiber halte.

sen. Ich sage: sein Inhalt: denn da er den Vater des Weins, von seinem Blitzstrale getroffen, mit brausendem Munde sang, und in einer ehrwürdigen heiligen Trunkenheit sang: so paßt er am meisten auf den Abgrund der Zeiten, da man aus Aberglauben die Kraft einer göttlichen Gegenwart fühlte, da man mit starken sinnlichen Empfindungen begabt, den Eindruck der Jugendlehren und Rationalsagen beinahe zu einer wirklichen Anschauung erhob, da man aus Unwissenheit nicht blos die Fabelgeschichten als Wahrheiten glaubte, sondern mit der Einbildungskraft sie bis zum Leben ausmalte, und also die Begeisterung schmeckte, die Apoll über die Pythisse, Jupiter über die Sibyllen, Cybele über die Gallier, und Bacchus über die Dithyrambensänger ausgoß. Daher naheten sich die lezstern der Entzückung, die einer Raserei glich, Διονυσιο ανακτος καλον εξαρξαι μελος οιδα διθυραμβον, οινω συνεχαυνωθεις φρενας: daher fing er gemeiniglich mit dem begeisterten: αμφι μοι ανακτ, an: daher jene Ausbreitung der Seele, die im Parenthyrsus der Trunkenheit und der Beschauung himmlischer Dinge ausrief:

Auditis

Auditis an me ludit amabilis
Insania? Audire et videor pios
Errare per lucos:

daher jene göttliche Wuth:

— — — immanis in antro
Bacchatur vates, magnum si pectore possit
Excussisse Deum: tanto magis illa fatigat
Os rabidum, fera corda domans, fingitque premendo.

Und von dieser sinnlichen Begeisterung wurde die ganze Bearbeitung so belebt, daß Plato dem Dithyramben sogar die Nachahmung absprechen will. Voll kühner Bilder und großer Anspielungen folgte er keinem weitern Plan, als den innerlich die Einbildungskraft malte, äußerlich zum Theil das Auge sahe, und der Tanz foderte: und so ward er ein Gemälde der Einbildungskraft aus der Bacchischen Geschichte, des Bacchischen Gottesdienstes, und des Tanzes: wo nüchterne Seelen wenig Verbindung, viel Uebertriebenes, und alles Ungeheur finden musten. Und diese Bearbeitung, welcher Zeit war sie am angemessensten? Vermuthlich jener, da die Satyren

ren Poſſenſtücke, die Komödien Satyren, und Oden und Tragödien noch nicht geboren waren. Vor den regelmäßigen Stücken im ſchönen Stil muſte das große wüſte Unregelmäßige voran gehen.

Und eben dieſem Zeitalter iſt auch die Dithyrambiſche Sprache gemäß, die in Worten neu, kühn und unförmlich; in Conſtructionen verflochten und unregelmäßig war: eine Sprache, wie ſie vor ihrer Ausbildung iſt. Alsdenn hat noch jeder Sänger das Recht, neue Worte zu machen, weil man von ihnen noch keine gehörige Anzahl hat; ſie können kühn zuſammengeſezt ſeyn, weil Form und Lenkung nicht gnug beſtimmt iſt. Hingegen eine völlig gebildete Sprache iſt nicht Dithyrambiſch, ſondern vernünftig und mit Geſezzen umſchränkt.

So auch das Sylbenmaas: Geſezlos, wie ihr Tanz und die Töne der Sprache; aber nothwendig deſto Polymetriſcher, tönender und abwechſelnder.

So auch die Muſik: Die Phrygiſche Muſik, die raſend machte, die Steine belebte,

zum

zum Treffen und Siege reif, und Empörungen in der Brust anrichtete; die nachher abgeschafft wurde, weil sie die Musik verdarb, die Plato aus seinem Staat und Aristoteles aus seiner Entziehung verbannte — Kurz! die älteste und roheste Tonkunst.

Alles also, was zum Διθυραμβωδες gehörte, Inhalt und Form, und Sprache und Musik und Sylbenmaas trägt Spuren des sinnlichen Zeitalters mit sich, wo alles dies, und dies allein bey dem rohen Volke seinen Zweck erreichte, und hier ist die Erklärung des Proklus: Διθυραμβος εςι κεκυννημενοι και πολυ τȣ εȣσιωδες μελα χορειας εμφαιναν, εις παθη κατας κυαζωμενος, τα μαλιςα οικεια τω Θεȣ.

So war der Dithyrambe, ehe er völlig Nachahmung wurde. Als aber die Griechen in ein gesittetes Zeitalter übergiengen; so ward ihre Religion über das Sinnliche mehr erhoben: ihre Begeisterung sank: ihre mehr gebildete Sprache entfernte sich von Dithyrambischen Freiheiten: ihr Sylbenmaas ward bestimmter und gebundener: ihre Musik Do-

 risch.

rüſch. Das wahre Διθύραμβος war alſo verbei, und man ſuchte es nachzuahmen. Daher kann Ariſtoteles den Dithyramben unter die Nachahmende Poeſie ſezzen, ohne doch dem Plato zu widerſprechen, der das Gegentheil, wiewohl in ganz andrer Verbindung, ſagt. Es blieb noch immer ein feſtliches Vergnügen, ſich in ihre Väterzeiten zurückzuſezzen, und die Sprache, das Sylbenmaas, die Muſik, die Denkart eines oder einiger erlebten Zeitalter zu gebrauchen.

In dieſer mittlern Zeit, da ſich das Dithyrambiſche gemildert hatte, mag es alſo die beſten Gedichte dieſer Art gegeben haben, die daher die Anfangsſtücke verdrängten. Nachher aber trieben die folgenden die Kühnheit immer höher, um ihre Vorgänger übertreffen zu können; ſie miſchten, (nach Platons Zeugniß in ſeiner Republik), alles unter einander: und gingen verloren, weil die damaligen Zeitalter zu ſehr den Geſchmack der Dichtkunſt, den Geiſt der Religion, die Stuffe der Sitten und Sprache verändert hatten.

Da-

Daher legten sich auch, nach der wahrscheinlichsten Lesart im Cicero, die Römer weit minder (minus) auf die Dithyramben: bei denen der Atys des Catulls nur ein weitläuftiger Verwandte der Dithyrambenkühnheit ist. Der Himmel der Römer war nicht eigentlich mehr für diese Dichtungsart: ihre Religion war geistiger und Politischer: ihr Bacchus lange nicht der mächtige König der Griechen: ja selbst ihre kältere Adern fühlten nicht mehr so stark den Blitzstral des Weins: sie ließen also die Reste der Dithyramben untergehen. Aristoteles bestätigt meine ganze Hypothese, durch die wenigen Worte, die er in seiner Dichtkunst vom Dithyramben einmischt, in dessen Stelle die Tragödien getreten seyn sollen.

Sollen wir also die Dithyramben zurück finden? Erst beantworte man die kleine Frage: Könnten wir denn Dithyramben machen, wenn wir die Griechischen noch hätten? Von dieser Kleinigkeit hängt, wie ich glaube, alles ab; und ein Kenner der Griechen würde darüber den Kopf noch ziemlich schütteln. Wo ist bei uns eine Religion, die Bacchus

zum Gott und seine Gesänge ehrwürdig, heilig, göttlich macht? Der Griechische Dionysius würde die Trauben unsres Landes, und unsre Dithyramben wegwerfen, und ausrufen: procul profani! Wo ist bei uns der Geist eines Zeitalters, da eine Bacchische Begeisterung durch Wein und Aberglauben sinnlich gewiß, oder wenigstens wahrscheinlich würde? Die Begeisterung der Muse konnte bei einem Griechen so mächtig seyn, als sie bei uns oft so lächerlich wird, than Jugglers talking to Familiar. — Wo sind unsere Bacchische Gegenstände, die Heldengeschichten, die bei den Griechen von Jugend an, durch Unterricht, und Gedichte und Gesänge und Denkmale ihre Seele belebten! Unsere Trinker wird der Rausch auf ganz andre Gegenstände führen, als auf eine Mythologie vom Bacchus, die für uns das Große, das Poetischwahre, das dem Nationalgeist eigne, und darf ich dazu sezzen, fast ganz das Liche der Anschauung verlohren hat! Wo ist die Bilderwelt, die Welt, voll Leidenschaften, die Griechenland in seiner Jugend um sich sahe? Wir wandeln in einer Politischen

Wis-

Wüſte. Wo iſt die Dithyrambenſprache? Die unſre iſt viel zu Philoſophiſch altklug, zu eingeſchränkt unter Geſezze, und zu abgemeſſen, als daß ſie jene neue, unregelmäßige, vielſagende Sprache wagen könnte. Wo die Dithyrambiſchen Sylbenmaaße? da unſre Sprache und alle neuere ſelbſt zum Hexameter, noch minder zu den Sylbenmaaßen des Pindars und der Chöre vieltrittig gnug iſt, und gegen Griechiſche Dithyramben völlig ungelenkig laſſen müſte. Wo ſind denn bei uns die Tänze, die trunknen Bacchuksprünge, an Freudenfeſten? Der Dithyrambe gehörte ja ſo wohl zur Mimiſchen als lyriſchen Poeſie: und wie könnten wir ihn alſo nachmachen, da wir die hohe Tanzkunſt der Alten nicht haben, nicht kennen, und ſo gar ſelbſt bei allen Nachrichten der Alten, nicht durchgehends begreifen können — Und von ihr bekam er doch Geiſt und Leben.

Aber wenn wir ihn alsdenn blos als eine Sache der Nachahmung betrachteten, bei der wir zwar nicht eben die Urſache, Zwecke, und Hülfsmittel des Originals hätten, aber doch eine neue, eine beſſere Art der Gedichte

bekämen? — Kaum! Dithyramben, nach dem Griechiſchen Geſchmack nachgeahmt, bleiben für uns fremde. Das trunkne Sinnliche, was bei ihnen entzückte, wäre vielleicht für unſre feine und artige Welt ein Aergerniß; das Raſende in ihnen wäre uns allerdings dunkel, verworren und oft unſinnig, weil der Dithyrambiſt, der Weißager und Unſinnige mit zuſammengeſchlungenen Händen zu gehen ſcheinen, und ein Elektriſcher Funke nach ihren verſchiednen Körpern auch unterſchiedne Wirkungen hervorbringt. Ihre Ungebundenheit würde für unſere Grammatiſche, und Aeſthetiſche Geſezgeber Verbrechen wider die Regeln ſcheinen: die Einbildungskraft würde der geſunden Vernunft und dem Sens-commun unſres lieben Zeitalters Eintrag thun — Vielleicht trug alles dies dazu bei, daß die Dithyramben verloren gingen: und gäbe es Dithyrambenſänger zu unſrer Zeit — wir würden ihnen einen Stier geben, um ihre Συλλογον zu bezahlen und ſie reiſen zu laſſen. Weß aber ſollte der Stier ſeyn, den wir ihm geben? — Des Volks nicht, denn er ſchriebe ja Dithyramben

den nicht zu Tanzen und Mimiſiren; ſondern zu leſen! Der Grammatiker auch nicht; die würden vielmehr wider ihn ſchreyen! Der ſchönen Geiſter auch nicht; deren ſchönes Ideal möchte dadurch verlezt werden! Der ernſthaften Kunſtrichter auch nicht — Er mache ſich alſo fertig, ohne Stier nach Hauſe zu reiſen.

Aber wie? er ſinge nach dem Geſchmack ſeiner Zeit, mit einem kältern Feuer, ohne Gott Bacchus, ohne die Dithyrambiſche Kühnheit und Sprache, Deutſche Dithyramben? Deutſche Dithyramben ſind ein Unding, gegen die Griechen betrachtet; und gegen unſre ſchon bekannte Dichtarten nichts neues! Ein ſolcher Dithyrambe nach dem richtigen Geſchmack unſrer Zeit, ohne Bacchus, ohne Tanz, ohne Begeiſterung, ohne Dithyrambiſche Sprache, in eingezognen Sylbenmaaßen gehört ſo wenig in den Bacchustempel, als jene Geſchenke in den Tempel des Mars nach einem Griechiſchen Sinngedicht: * „Wer „hing dieſe glänzende Schilde, dieſe Blutloſe

* ſ. Anthol. 1. B.

„Waffen, dieſe unverſehrte Helme hier auf?
„Dem Menſchenwürger Mars ſolchen häßli-
„chen Schmuck? Will ihn nicht jemand aus
„meinem Tempel werfen? Ich erröthe ganz!
„Solche Verzierung gehört in eine Brautkammer, an den Hof, in die Trinkſäle ſeiger Säufer; nicht an den Altar des Mars!
„Blutige Waffen, zerbrochne Schilde, durchſtochne Helme, die ſind mein Vergnügen!„
Alsdenn ſind ſolche Deutſche Dithyramben nach einem feinen Ideal unſrer Zeit — entweder hohe Oden der Einbildungskraft — oder begeiſterte Trinklieder: ſie mögen ſeyn, wie ſie wollen. Alsdenn ſind Uz, Leßing, Weiße, Gerſtenberg in ſeinem Gedichte: Cypern: Schmid in ſeinem Noah, dem Weinerfinder: der Verfaſſer der erſten Cantate zum Scherz und Vergnügen unſre Dithyrambendichter; oder vielmehr unſre alte Trinkbrüder, die ſich einen willkührlichen Namen geben.

Ich verzweifle alſo beinahe an Dithyramben, ſelbſt wenn wir die Griechiſche hätten — nun aber iſt alles bis auf die wenigen Nachrichten verloren, die nicht einmal einen unterſchei-

ſcheidenden Begrif von ihnen beſtimmen. Ein Scholiaſt hat den andern ausgeſchrieben, denn je weniger man weiß, deſto mehr wiederholt man das wenige und ertappet vielleicht den Dithyrambendichter, ſo wie den Cometen, blos in ſeiner gröſten Excentricität. Horaz in ſeiner Ode über Pindar hat ja keine Definition geben wollen, und gewiß daran gar nicht gedacht, daß jemand einmal jedes von ſeinen Worten auffadeln, und ſich aus ſeiner Strophe einen Plan abzirkeln, einen Grundriß abzäunen würde, um in ihm künſtlich zu raſen, nüchtern zu taumeln, bei Waſſer ein regelmäſſiges Evan! zu rufen. Die meiſten Poetikenſchreiber halten ſich bei der πολυπλοκια der Worte auf, gleich als wenn dies ein Hauptſtück und nicht eine nothwendige Folge des Dithyrambengeiſtes wäre.

Und überhaupt, da es ſchon eine kalte Begeiſterung iſt, die blos aus Beiſpielen aufgewärmt wird: ſo iſts lächerlich, ſich ohne Beiſpiele, durch Regeln; oder vielmehr ohne Regeln durch kleine Nachrichten, entzücken zu wollen; über Flicknachrichten ſich einen Weg zur Begeiſterung bahnen, aus

Lappland über Zembla nach dem Pindus reisen: da hat der Dithyrambische Hegesander recht:

μειρακιεξαπαται, και συλλαβοπευσελαβηται
Δοξοματαιοσοφοι, ζηταρετησιαδαι.

Gnug von diesen Dithyrambischen Anmerkungen. Ich muß hier den Plan eines Freundes verrathen, der zu Christlichen und Deutschen Dithyramben Risse und Versuche gemacht hatte, die er aus dem Innern unsrer Religion und Nation gezogen, die trunkne Gesänge einer heiligen Religions- und Staatsbegeisterung seyn sollten. Es erschienen unvermuthet Dithyramben: die zwar gar nicht in seinen Plan fallen: die ihm aber doch Gelegenheit zur Prüfung gaben, und ihm bei seinen Arbeiten das nonum prematur in annum riethen. Ich liefere also von diesem Freunde nicht seine paradoxen Dithyramben: sondern sein Urtheil über die erschienenen eines Ungenannten: es ist frei, aber nirgends hinterhaltend.

Das

Das Titelblatt verspricht uns Dithyramben: die Vorrede verspricht sie nur halb: und das Buch selbst liefert gar keine.

Zuerst: Der Kunstgrif, uns seine Sammlung von Liedern, als ein Ganzes in die Hände zu spielen, geht von der Einfalt der alten Dithyrambisten völlig ab. Und von der Wahrheit selbst: denn sind diese Stücke Theile zum Ganzen, weil sie auf einander folgen? So ist ja alles, was ich in einen Band binden lasse, auch ein Ganzes; aber kein Oden ganzes. Ich glaube doch nicht, daß um einen Sprung zu thun, Sicilien mit Johann Sobieski und dieser mit Peter gränzet. Der soll mein großer Apoll seyn, der mir zwischen diesen Stücken Zusammenhang nach Zeit, oder Ort, oder Inhalt, oder nach den Gesezzen der Einbildungskraft, findet. Vermuthlich aber nach den Gesezzen der Einbildungskraft — denn die erste Dithyrambe soll die Begeisterung wahrscheinlich machen. Nun! so hätte sie auch an die Jungfer Maria gerichtet seyn können, um (alles zugegeben,) die folgenden Gegenstände zu besingen. Dies wäre noch wenigstens ein erbau-

baulicher Standpunkt geweſen, um nachher Kirchenſeufzer, an die heilige Mutter zu ſchicken — aber jezt iſt es widerſinnig, daß eine trunkne Mönade an dem Wagen Bacchus jezt Erdbeben, jezt eine Entſezzung der Veſtung, jezt die Schöpfung eines Reichs, jezt Krieg, jezt Frieden ſinget, 9 Uhrwerke ablaufen läßt, und alsdenn vom Bacchus höflich Abſchied nimmt. Folgt es wohl, aus der Begeiſterung des Bacchus, Krieg und Helden, bald dies, bald jenes zu ſingen, was oft gar nicht in den Mund eines Säufers gehört? Die Mönade wird abentheuerlich, die ſich jezt an den Wagen des Bacchus dränget, den Augenblick am Hebrus und Rhodope, den Augenblick drauf bei Naxos iſt, wo ſie, (die Weitſehende!) Tokay und den Rhein ſieht, wo ſie ſchwärmt, wo ſie ſingen will hochfahrend, wie die Schwingen der Windsbraut, wo ſie vom Bacchus begeiſtert, ausruft: hört! und an ihren Begeiſterer und an ſeinen Wagen nachher niemals denkt, kaum an ihn einmal im Vorbeigehen denkt, da er durch einen Zufall eben über Meißens Gebürge ſpazieren fährt, bis ſie ſich ihm endlich

empfiehlt, und mit ihrer Daphne forteilt: nun Vater! Bacchus hilf! — eine Mönade mit der Daphne! eine Liebe zwiſchen zwei Mädchen! — die gute Mönade muß ſich vor dem Namen eines Bacchanten ſchämen.

Kein Ganzes alſo! und noch weniger ein Bacchiſches Ganzes! Das begeiſterte ἀμφιμος ἀναξ der alten Dithyramben, ſchallt nie in unſern Ohren: nie ſingt die Mönade, als wäre ſie am Wagen des Weingotts: gar kein Standpunkt, den die erſte Dithyrambe angeben will, in allen Stücken. Iſt es Bacchus, der da begeiſtert, oder biſt du liebe Muſe,

Thou that with Ale, or viler Liquors
Didſt inſpire *Withers*, Pryn and Vickars
And force them, tho it was in ſpite
Of Nature, and their Stars, to write
Who, as we find in ſullen Writs
And croſs-grain'd Works of modern Wits
With Vanity, Opinion, Want
The Wonder of the Ignorant
The Praiſes of the Author, penn'd
B' himſelf, or Wit-inſuring Friend
Canſt make a Poet, ſpite of Fate — —

Der Bacchus dieſer Mönade, iſt nicht der wahre Bacchus: nicht jener ſchöne Griechiſche

ſche Knabe * „der die Gränzen des Lebens „betritt, bei dem die Regung der Wolluſt, wie „eine zarte Spizze der Pflanze, zu keimen an„fängt, der, wie zwiſchen Schlummer und „Wachen, in einen entzückenden Traum halb „verſenkt, die Bilder deſſelben zu ſammlen „und ſich wahr zu machen anfängt, deſſen „Züge voll Süßigkeit ſind, dem aber die „fröliche Seele nicht ins Geſicht tritt — —„ Dieſer ſchwindelt im Wagen: ihm glüht die Wange; er verſchüttet den Becher: er lacht: er ſchlurft Tropfen! — Ein beſoffner Satyr kann das ſeyn, nicht aber der Griechiſche Bacchus! Ich rathe der Mönade, ihm nicht zu folgen, damit es ihr nicht wie der Rhea gehe, die einen Kriegsknecht ſtatt des Mars umarmte. — Und daß das gute Mädchen ihn wirklich verkannt habe: ſehen wir aus der Dithyrambe: die Himmelsſtürmer! hier, beſſten wir, hier wird im Streit Dionyſius eine Hauptperſon machen: wir werden ihn im ganzen Lichte ſehen:

— — Au-

* Winkelm. Geſch. der Kunſt Th. 1.

— Διονυσον εριβρομον, ευαστηρα
Πρωτογονον, διφυη, τριγονον, Βακχειον ανακτα
Αγριον, αρρητον, κρυφιον, δικερωτα, διμορφον
Κισσοβρυον, ταυρωπον, αρηιον, ευιον, αγνον
Ωμαδιον, τριετη, βοτρυφορον, ερνεσιπεπλον.

Hier werden wir, wenn wir ihn mitten im Kampf erblicken, wie ihn die Alten malen, nicht ausrufen dörfen, wie jener Schiffer im Homer,* da er ihn ansahe: „Entweder Zevs ist er, oder der Apoll mit dem „silbernen Bogen, oder Neptun: denn den „sterblichen Menschen ist er nicht ähnlich, „sondern den Göttern im Olymp!„ sondern als den Allmächtigen, als den Bändiger der Riesen und Ungeheuer, werden wir ihn sehen, oder wenn alles mißglückt: so kennen wir wenigstens seinen tapfern Esel, dessen Geschrei diesmal Siegbringend ist. — So hofften wir, aber alles vergebens! Die Riesen sind im Himmel; seine Zofe sieht zu: und ruft endlich mit offnem Munde:

Welch ein Streit, o Liber!
Sind Götter im Kampf mit Göttern!

Bac-

* Hymne auf Bacchus.

Bacchus ermuntert ſich aus ſeiner Schlaftrunkenheit: reibt ſich die Augen, will nicht ins Feuer: endlich ſehen wir ihn im Löwenpanzer, (den er vermuthlich lange geſucht haben muß) — aber dem ſchläfrigen Helden zum Glück redet Zevs Gewitter, und Evan erſcheint nicht eher, bis die Feinde weg ſind! — So unnüz iſt er durchgängig: daher frägt die Mönade auch ſo wenig nach ihm, es ſey denn, wenn er einmal Friedrich begegnet, und ausruft: das iſt er, das iſt er! daher gibt ſie ihm auch den Abſchied:

Fahr hin, fahre hin, du Löwenbezwinger,
Fahr hin, ich folge nicht mehr!

Nichts ſchlägt mehr fehl, als wenn man die Bilderreihe, die Folge von Auftritten verfolgt, die innerlich die Begeiſterung und äußerlich das Auge leiten, die das vollkommene Dichteriſche Ganze bilden, was ein Gemälde weit übertrift, was vom Tonkünſtler Melodie borgt, um ſich zu beleben, was vom hohen Mimiſchen Tänzer gleichſam Bewegung annimmt: kurz, was Handlung heißt, das wahre Kennzeichen des Bacchiſchen Propheten!

Ich

Ich nehme das beſte und einzige Dithyrambiſche Sujet in dieſer Sammlung: die Himmelsſtürmer! um dies fortgehende Gemälde aufzuſuchen. Im Anfange gar kein Standort, und kein Geſichtspunkt, den Pindar doch ſeinen verworrenſten Oden ſo ſorgfältig, und wenigſtens am Anfange und Ende einwebt, aus dem er ſie herführt, einige mal zurückleitet und auf dem er ſie krönet.

Mit güldenen Säulen wollen wir,
wie am prächtigen Pallaſte,
den veſterrichteten Eingang ſtützen:
Denn wer ein Werk beginnet,
der mache vortreflich den Anblick. *

Machen alle Dithyramben ein Ganzes aus: ſo taumelt die Ménade, nach dem Ende der vorigen Dithyrambe an Bacchus Wagen: und

o Wunder!
ſie taumelt zurück in die Kindheit der Welt!
entſchlafne Aeonen vorbei.

So fiel jener Gaſcogner aus dem Fenſter ein Maas von drei Jahren herunter! In die

* Pindar. od. 6 Olymp.

die Kindheit der Welt zurücktaumeln! Ob Bacchus mit ſeinem Gefolge nicht ſelbſt in die Kindheit der Welt gehört? Iſt das Standort? Bacchus ſoll ja ſelbſt im Treffen ſeyn: die Mönade ſoll ja den Sturm ſelbſt ſehen, nicht in Gedanken bis in die Kindheit der Welt zurücktaumeln: ſoll uns nicht etwas aus alten Aeonen erzälen, ſondern vormalen, ſo vormalen, daß wir nicht ihr Gemälde, ſondern die Handlung ſelbſt ſehen. So macht es ſchon Pindar der Odendichter — und Pindar der Dithyrambiſt? —

Die Handlung geht an: die Mönade ſieht den Aetna rauchen; beſinnet ſich aber geruhig, daß vormals ein Himmelsſturm geweſen: ſie macht uns alſo davon eine Erzählung nüchtern, ohne Feuer und Gleichmaas: taumelt zwiſchen dem Präſens und Imperfectum: malt bald gegenwärtig, bald aus weiten Aeonen: ganz undithyrambiſch ſchwankt ſie zwiſchen der Idealiſchen und ſinnlichen Gegenwart. Jezt ſieht ſie: der wurzelt den Caucaſus aus; den Augenblick vorher: ich ſah die Himmelsſtürmer! den

Augen-

Augenblick drauf: sie erthürmten sich Stuffen, sie keichten, sie schnoben — und plözzlich:

„Welch ein Streit, o Liber!„
Sind Götter im Kampf mit Göttern?
Die Aegis klingt
Und du Lydus im Löwenpanzer!

Nun kommen wir endlich ins Feld, aber Schade! der Bacchante besinnt sich, daß Zevs Gewitter geredet habe, daß die Gebirge gekracht! Plözzlich befällt ihn wieder der Paroxismus: „und ihr, und ihr? wo seyd „ihr? — Antwort: sie heulen ihm tief im „Bauche.„ Elend! wie kann der Bacchante seinem Bacchus Triumph zuruffen, dessen große Thaten er gar nicht gesehen? Hat er das denn in seinem Gesange gezeigt, was er nachher aufkreischt: Sie waren, sie kriegten, sie sind nicht mehr!

Und dies ist noch in Absicht auf die Oekonomie des μυθος der beste Gesang: Leser! ich bereite dich blos, sie auch in andern zu suchen, und du wirst sie selten durchgeführt finden zu einem lebenden Ganzen. Sieht wohl die Mönade die Abreissung Siciliens? „Silen lehrte es ihr: jezt (im Jahr 1766.)

„liegt Trinakrien auf ihnen„ mit einem solchen Worte verliert die ganze Dithyrambe. Pindar ist seiner Sache gewisser: er will darauf vor allen Musen einen großen Eid thun. *

Ου φιλονεικος εων
ουτ' ων δυσερις τις αγαν
και μεγαν ὁρκον ομοσσας
τουτογε οι σαφεως μαρτυρη-
σω: μελιφθογγοι δ' επιτρεψοντι Μοισαι.

Und hat der Bacchante wirklich die edle Begeisterung gefühlt, die stets nach der höchsten Blüte greift, doch ohne Verzerrung des Arms. So wie sein Bacchus im Parenthyrsus der Trunkenheit sich als den Lermmacher zeigt: so ahmt sein Priester ihm nach, und macht überall ein Geschrey, das die Kälte erzeugt, die es verjagen soll.

Welche Trunkenheit!
Eleleu! welche Trunkenheit!

Ist dies je die Sprache des Gefühls, der Trunkenheit, die sich nicht trunken fühlt!

Heiliger Schauer!
Schauer durchwühlet die Brust.
Wie sie schwillt!

Wer

* Pind. Od. 6. Olomp.

Wer bricht je in dieſe Worte aus, der, ſich ſelbſt entriſſen, empfindet und ſieht! — Wenn man eine Sammlung unnatürlicher Ausrufungen leſen will: ſo hat man ſie hier zuſammen: bei Krieg und Frieden, bei Helden und Geſchichten! — Nein! immer bleibt es doch wahr: das Feuer der Alten brennt: der Glanz der Neuern blendet höchſtens, oder betriegt im Dunkeln, wie kaltes todtes, aber leuchtendes Holz.

„Alle vortrefliche Dichter ſingen nicht „durch Künſteley: ſondern durch göttliche „Begeiſterung; wie die Corybanten nicht mit „kalter Seele tanzen: ſo ſingen ſie auch nicht „mit kalter Seele; ſondern ſo bald ſie in „die verſchlungenen Labyrinthe der Harmonie „gerathen: ſo raſen ſie, ſchwärmen gleich „den unſinnigen Bacchanten, die in ihrer Be„geiſterung Milch und Honig aus Bächen „trinken — Auch die Dichter ſchöpfen aus „Honigquellen, und brechen, wie die Bienen „ihren Honig aus Blumen ſaugen, ihre Ge„ſänge von den grünenden Hügeln der Muſen. „Wahrlich, ein Dichter iſt ein flüchtiges, ein „heiliges Geſchöpf, das nicht eher ſingen

„kann, bis es von einem Gott ergriffen, „außer sich gesezt wird. Alsdenn singt je„ner Lobgesänge, dieser Dithyramben.*„ — In der That! ich wollte lieber diese wenige Worte gefühlt, als alle zehn Dithyramben gesungen haben: und doch fand der so begeisterte Sokrates, sich blos tüchtig — Aesopische Fabeln zu schreiben: also möchte mancher Dithyrambist auch in das Feld gehören, mittelmäßige Dialogische Fabeln zu schreiben, aber „vom Verfasser der Dithyramben.„

Aus der Vereinigung der beiden berührten Stücke, der Begeisterung, die eine Folge von Gemälden leitet, entspringt das, was man im Pindar, als Unordnung bewundert, was man zu seinem Schwunge, und den Sprüngen seiner Ode rechnet. Es ist immer ein besonderer Einfall, ** den Einfall des großen Youngs von seiner Höhe abzubrechen, und im Pindar eine Aristotelische Logik zu suchen. Pindars Gang ist der Schritt der begeisterten Einbildungskraft, die, was sie sieht,

* Platons Jo.

** de logica Pindari: ein Programm von eben dem Verf.

ſiehet, und wie ſie es ſieht, ſingt; aber die Ordnung der Philoſophiſchen Methode, oder der Vernunft, iſt der entgegengeſezte Weg, da man, was man denkt, aus dem, was man ſieht, beweiſet. Dieſe lezte im Pindar zu finden, iſt noch wunderbarer, als die Ordnung, die Rückersfelder und E. Schmid in ihm fanden; ſie aber, wenn ſie auch in Pindariſchen Oden wäre, auf Dithyramben anwenden zu wollen, verunziert viele Stücke, wo das hiſtoriſche Thema viel zu ſehr durchſchimmert, als das ſtattliche Gebäude zu ſeyn, womit Pindar ſeinen Odenplan vergleicht. Wer auch nur von einigen Pindariſchen Oden ſich ſelbſt völlige Rechenſchaft zu geben weiß: wird das beſtändige Hüpfen und rückweiſe Fliegen unſers Dithyrambenſängers doch nicht mit dem gewaltigen Zuge des Pindariſchen Adlers vergleichen, der ſich nicht auf Noten und Phraſes ſtüzzt, der nicht zurückſieht, ob man ihn auch erreiche: ſondern

— — er glüht, er glüht,
wenn er zur Sonne zielt, und in ihr Feuer ſieht:
mit ſtarkem unverwandten hellen Blicke,
bis er am Thron des Zevs die ſiebenfache Laſt
der Donner mächtig faßt. —

Wenn Pindar ſich von ſeinem Punkte in der Einbildungskraft zu verlieren ſcheint: ſo findet er ſich mit deſto größerem Pomp, hier mit einem allgemeinen hohen Spruche, dort mit einer Anrufung an die Muſe ꝛc. zurück: So fließt ein majeſtätiſcher Strom, reich um Arme auszulaſſen, und ſparſam, ſie wieder an ſich zu ziehen, in ſeinem breiten Bette fort, und wälzt ſich mit hundert Händen brauſend vom Felſen herab, um ſich im Thale zuſammen zu finden: ein großer gewaltiger Strom, der Name ſeiner Gegend; — aber ein Regenguß, der ſich aus den Wolken auf Sand ergoß, zerfließt mit hundert Aeſten ohne Stamm im Sande: er verliert ſich Namenlos und iſt nicht mehr.

Und wo iſt des Dithyramben Goldenmaas? Er ſpielt auf einer Pfeife mit zwei und einem halben Ton: wo iſt die Sprache? Wo verräth er die Freudentöne, die ein allmächtiger Griechiſcher Tanz belebte, der dem Bacchus nacheiferte, der die höchſte Muſik, die ſtärkſte Deklamation, die größte Dichterei vereinigte? — dazu ſind gar keine Gegenſtände

ſtände und Anlagen, und dem einzigen Johann Sobieski ſchenken wir ſeinen Tanz.

O Marſyas! ſo rief die Dithyrambiſche Flöte vom Munde, die dich wie den Alcibiades verunziert: erſt lerne von den Griechen Bacchiſche Gegenſtände wählen, dränge dich zu ihren Chören, Feſten und Tänzen: lerne den Vater des Weins, in ſeiner ganzen γενεσι und in ſeinen Thaten kennen: koſte, aus den Dichtern, und aus dem Dichteriſchen Plato etwas von dem heiligen Trank der Corybanten; ſtatt dich bey elenden Commentatoren aufzuhalten, die einander ausgeſchrieben, lerne vom Pindar nichts ſterbliches zu ſagen, und prüfe deine Verſuche nachher nach dem, was uns Lucian noch zu guter lezt von den Griechen verrathen hat.

Το διδαξασθαι δε τοι
αιδοτι ραιτερον. Αγνω-
μον δε, το μη προμαθειν.
Κυφοτεραι γαρ. απειρατων Φρενες.*

Ich rufe dies unverdeutſcht dem Verf. zu, dem ich aus vielen Urſachen wünſche, Pin-

* Olymp. Od. 8 p. 216. nach der Schmid. Ausgabe.

dar zu seyn: theils weil wir ein gemeinschaftliches verschrieenes Böotien haben: theils weil in ihm allerdings Genie hervorleuchtet — zwei Ursachen, weswegen Pindar seinem Landsmanne zurief: *

Δοξαν εχω τιν' επι
Γλοσσᾳ ακονας λιγυρας,
α μ' εθελοντα προσελκει
καλλιροοισι πνοαις. Ματρομα-
τωρ εμα Στυμφαλις ευανθης Μετωπα.
Οτρυνον νυν εταιρους
γνωναι τ' επειτ', αρχειον ονειδος αλα-
θεσι λογοις ει φευγωμεν, Βοιωτιαν
υν. Εσσι γαρ αγγελος ορθος
ηυκομων σκυταλα Μοισαν, γλυκυς
κρητηρ αγαφδεγκτων αοιδαν.

Würde ich die Himmelsstürmer singen: so finge ich an, wo jezt die Dithyrambe aufhört, bey dem Triumphsliede nach der Schlacht. Hier würde ich als Bacchante, mit meinen Schwestern, den Mönaden, alle Thaten unsers Königes und seines Silens, den Sieabecher in der Hand, so herjauchzen, als Gerstenberg in seinen Prosaischen Gedichten

* Od. 6. Olymp. p. 160. 61.

dichten bey einem Mahl im Himmel die Götter ſingen läßt. Alles müſte Bacchiſch ſeyn: der Nektar die Urſache des Anfalls, und der Nektar die Folge und der Nuzze des Siegs. Den großen Peter würden Mönaden ſingen, die bei dem erſten Bacchusfeſte zu Aſtrakan, die Thaten dieſes Noah, und alsdenn auch die ganze Schöpfung Rußlands mit einer vergnügten Redſeligkeit preiſen. Meine Dithyrambe auf den Krieg würde einen Weinberg zum Standort haben: in der Nähe eine Schlacht: Bacchus erſcheint: die Schwerter werden Thyrſusſtäbe, die Berge voll Blut, Hügel mit Strömen von Blut der Trauben. — Die Friedensdithyrambe würde auch anders: und Peter Feodorowitz und Sobieski und Friedrich auch: Sicilien fiele weg — und im Detail müſte ſich alles ändern, wenn nicht der Titel ſine vitulo, ohne den Preis der Dithyramben bleiben ſoll.

Ich beſchließe, da meine Beurtheilung ſchon eine Rhapſodie Pindariſcher Stellen geweſen, für die Leſer, die ſich an ſo viel Griechiſchen Worten geärgert, mit einem Didakti-

Didaktiſchen Trinkliede, das freilich nicht ſo ſehr vom Trinkliede abweichen möchte, als die Dithyramben von ihren Originalen. Es hat zwar * „immer eine Schwachheit an „ſich, der die mehreſten unſrer Poeten unter„worfen ſind (daher ſind ſie auch windichte, „eitle, junge Menſchen. Es vertauſcht offen„bar den männlichen ernſthaften Lehrton ge„gen einen tändelnden;)„ aber wer kann ſich helfen, es ſagt doch die Dithyrambiſche Meinung eines Freundes über Griechiſche Dithyramben.

Dithyramben ſoll ich ſingen,
hier bei Deutſchem Wein?
Nein! hier ſoll kein Griechiſch Lied erklingen,
Deutſcher Vater Bacchus! Nein!

Haben dieſe Trinkpokale
Dithyrambenmaas?
Und daß ich Geſang des Bacchus wähle,
reichſt du wohl, mein kleines Glas?

Um mich tanzt wohl eine Schöne
Dithyrambentanz?
Und ertönen mir Epodentöne
dieſen Kuß und dieſen Kranz?

So ſo

* ſ. Litt. Br. Th. 21. p. 79.

O so mögen Epheukronen
und ein hagrer Stier,
Alter Pindar! dir Gesänge lohnen;
doch nicht Weiße, Uz und mir.

Deine Dithyrambenkränze
hat die Zeit geraubt.
Sieh! Entkränzter! sieh! wie frisch ich glänze
ganz mit Rosenduft umlaubt.

Denn was gehn mich Türkenkrieger — 1)
Himmelsstürmer 2) an?
Peter 3) pflanzt Wein! — ha! nicht der Sieger,
Er als Noa 4) ist mein Mann!

Daß der Krieg 4) die Hölle mehre
seufzt ein Kirchenlied!
Nur daß er auch Berge Wein verheere,
Darauf flucht mein heilig Lied!

Immer singe Friedrichs 5) Thaten,
braver Grenadier!
Eins nur! den Regierer seiner Staaten,
den Champagner, laß er mir.

Immer raf' auf Pindars Leyer
hohe Dichterwuth!
Mich — mich hizt des Rheinweins edles Feuer
bis zu eines Trinklieds Glut.

Wenn denn dies mir von den Spröden
Kuß und mehr erzwingt;
Wenns denn den vom Wein entschwornen Blöden
zitternd kühn zum Kelchglas bringt:

1) 2) 3) 4) 5) s. die Dithyramben

O ſo könnt ihr raſend machen,
die ihr raſend ſingt —
Laßt uns, Brüder! trinken, ſingen, lachen!
Da mein Lied den Becher ſchwingt!

3.

Anakreon und Gleim.

Zwei Vergleichungen ſind mißlungen; aber der Tejiſche Sänger, milder und herablaſſender, macht mich kühn, ihn mit unſerm Anakreon, dem lieblichen Gleim, zu vergleichen. Wir haben mehr Anakreontiſche Dichter, als ihn, wenn wir das Anakreontiſch nennen, was von Liebe und Wein ſinget: wenn wir aber das μελος des Anakreons im Auge behalten, das meiſtens ein klein Gemälde von Liebe und Schönheit enthält: ſo wird man gleich die Liebes- und Weinlieder des Leßings, Weiße, Uz, Hagedorns und ſelbſt einige Gleimiſche als eine beſondere Claſſe Anakreontiſcher Gedichte anſehen. Ich nehme alſo nur von Gleim ſeine zwo erſte Sammlungen, und die ſieben Gedichte

dichte nach Anakreons Manier zur Vergleichung. Es iſt eine feine Kritik nöthig, um bei ſolchen liebenswürdigen Kleinigkeiten den Charakter des Sängers zu ertappen; und eine noch feinere, zwei aus ſo verſchiednen Gegenden und Altern zu vergleichen — einigen wird meine Parallele kindiſch vorkommen; aber dieſe einige ſind meiſtens ſolche, die es zu ihrer Beruhigung gar für unnüz halten, über Poſſen zu denken.

Anakreons Bilderchen nähern ſich meiſtens einem kleinen Ideal von Schönheit und Liebe; und wenn ſie dies nicht erreichen wollen, ſo ſieht man ein feines Porträt, nach dem ſchönen Eigenſinn eines Vorfalles, oder Gegenſtandes gebildet: ein allerliebſtes Griechiſches Liedchen, das die Gelegenheit charakteriſirt, die es gebar. Die erſte Gattung ſchwingt ſich auf zur feinen Idee der Wohlluſt überhaupt; die zweite, die in die Umſtände eines Individualfalls gräbt, nähert ſich der erſten, und wo ſie ihr nachbleibt, giebt ſie ſich eine Art von Beſtimmtheit, Spuren der Menſchlichkeit, die wie ein Grübchen im Kinn, der Eindruck des Fingers der Liebe,

wie

wie das Liſpeln des Alcibiades ſelbſt mit zur Schönheit wird —

Unſere gemeine Anakreontiſten ſind Fledermäuſe, die in der mitlern Region bleiben, das Ideal nicht erreichen, nd bei Andeutung des Vorfalls niedrig werden. Aber Gleim iſt hier der Vergleichung werth: er verſchönert mehr, als die Franzöſiſchen Anakreontiſten, weil er die Rei e der Natur blos zu erheben ſucht; nur ſteht er dem Tejer nach. Ein Drittheil ſeiner Liederchen ſind ſchöne Porträte, bei denen der Vorfall durchblikt; zwei Drittheile aber kämpfen zwiſchen dem eignen Ton und der Annäherung zum Griechen: erhaben über die Aehnlichkeit, und noch entfernt vom Allgemeinen. Nun weiß man aber, daß die Griechen ihre gute Urſachen hatten, bei ihren Olympiſchen Säulen lieber auf Schönheit, als Aehnlichkeit, zu ſehen.

Daher iſt im Alten mehr Einfalt: Einfalt, die ſein Ganzes gebildet hat, und die ich an Theilen nicht bemerken darf. Im Neuen herrſcht ſie mehr im Detail, und im Ganzen iſt oft ſtatt der ſchönen Einfalt, Kunſt bemerkbar. Man vergleiche Anakreons Taube

und

und Gleims Mopschen, Gleims Maler und Anakreons Maler, Anakreons Chrysos und Gleims Sünde u. s. w. bei nachgebildeten Stücken fällt der Geist beider Künstler in seinem Unterscheide am ersten in die Augen. Der Alte kennet sich gleichsam minder; der Neuere läßt uns sein Schönes durch Vorbereitungen und Folgerungen empfinden, und schließt oft ein Lied voll Griechischer Einfalt, mit einem Französischwizzigen Einfall, der ein Opfer für unsern wizzigen Geschmack ist.

Beide Dichter sind Söhne der Grazie, und Gleims Bild steht nicht ohne Bedeutung vor der Winkelmannschen Abhandlung über die Grazie; allein der Grieche malet uns doch mehr eigentlichen Reiz; dieser öfter Schönheit: jener zeigt den Reiz in Handlung, und die Empfindung in Wirkung; dieser aber alles mehr in Worten, und Beschreibung. Daher rührt bei dem Deutschen der Reichthum an Worten und Wendungen, die die Oberfläche verschönern; das Erläuternde, das dem Leser gleichsam helfen will, darüber oft die Kürze verliert, und aus dem

Contour weichet. Das ſchöne Stück: der Tod einer Nachtigall, dörfte in allem dieſem leiden; und durchgängig mehr todte Kunſt, als lebende Natur in unſerm Landsmann anzutreffen ſeyn.

So wie Anakreon für einen Griechen durch ſeine kleine Umſtände, Neuheit gnug hatte: ſo unterſcheidet ſich der unſrige am meiſten durch einen gewiſſen geiſtigen Reiz, den er vor dem Griechen ſeinen Liedern ertheilet. * Da dieſer Unterſchied nun feiner iſt: ſo fällt auch die Mannichfaltigkeit minder in die Augen, und ſeine gemeinen Nachahmer werden daher ſo bald einförmig, daß man von ihren Stücken ſagen kann, was jener von den Franzoſen behauptet: wer drei kennet, hat ſie alle geſehen.

Ich habe in allgemeinen Beobachtungen geredt, und erwarte von Gleim bei der neuen

* Die Lieder nach dem Anakreon von Gleim ſind, nachdem ich dies geſchrieben, erſchienen; ich glaube aber, ſie beſtätigen meine ganze Parallele ſehr augenſcheinlich, wenn ich ſie als Nachbildungen, nicht Ueberſezzungen, betrachte.

neuen Ausgabe seiner Gedichte vielleicht eine weit bessere Praktische Bestätigung, als ich habe zeigen können: um ihn Anakreon zu nennen. Ich habe diesen Namen von der Taube des alten Griechen gehört, die ich unvermuthet antraf.

Anakreons Taube.

Woher du, liebe Taube?
Woher so reich an Salben,
in, deren Duft du schwimmest
und sanft die Flügel schlägst —
Wohin gilt deine Reise?

„Du kennst mich nicht, mehr, Alter!
„Anakreons Gespielin,
die mit ihm trank und lachte
und sich aus seinen Händen
die goldnen Körner raubte
und schlief auf seiner Leyer
und vor der Morgensonne
ihn in den schönsten Träumen
mit ihren Flügeln deckte —
Kennst du mich noch nicht, Alter?

Ach! ich hab' ihn verloren!
um dessen Grab die Amors
und Grazien einen Hain

von Roſ' und Myrth gepflanzet;
hier hab ich lang und immer
vergebens! meinen Herren
beſeufzet — und gezirret!

Zwar ſchenkte mich Cythere
ſtatt ſeines ſchönen Sperlings
bald einem ihrer Knaben: *
der gab mir viel zu fliegen,
zu eſſen und zu trinken
und doch muſt' ich entfliehen! —
Und habe lang auf Bergen,
auf Feld und Baum gewohnet,
und mich ſchon alt genähret,
bis mich für meine Treue
Cythere einem zweiten
Anakreon jezt ſchenket.
Dem hat ſie mich geſchmücket,
dem wieder jung geſalbet,
dem ſchickt ſie dieſes Kränzchen,
der wird mich willig pflegen.

Nun Wanderer, weiß du alles
von deiner alten Freundin.
Faſt iſt mein Duft verflogen,
faſt machte* du mich ſchwatzhaft,
wie S. * und V. * * Spatzen.

* Catull.

4.

* Tyrtäus und der Grenadier.

Aber Gleim gilt bei mir in einem andern Gesichtspunkt noch mehr — er ist unser Grenadier.* Tyrtäus und der Grenadier — ich glaube bei dieser Vergleichung eine zuversichtliche Miene annehmen zu können. Jener war das Geschenk des Orakels für Sparta, wie dieser für den Ruhm Deutschlands: ich sage nicht, für den Ruhm seines Heers, weil dieses vielleicht einen Tyrtäus nicht so nöthig hatte, als das muthlose Sparta. Daß der Deutsche nicht durch seine Lieder eben dasselbe Verdienst, und eben denselben Lohn hat erlangen können: liegt nicht an seinen Gesängen, sondern an unsrer unpoetischen Zeit, in der man nicht mehr, wie in Griechenland den Musen, vor der Schlacht opfert. Dort wären seine Lieder unter Pauken- und Trompetenschall erklungen: sie hätten die Fahnen voll Muth empor geschwungen, die Schwerter entblößt, dem Feinde Panisches

* Litt. Br. Th. 17. p. 67.

Schrecken zugetönt: sie wären, wie Juſtin es vom Tyrtäus ſagt, hortamenta virtutis, damnorum ſolatia, belli conſilia geweſen: tantum ardorem militibus iniecisſent, vt non de ſalute, ſed de ſepultura ſolliciti, teſſeras inſculptis ſuis et patrum nominibus, dextro bracchio deligerunt, vt ſi omnes aduerſum proelium conſumſiſſet, et temporis ſpatio confuſa corporum lineamenta eſſent, ex indicio titulorum tradi ſepulturae poſſent. — Sie hätten Sparta den Sieg, dem Sänger das ſtolze Bürgerrecht in Sparta, und das noch ſtolzere Geſchenk: die Unſterblichkeit, gegeben. „Wenn Gleim „es hätte dahin bringen können, daß die „Kriegeslieder des Preußiſchen Grena„diers in des gemeinen Soldaten Hände ge„kommen wären: ſo müſte er in den Preußi„ſchen Staaten unter den Dichtern den er„ſten Rang nach den erbaulichen haben.„ * In Abſicht auf ſein Verdienſt; jezt hat er wenigſtens das Verdienſt um die Ehre ſeiner Nation, daß er Nationalgeſänge geſungen,

* Abbt vom Verdienſt p. 367.

ſungen, die keiner unſrer Nachbarn hat, keiner unſrer Nachbarn uns entwenden kann, und die vielleicht mehr als Tyrtäiſch ſind.

Sie ſind Nationalgeſänge: voll des Preußiſchen Patriotiſmus, ſtüzzen ſie ſich auf die jedesmaligen Umſtände ihrer Gelegenheit. Der Grenadier redet von großen bekannten Begebenheiten, die jedermann aufmerkſam machen: die Heroiſchen Geſinnungen, der Geiz nach Gefahren, der Stolz für das Vaterland zu ſterben, iſt ſeine einzige Begeiſterung: hier hat einmal ein Deutſcher Dichter über ſein Deutſches Vaterland ächt und brav Deutſch geſungen: ohne an andre Nationen ſein Genie zu verpachten.

Und ſolchen Grenadier hat vielleicht keine Nation von unſern Nachbarn. Ich habe viele Franzöſiſche Gedichte im vorigen Kriege geleſen, die auch den Ton des Patriotiſmus gegen die Engländer angeſtimmet haben: allein wenn wir viele Grenadiers hätten, —

So ſchlagen wir ſie mit Geſang
Wie Friedrich mit dem Schwert.

Das Gespräch mit der Deutschen Muse redet hier an meiner statt gegen die Franzosen; und von den Englischen Dichtern ist mir in den neuern Zeiten kein Stück bekannt, das so viel als die Kriegslieder wiegen sollte; die alten Ballads nehme ich aus, mit denen wir uns freilich nicht messen können.

Und die beste seiner Schönheiten sind dazu unübersezbar. * Die edle Einfalt, die Deutsche rauhe Stärke, die Hoheit und Kürze seiner Bilder, Schwung und Kolorit, alles ist so sehr in die Laune, und in den Wohllaut unsrer Sprache eingetaucht, daß diese wenige Stücke gleichsam ein Gränzstein seyn können, wo unsre Dichtkunst an Franzosen und Engländer gränzt. Die Sprache des Grenadiers kann, ohne zu verlieren, weder in Französische Prose noch Poesie übergetragen werden, und von der Englischen Poesie, die von Beiwörtern und Bildern strozzet, ** unterscheidet sie sich eben so glücklich. Diese Sprache ist die wahre Deutsche Nationallaune; ihr Deutsche!

* Litter. Br. Th. 16. p. 50.

** Kleists Werke: 2ter Th. Prof. Aufsätze.

ſche! müßt ihr ſeyen nachahmen, ſo ahmt lieber eure Landesleute nach, als fremde Nationen, um lächerlich oder verächtlich zu werden.

Wir haben alſo wirklich einen Tyrtäus, und wenn wir den Plan der Stücke, und einzelne Theile betrachten, noch mehr, als ihn. Plato würde unſerm Landsmann den Titel eines Göttlichen nicht abgeſchlagen haben, und wenn die unwiſſende Zeit ſeine Werke ſo ungerecht verzehren ſollte, als die meiſten des Tyrtäus: ſeine eilf Kriegslieder haben mehr Anrecht auf die Unſterblichkeit, als die Griechiſchen viere.

5.

Theokrit und Geſner.

Von allen Werken des Schweizeriſchen Geßners liebe ich ſeine Idyllen am meiſten, und will ſie mit den Idyllen des Theokrits vergleichen: ſie verdienen dies mehr, als die Idyllen des Fontenelle und Pope. Ich

will den ſeinen Bemerkungen des Kunſtrichters * folgen, ſo fern ſie zu meiner Vergleichung gehören, und ſo fern ich ihnen beiſtimmen kann.

„Man kann entweder die Beſchäftigungen und die Lebensart, oder die Empfindungen und Leidenſchaften der kleinen „Geſellſchaften betrachten. Sowohl die „Lebensart, als die Empfindungen, können „entweder der Natur gemäß, gleichſam „porträtirt, oder nach dem Ideal verſchönert werden. Hier iſt in wenig Worten die Beſchreibung von viererlei Arten von „Gedichten, die alle zu einer Hauptklaſſe, den „Landgedichten überhaupt, gehören. 1) Die „Beſchäftigungen von kleinern Geſellſchaften „nach der Natur. 2) Eben dieſelbe nach dem „Ideal. 3) Die Empfindungen und Leidenſchaften der kleinern Geſellſchaften nach der „Natur. 4) Eben dieſelbe nach dem Ideal. „Die erſte iſt das eigentliche Landgedicht: „die zweite kommt mit der Beſchreibung des „goldnen Weltalters überein: die dritte iſt ei-

„ne

* Litter. Br. Th. 16. p. 113.

„ne Art von Landeklege, die nicht ganz zu „verwerfen ist: die vierte ist die wahre Idylle „Theokrits, Virgils und Geßners. Was „ist nunmehr die Idylle? Nichts als der „sinnlichste Ausdruck der höchst verschö„nerten Leidenschaften und Empfindun„gen solcher Menschen, die in kleinern „Gesellschaften zusammen leben.„ * — Der sinnreiche D. mag als Beobachter Recht haben, in der Anwendung finde ich einige Bedenklichkeiten.

Zuerst: Landgedicht, Eklege und Idylle: der Sache nach mag ihr Unterschied wesentlich und nothwendig seyn; wer aber gibt den Wörtern den allgemeinen Befehl: du sollst eben das bedeuten! Unser Kunstrichter glaubt mit Schlegel einerlei unter Landgedicht zu verstehen, und es ist zwischen ihnen doch ein Unterschied. Schlegel versteht darunter blos ein Landschaftsstück, eine Schilderung der Gegenstände der Natur; D. meint ja schon Beschäftigungen darunter, und also wirklich Handlung,

* p. 124. 125.

lung, was jener doch ſchon zur Ekloge rechnet: der Franzoſe verſteht wieder was er will, unter Idylle und Ekloge: wenn auch nur 10 Stücke von Theokrit und Virgil alsdenn noch Eklogen ſeyn könnten; gnug wenn er nur ſeinen Fontenelle behält; ein Deutſcher wirft den Fontenelle heraus, wenn er nur ſeinen Geßner behält — So beſtimmt ein jeder willkührlich, und weil kein geſetzgeberiſcher Ariſtoteles vorgearbeitet hat, ohne Einheit.

Was iſt zu thun? Theokrit, Moſchus und Bion haben Idyllen geliefert: aus ihnen abſtrahire man alſo den Begriff der Idylle. Virgil hat ſeine: Eklogen: genannt; um den Unterſchied der Namen zu beſtimmen, beſtimme man den Unterſchied der Werke. Nun vergleiche man die Neuern mit den Alten: wie ſind ſie von ihnen unterſchieden, um neue Klaſſen zu formiren? wie viel Gattungen gäbe es, die noch ungebraucht ſind? Und was iſt endlich das Landgedicht überhaupt?

Zuerſt alſo! Wenn es vier Arten von Landgedicht gibt, welche iſt die älteſte? Porträte, und

und ſchlechte Porträte ſind eher, als Ideale, als höchſt verſchönerte Ideale; ſo müſſen auch die erſte Landgedichte geweſen ſeyn. Könnte dies nicht eine Urſache ſeyn, (wenn gegen den Eigenſinn der Zeit noch muthmaßliche Urſachen gelten,) warum vor Theokrit alle Landdichter verloren gegangen ſind, warum ſelbſt die meiſten Gedichte ſeines Lehrers, Bions, verloren gegangen ſind: weil ſie vielleicht die Natur noch zu gemein porträtirt haben? Nur Theokrit, ein ſpäter Dichter, wurde der erſte Anfänger einer goldnen Epoche, weil er eben den Zeitpunkt in den Landgedichten erreichte, daß ſeine verſchönerte Natur auch ſeinen Zeitaltern gefallen konnte.

Aber welche Natur hat er verſchönert? Beſchäftigungen? Oder Empfindungen und Leidenſchaften? Der Anfang der Dichtkunſt iſt wahrſcheinlich eher von Leidenſchaften, als bloßen Beſchäftigungen geweſen; dieſe waren theils nicht werth, theils nicht hinreichend gnug, um Dichterei hervorzubringen. Dies beſtätigen die älteſten Beiſpiele, und die Känntniß der erſten Zeiten noch mehr.

Erſt

Erſt Leidenſchaft, denn Empfindung, dann Beſchäftigungen, und endlich todte Malerey: ſo iſt der Gegenſtand der Dichtkunſt nach verſchiedenen Zeitaltern geſunken. Eben derſelbe Schritt, wie aus der Idylle, der Schäferdichterei, eine Ekloge, ein Landgemälde entſtanden, hat eine andere Veränderung zur Parallele, wie aus der Homeriſchen Iliade, eine Aeneide, aus dem ἐνθος des Pindars, eine Ode des Horaz; aus dem μελος des Anakreons, eine Tändelei Catulls geworden: jene redeten durch Ausdruck und Handlung, dieſe redeten durch Worte und Schilderungen: jene bewegten durch das, was ſie zeigten, durch Empfindung; bei dieſen kam es ſehr in Betracht, auf was Art ſie es vorzeigten — Kurz! wenn Idylle das Landgedicht iſt, das Leidenſchaften und Empfindungen kleiner Geſellſchaften auf die ſinnlichſte Art ausdrückt, ſo iſt Theokrit ein Idyllendichter, und zwar der vollkommenſte unter allen, die ich kenne.

Aber Empfindungen und Leidenſchaften nach dem Ideal?* Höchſtverſchönerte Leiden-

* p. 124. 125.

Leidenſchaften und Empfindungen? Eine Leidenſchaft, eine Empfindung höchſt verſchönert, hört auf, Leidenſchaft, Empfindung zu ſeyn: zweitens, ſie hat keinen ſinnlichen Ausdruck: das höchſte Schöne hat kein Bild. Wir wollen dieſe zwei Urſachen ſehen! Ein Schäfer mit höchſt verſchönerten Empfindungen hört auf, Schäfer zu ſeyn; er wird ein Poetiſcher Gott: das iſt nicht mehr ein Land der Erde, ſondern ein Elyſium der Götter: er handelt nicht mehr, ſondern beſchäftigt ſich höchſtens, um ſeine Idealgröße zu zeigen: er wird aus einem Menſchen ein Engel: ſeine Zeit ein gewiſſes Figment der goldnen Zeit. — Und profitirt der Dichter dabei? Ohnmöglich! Uns rührt nichts, was nicht mehr, Menſch iſt: Götter, die nicht menſchlich werden, bewundern wir höchſtens mit kalter Bewunderung: ſo entgeht dem Dichter viel von ſeinem Zweck: und noch mehr von der Mannichfaltigkeit ſeiner Charaktere. Wenn ich immer die höchſt verſchönerte Schäferlarve ſehe, ſo verliere ich die Verſchiedenheit menſchlicher Geſichtszüge: dem Dichter entgehen zehn Situationen;

nen; dem Leſer zehnerlei Vergnügen. Kurz! aus eben den Urſachen, warum derſelbe Kunſtrichter von der Bühne und aus der Epopee * das Ideal der Vollkommenheit verbannen will, verbanne ichs aus Arkadien; es ſchafft Unfruchtbarkeit, Einförmigkeit, und ſchränkt die Erfindung ein.

Ich will aber keine Abhandlung über das Schäfergedicht ſchreiben: ſondern nur den Charakter der Theokritſchen und Geßnerſchen Idyllen beſtimmen, und eben dies hat mich ſo weit geführt. Der Kunſtrichter ſagt, „Empfindung und Leidenſchaften nach „dem Ideal: das iſt die wahre Idylle „Theokrits, Virgils und Geßners.„ Wie? dachte ich, alle drei nach einem Ideal? alle drei höchſt verſchönert? Der Kunſtrichter raubt mir mit ſeiner Eintheilung allen Unterſchied, den ich ſo oft zwiſchen allen dreien empfunden, und Empfindung läßt ſich nicht ſogleich rauben.

Die Leidenſchaften, die Theokrit ſeinen Schäfern gibt, ſind durchaus menſchlich, und

* Litter. Br. Th. 7. und 9.

und nach ihren kleinen Gesellschaften, nach ihrem Zustande, nicht aber Moralisch unschuldig: Daphnis und sein Mädchen fällt jedem hiebei zuerst ein: ist die Liebe der Zauberin zu ihrem Geliebten wohl höchst verschönert? Platonisch vollkommen denkt, empfindet und liebt kein Schäfer in ihm. Er überläßt sie ihrer Natur, die nach ihrem Zeitalter und nach ihrer Gesellschaft unschuldig ist. Seine Schäferhelden sind nicht jenem Philosophischen Helden gleich,

Qui metus omnes et inexorabile fatum
Subiecit pedibus — —

alsdenn wären sie unerträglich. Seine Liebe wird stürmisch, wird Raserei bis zum Tode: selbst seine Grazien sind nichts weniger als höchst verschönerte Ideale. Aus jeder Idylle muß ich Proben hiervon anführen können, weil ich dies eben für das Charakterstück derselben halte.

Der Kunstrichter verwirret sich selbst in seinem eigenen Gewebe, wenn er auf die niedrigen Züge stößt, die die Franzosen im

Theokrit nicht ausſtehen können; und löſet dies Räthſel ſo auf: „weil in der Idylle Lei„denſchaften und Empfindungen bis auf „den höchſten Grad veredelt werden, ſo thue „der Dichter wohl, daß er ihre Lebensart „nicht zugleich mit idealiſiret.“ Ich glaube, der Dichter thut nicht gar zu wohl dran, denn je höher das eine veredelt wird, deſto mehr muß das andre verekelt werden. Die Lebensart, ſagt er, gehöret nicht mit zu ſeiner Abſicht; allerdings! hat er nicht kurz vorher ſelbſt eine Eklogenart für die Landbeſchäftigungen ausgemacht: und was ja eine ganze Ekloge abgeben kann, ſollte das als Theil bei dem andern ſo unbeträchtlich ſeyn? Aber durch dieſen Kunſtgrif wird der Leſer aus der Irre der Idealiſchen Welt auf die Natur zurückgeführt? leider! ja, aber auch zu dem Seufzer gebracht: warum hat mich der Dichter in die ärgerliche Irre geführt? hätte er nicht dieſen Idealiſchen Traum gehabt; alsdenn hätten ſeine Charaktere an Mannichfaltigkeit und Beſtimmtheit gewonnen?

* Litter. Br. Th. 5. p. 134. 135.

nen? Der Kunſtrichter ſiehet ſich nach Beiſpielen um, ſeinen Gedanken zu erläutern, und ich — zu widerlegen. Theokrit iſt Beiſpiel genug! Man flechte in irgend eine Geßnerſche Idylle einen Theokritiſchen niedrigen Zug ein; er wird unausſtehlich: im Theokrit aber ohne verwöhnte Ohren nicht. Wie kommt das? „Geßners gröſtes Verdienſt iſt, „daß er die Schranken der Veredelung ſo ge„nau zu treffen gewuſt.„ Und Theokrit nicht ſo genau? Und hat doch ſein Ideal höchſt verſchönert? Gehorſamer Diener! Der Kunſtrichter hat ſich blos in das Ideal ſeiner Eintheilung und Erklärung wegen verliebt; ſo bald er ſein Definiren vergißt, bekennt er ſelbſt:* „Man hat die Empfindungen des Land„mannes verſchönert, dem Ideal näher ge„bracht, doch ſo daß ſie ihre Natur nicht ab„legen!„ Nun ſind wir ſchon mehr Freunde, doch nicht völlig: wenn das Ideal die höchſte Schönheit bleibt: ſo ſteht Virgil über Theokrit, Geßner über Virgil, und Fontenelle über Geßner; und ich rangire umgekehrt.

* p. 134.

Das Ideal des Schäfergedichts iſt: wenn man Empfindungen und Leidenſchaften der Menſchen in kleinen Geſellſchaften ſo ſinnlich zeigt, daß wir auf den Augenblick mit ihnen Schäfer werden, und ſo weit verſchönert zeigt, daß wir es den Augenblick werden wollen; kurz bis zur Illuſion und zum höchſten Wohlgefallen erhebt ſich der Zweck der Idylle, nicht aber bis zum Ausdruck der Vollkommenheit, oder zur Moraliſchen Beſſerung.

Aus dieſer Bemerkung, die ich anderswo beweiſen will, folgt vieles zu meiner Parallele: je näher ich der Natur bleiben kann, um doch dieſe Illuſion und dies Wohlgefallen zu erreichen; je ſchöner iſt meine Idylle: Je mehr ich mich über ſie erheben muß, deſto Moraliſcher, deſto feiner, deſto artiger kann ſie werden, aber deſto mehr verliert ſie an Poetiſcher Idyllenſchönheit. Dies iſt der Unterſchied zwiſchen Theokrits und Geßners Charakter.

Theokrit ſchildert durchgängig Leidenſchaft; Geßner, um nicht ſeinem Ideal zu nahe

nahe zu treten, iſt hierinn weit blöder. So wie uns unſer Wohlſtand zu einer Schwäche gebildet, die nur für uns ſchön läßt, ſo ſchmeckte vieles dem Geſchmack der Griechen, was uns zu ſtark iſt. Seine Schäferleidenſchaft bleibt immer mehr ſchleichende Neigung: die weiche, zärtliche Liebe, zu drücken, zu herzen, zu küſſen; dies iſt die Farbe, die man überall ſieht. Amyntas, ein Schäfer, der ſich des Baums erbarmte, läßt uns, wie Kamler * ſagt, ſchließen „was wird nicht ein „größerer Vorfall bei ihm würken?„ ſo ſchlieſſen, glaube ich, kann man im Geßner oft; aber es ſehen? — ſelten!

Theokrit ſchildert kleinere menſchliche Geſellſchaften, nicht „wie ſie der Weltweiſe in „der Oekonomik Moraliſch betrachtet **„ ſondern wie er ſie als Dichter von ſeiner Zeit abſtrahiren konnte, um ſinnlich zu reizen und zu überreden. Seine Sittlichkeit iſt alſo auch nichts minder als Moraliſch, ſondern

* ſ. ſeinen Batteux.
** ſ. Litter. Br. im ungef. Theil.

Politiſch, dieſen kleinen Geſellſchaften ſo fern angemeſſen, damit ſie reizen und illudiren. Das ganze goldene Weltalter, in welches die Schweizer die alten Schafer ſezzen, iſt alſo eine ſchöne Grille: Die Griechiſchen Idyllendichter wiſſen von einer vollkommen goldnen Zeit nur im ſeligen Elyſium der Götter, und in der Jugend der Welt, wo die Helden lebten: da ſchöpften die Corybanten aus Milchſtrömen ihre Begeiſterung; aber Theokrits Schäfer ſchöpfen klares Waſſer: ja auch da nicht einmal waren die Helden den ſeligen Göttern gleich: und Theokrits Schäfer ſollten es ſeyn? Iſt Alcimadure, iſt Battus, iſt Polyphem, iſt der arme Fiſcher, denn in dem glücklichen, reizenden Alter, wie man das goldne mahlt? Aber was gewinnt Theokrit dabei? Er kann wirkliche Sitten ſchildern. Da er ſein Gemälde aus dem Leben porträtirte, und bis auf einen gewiſſen Grad erhöhete; ſo konnte er auch Leben in daſſelbe bringen.

Aber Geßner und die Neuern? Wir, die von dieſem Zeitalter der Natur ſo weit entfernt

ferne sind, daß wir fast niemals wahre menschliche Sitten, sondern Politische Lebensart erblicken, müssen entweder einem ganz abgezogenen Ideal folgen, oder wenn wir unsre Lebensart verfeinern wollen, Artigkeit malen. Das lezte that Fontenelle; er, der in seiner Nation nichts erblickte, nichts anders erblicken wollte, und endlich selbst an alten Schäfern nichts anders erblicken konnte, schilderte, was er sahe und sehen wollte: Gewohnheiten und Umgang und Artigkeit und Hofmanieren, die endlich einem Franzosen gefallen können, aber einem Griechen verächtlich und ekelhaft seyn müssen. Geßner, der von den Griechen seine Weisheit erlernt hat und seiner Zeit sie bequemte, nahm sich also ein gewisses Moralisches Ideal, und was verliert er dabei? —

Erstlich die Bestimmtheit der Charaktere. Seine Schäfer sind alle unschuldig, nicht weil die Unschuld aus ihrer Bildung folgt: sondern weil sie im Stande der Unschuld leben: lauter Schäferlarven, keine Gesichter: Schäfer, nicht Menschen. Statt

zu handeln, beſchäftigen ſie ſich, ſingen und küſſen, trinken und pflanzen Gärten. Worinn iſt Geßner glücklicher, als in dieſen Küchen- und Landſchaftsſtücken, wo er die Natur oft als eine Nymphe an ihrem Nachtſchleyer unvermuthet erhaſcht. Geßner iſt hierinn noch vortreflich, und miſcht dieſe Schilderungen nur ein; aber wenn ſeine Nachfolger mittelmäßige Schilderungen zum Hauptwerk, * zu ihrem ganzen Geſchäfte machen; ſo weicht dies ja ganz von den Alten ab. Sie malen das, worinn ihnen der Maler es zuvor thun kann, nur ſelten, nur als ein Nebenwerk, nur kurz: wenn aber Breitenbauchs Jüdiſche Schäfergedichte nichts als malen: ſo — können ſie blos durch die Kunſt des Malers ſchäzzbar werden, und ſchlägt die fehl — ſo iſt alles verloren.

Die Mannichfaltigkeit leidet bei dieſem Ideal noch mehr. Nicht von innen aus der Seele, ſondern meiſtens nach Umſtänden wird ſie beſtimmt. Geßners Idyllen ſind oft al-

ler-

* ſ. Jüd. Schäferged.

lerliebſte Schäfertändeleien, hier über ein fliegendes Roſenblatt, dort über einen zerbrochenen Krug, hier über einen Baum, dort über das Schnäbeln der Tauben; hier redet der Vater Menalkas, hier der Sohn Myrtill über ſeinen ſchlummernden Vater; hier der neunzigjährige Palämon: hier der Liebhaber, dort die Schöne; immer aber derſelbe Schäfer, nur in einer andern Situation.

So möchte Geßner gegen Theokrit ſeyn. Ich weiß nicht, ob ich mit Rammler ſagen kann: „er hat im wahren Geiſt des „Theokrits gedichtet. Man findet hier gleiche Süßigkeit, gleiche Naivete, gleiche Unſchuld in Sitten.„ Die Süßigkeit des Griechen iſt noch ein klarer Waſſertrank aus dem Pieriſchen Quell der Muſen; der Trank des Deutſchen iſt verzuckert. Jenes Naivete iſt eine Tochter der einfältigen Natur; die Naivete im Geßner iſt von der Idealiſchen Kunſt geboren; jenes Unſchuld redet in Sitten des Zeitalters; die Unſchuld des lezten erſtreckt ſich bis auf die Geſinnungen, Neigungen, und Worte. Kurz! Theokrit malt

Leidenſchaften und Empfindungen nach einer verſchönerten Natur: Geßner Empfindungen und Beſchäftigungen nach einem ganzverſchönerten Ideal: Naturſcenen kann ich noch dazu ſezzen; nur Leidenſchaften? nicht ſo leicht. Wo er ſie ſchildern muß z. E. in ſeinem Tode Abels, und in ſeinem Daphnis mißrathen ſie oft: Abel zu fromm: Cain zu übertrieben, und unwahrſcheinlich: Daphnis für die Erde zu himmliſch und für das Reich der Hebe zu irrdiſch. Seine Schäferſpiele — man führe ſie auf: und man wird Puppen ſehen: man leſe ſie, und es ſind ergözzende Puppen. Aber ein Schäferſpiel wirklich in Theokritiſchem Geiſt, das muß eben ſo wohl rühren, als ein Griechiſches Heldenſpiel.

Ich entziehe Geßner hiemit nichts von ſeinen gerechten Lobſprüchen: ich kann aus Rammlers Batteux mit willigen Fingern hinzuſezzen: „Seine Erfindungen ſind (im „Detail) mannichfaltig: ſeine Plane regel„mäßig: nichts iſt ſchöner als ſein Colorit: „ſeine Proſe iſt ſo wohlklingend, daß wir den

„Theo-

„Theokritſchen Vers nur ſehr wenig ver-
„miſſen.„ Ich preiſe ihn allen Deutſchen an, von ihm Weisheit im Plan, Schönheit in der Auszierung, die leichteſte Stärke im Ausdruck, und die ſchöne Nachläßigkeit zu lernen, womit er die Natur malet.

Aber Theokrit kann er uns nicht ſeyn. Im Geiſt der Idyllen muß er nicht unſer Lehrer, unſer Original, und noch weniger unſer einziges Original ſeyn! Und das aus drei Gründen: Zuerſt würden dadurch blos arme trockne Nachahmungen erzeugt, an ſtatt daß aus Theokrit noch neben ihm Originale gebildet werden können, die eine neue und eigenthümliche Art der Verſchönerung nach dem Geſchmack unſrer Zeit haben können, wenn ſie Genies ſind. Die Natur, der Theokrit näher iſt, kann als eine Mutter mit vielen Brüſten, noch viele Geiſter tränken, und wer trinkt nicht lieber aus der Quelle, als aus einem Bach?

Zweitens: was ein Genie bildet, iſt vorzüglicher im Theokrit: Leidenſchaft, und Empfindung; was uns Geßner zeigen kann,

kann, iſt mehr Kunſt und Feinheit: Schilderung und Sprache. Ahmen wir nun blos dem leztern nach, ſo entſtehet ein peior progenies von Landdichtern, die ewig ſchildern und langweilig ſchwazzen: wie Geßner viele ſolche ſchon hervorgebracht.

Drittens: Da unſere Kunſt mehr das Denken, als Beobachten iſt: ſo verſäumen wir bei der bloßen Nachahmung der Neuern ſehr leicht das lezte, und vertiefen uns in Idealiſche Träume, ſtatt wie der Griechiſche Zeuxes wirkliche Naturbilder zu ſtudiren. Zu ſchwach alsdenn, das höchſte zu erfliegen, und zufrieden, wenn wir ſtatt eines Griechiſchen Gefühls lieber Franzöſiſchen leichten Geſchmack haben: bringen wir Mißgeburten zur Welt, die ausſchweifend auf der einen, und ohne Intereſſe auf der andern Seite ſind: unbeſtimmte Mittelarten zwiſchen Engeln und ſinnlichen Geſchöpfen. Aber deſto mehr Liebhaber finden ſie oft: weil ein frommer lieber Leſer, und ein unreifer feuriger Jüngling ſie beide umarmen, ob ſie gleich der Kenner verwirft.

End-

Endlich schreibt Geßner zwar, gegen einen Athenienser Dorisch, aber gegen andere Schweizer, wie Theokrit gegen Pindar: er ist ein Sohn derselben Grazie, die den Theokrit salbete, und kann sich in Deutschland das Lob geben, was sich der bescheidene Theokrit gab: ich habe mich nie fremder Musen bedienet!

6.

Alciphron und Gerstenberg.

Zwischen Alciphron und Gerstenberg * kann ich sagen: siehe! hier ist mehr, als Alciphron. Seine Tändeleien sind artige Spiele der Liebe: dieses schön wie ein Kuß, jenes wie ein duftender Blumenstrauß: ein andres, wie das schalkhafte Lächeln eines Mädchens: dies, wie ein freundschaftlicher Händedruck; jenes, wie ein süsser Schauder bei der Thräne eines andern: sie schwimmen auf dem Meere des Wohllauts. Wir wollen diese Gedichte

* Litter. Br. Th. 2. p. 228.

Gedichte der Grazie weihen, wie Orpheus sein 59stes θυμιαμα; und ihm die Ode des Pindars zueignen, die er dem Asopichus sang, einem jungen olympischen Sänger, der mit den Charitinnen am silbernen Cepheus geboren war.

7.

Sappho und Karschin.

Die Muse will, daß ich mit einer Dichterin beschließen soll, die sich oft und manchmal am unrechten Ort den Namen Sappho gibt. Ich würde diesen Frauenzimmereinfall nicht zur männlichen Wahrheit machen: wenn nicht die Bestimmtheit, mit der sie auf sich zeigt, es verriethe; einige ihrer Verehrer haben vielleicht ihre Bescheidenheit in diesen süßen Traum gewieget.

Wenn man die Gedichte der Mad. Karschin auch nur als Gemälde der Einbildungskraft betrachtet: so haben sie wegen ihrer vielen Originalen Züge mehr Verdienst um die

Erwe-

Erweckung Deutſcher Genies, als viele Oden nach regelmäßigem Schnitt; ich will ihr auch ſo gar mehr einräumen, als ihr die Litteraturbriefe geſtatten; * dem ohngeachtet aber kann ich doch fragen: iſt ſie Sappho?

Nach den zwei Fragmenten, die uns von der Griechin übrig geblieben, würde ich ihren Charakter ohngefähr beſtimmen: „eine Sän„gerin, die in der Anordnung ihrer Geſänge, „ihrer Bilder und Worte; in der zarten „Glut, die alles fortſchmilzt und in einer fei„nen Wahl der wohlklingendſten Aus„drücke eine zehnte Muſe geworden.„

Sollte auch in der Anordnung ihrer Geſänge Dionyſius aus Halikarnaſſus mehr gefunden haben, als ſie hineingelegt: ſo ſind doch die Karſchiſchen Gedichte damit nicht zu vergleichen, die ohne Plan im Ganzen, ohne Oekonomie der Bilder, ohne Känntniß des Lyriſchen Perioden hingeworfene Geburten einer reichen dichteriſchen Einbildungskraft ſind.

Von

* Litter. Br. Th. 17. p. 123.

Von dem ſanften Sapphiſchen Feuer iſt Longin, Catull und alle ihre Erklärer, nur nicht der böſe Phaon, durchdrungen geweſen; und Longin, der Erhalter dieſes Stücks, hat das Kunſtſtück des Baumgartens vortreflich gewuſt. ſeine Regeln vom hohen Empfindungsvollen in ſein Beiſpiel ſelbſt einzuweben; allein die Deutſche Sappho, in ihrem Feuer mehr wild als ſanft, mehr ſtürmiſch als ſchmelzend, dörfte eher in ihren Werken Androgyne ſeyn, als eine zärtliche Freundin der Venus, wie die Griechin war.

Endlich die Wahl ihres Wohlklanges hat den Horaz zum Nachfolger erweckt, aber weit hinter ſich gelaſſen: werden aber wohl Deutſche Horaze unſre Karſchin zum Muſter nehmen wollen? Dörfte die Griechiſche Sappho nicht zu ihr ſagen, was ſie nach einem ihrer Fragmente ihrem Mädchen ſagt: „Du haſt ja nie Roſen gepflückt, auf den „Pieriſchen Bergen, wo die Muſen und Gra„zien wohnen.„

Ich wünſche unſrer Dichterin indeſſen nichts ſo ſehr, als nicht das Gegenbild der

Sappho

Sappho zu ſeyn, in Anordnung, Feuer und Wohlklang; wie es beinahe jezt iſt: und nichts wünſche ich ihren Gedichten minder, als das Schickſal, das die Sapphiſchen hatten: ſie giengen unter, oder geriethen unter die unerbittliche Verſtümmelung Kritiſcher Kipper und Wipper; wie leicht könnten ſich Kunſtrichter des lezten bei den Karſchiſchen Gedichten anmaßen, wenn es die Verfaſſerin nicht ſelbſt thun will?

Wie mag es aber gekommen ſeyn, daß Sappho unterging? Du wirſt vielleicht ſagen: wer kann wider Gott und Novogrod? Allein! ein Kunſtrichter, der vermuthlich Offenbarung gehabt, wird dir dieſen Irrthum benehmen: * „Korinna und Sappho, die unmäſ„ſig und ausgelaſſen waren, muſten dafür „büßen: ihre Verſe gingen unter, und ihr „Name blieb zwar, doch mit dem ſchandba„ren Nachklange, daß ſie verbuhlte Dirnen „geweſen.„

So

* Litter. Br. Th. 24. p. 75.

So wenig ich mich darüber einlaſſen will, warum faſt keine Griechiſche Oden zu uns gekommen: ſo wenig wird der Verfaſſer dieſes Urtheils eine Apologie unter folgendem Titel ſchreiben:

„Vertheidigung des gerechten Avto da „Fe, das die Griechiſchen Pfaffen an den „ſchandbaren Liebesliedern des Menan„ders, Diphilus, Apollodors, Phile„mons, Alexis, der Sappho, Korin„na, Anakreons (den man aber aus Gna„de noch verſchonte, weil er weiſe gelebt hat„te,) Minermus, Bions, Alcmanns, „Alcäus u. ſ. w. heilſam und gottſelig „verübet, weil die meiſten von ihnen un„mäßig und ausgelaſſen gelebt, und den „ſchändlichen Nachklang gelaſſen, daß ſie „verbuhlt geweſen; wogegen man aber „die Gedichte des gottſeligen Nazian„zenus chriſtlich und wohlbedächtig einge„führt.„

Hat der Verfaſſer dazu Luſt, ſo wird er dies Verfahren noch mit vielen Beiſpielen rechtfertigen können:

1) Wie

1) Wie chriſtlichfromm jener Eifer geweſen, der alle ſchwarze Statuen zerſchlug, weil ſie Werke des leidigen Teufels waren.

2) Aus welch heilſamen Abſichten die Gothen aus Rom die Heidniſchen Bücher wegſchleppten.

3) Welch einen bündigen zweihörnichten Vernunftſchluß jener Kalipha Omar machte, da er die Alexandriniſche Bibliothek in Brand ſtecken ließ: entweder ſagſt du, was im Koran ſteht, oder — —

4) Und welche feine und genaue Auswahl der Pfarrer zu Mancha mit dem Barbier Niklas anſtellte, ehe die Haushälterin ihres gnädigen Herrn Bibliothek zum Fenſter herausſchickte.

5) Wird um einige kleine Antworten gebeten: ob Livius wegen ſeiner vielen abergläubiſchen Geſchichte meiſtens untergegangen, dahingegen die Priapeia gerettet worden, weil ſie der keuſche

Virgil gesammlet hatte? ob der fromme Treschy mehr Gewalt gegen die Zeit haben wird, als die schandbaren Dichter, die von Liebe und Wein singen?

Ich wünsche in der That, aus Liebe zu den Litteraturbriefen, daß diese und einige andre Hypochondrische Einfälle morgen aus meinem Exemplar verschwunden wären. Hat sich nicht der Kunstrichter erinnert, daß man der schandbaren Sappho zu Ehren Münzen geschlagen?

Ich schließe meine Parallele: 7 Statuen habe ich auf Deutschem Grund und Boden gefunden, als ein ehrlicher Deutscher sie gegen die Griechischen Antiken gestellt: Wanderer! urtheile selbst, oder schaffe selbst mehrere Bildsäulen her, oder arbeite selbst welche aus. Ich gehe fort, und mit einem zurückgeworfenen Liebesblick seufze ich: O ihr Deutsche Griechen, wenn das Schicksal eurer Urbilder auf euch kommen sollte: wie viel werden eurer nach 2000 Jahren übrig seyn?

Wird

Wird alsdenn noch ein Volk von Deutschen Antiken wissen? wird ein Richter sie alsdenn noch mit den Griechen vergleichen? Warum will man der lebenden Welt das Urtheil verbieten, da die Nachwelt desto schärfer richten wird?

Beſchluß.

Nachſchrift an den Leſer.) „Wer die Fortſezzung dieſer Parallele wünſcht; der erwarte im dritten Theil etwas von unſern Römern, Engländern und Franzoſen: und nachdem alle Schulden abgetragen ſind, wollen wir unſer eignes Kapital berechnen, und fragen: wozu wirs anwenden könnten. Der 4te Theil ſoll von der Aeſthetik, Geſchichte und Weltweisheit reden, wenn dieſe weite Materie nicht das Maas eines Theils übergeht. Obgleich meine Fragmente kein Gebäude, ſondern blos Materialien ſind: ſo muß man doch auch die Anführung derſelben zu vollenden ſuchen.

An die Schriftſteller, über die ich geredet.) Ob man gleich in Deutſchland noch immer über ſeine Urtheile das Sentiment des Pindars ſezzt: „Wer es wagt von Göttern „zu reden, der thue es mit Ehrfurcht; denn „der Seligen einen zu tadeln iſt Unſinn:„ ſo habe ich doch das Zutrauen zu denen, die ſich nicht über Mitburger der Litteratur erhe-

ten wollen; ſie werden auch ein freies Urtheil auf dem Markte über ſich nicht ungern ſehen. Ich ſage mit dem Achilles im Homer: „mir haben die Trojaner nichts gethan; nie mein Vieh weggetrieben, nie auf „dem fetten und volkreichen Phyia meine „Früchte beſchädigt; denn viel ſchattichte „Berge ſind zwiſchen uns, und das wiederſchallende Meer.„ Der ganze Plan meiner Fragmente zeigt, daß ich blos von den Hauptgeſtirnen unſrer neuern Litteratur reden wollte; die Sterne der 5ten Größe mögen eben ſo große Sonnen ſeyn; für uns Erdbewohner aber nicht.

An die Kunſtrichter.) Darf ein Verfaſſer ſelbſt den Geſichtspunkt angeben, aus dem er betrachtet ſeyn will: ſo bin ich zufrieden; wenn ich das Genie unſrer Sprache, ihren Zuſtand, die Fehler und Schönheiten unſrer Schriftſteller, und die Mittel, von einander zu lernen gezeigt; wenn ich zur Känntniß und Nachbildung der Griechen angemuntert; wenn ich die Gränzen der Morgenländiſchen Nachahmung beſtimmt, und für Schriftſteller,

ler, Leſer und Kunſtrichter nur etwas nüz-lich geweſen bin. Zweitens! Darf ein Verfaſ-ſer die Kunſtrichter angeben, mit denen er ſich über ſeine Schriften, wie durch ein öf-fentlich Commerz, gern beſprechen möchte: ſo wünſchte er ſich, ohne andern zu nahe zu tre-ten, vorzüglich das Urtheil eines Michaelis, Moſes, Abbt, Klozz und Ramlers, in der allgemeinen und Neuen Bibl. in den Actis litterar. und Götting. Zeitungen, oder anderswo.

Ueber die neuere Deutſche Litteratur.

Fragmente,

als Beilagen zu den Briefen, die neueſte Litteratur betreffend.

Dritte Sammlung.

Riga,
bey Johann Friedrich Hartknoch. 1767.

Inhalt.

I. Eine Aussicht über die neuere römische Litteratur.

1. Die neuere Litteratur hat durchaus eine lateinische Gestalt. Da wir alles durch die Hände der Römer bekommen: so haben sie uns alles geraubt, was wir hatten. Seite 5

2. Die Wiederhersteller der Wissenschaften haben allem eine römische Form gegeben, und unter der Herrschaft der lateinischen Sprache hat die unsre sehr ihre alte Stärke verloren. 20

3. In den Schulen hat lange ein lateinischer Geist geherrscht, der Genies, brauchbare Männer, und selbst Gelehrte hindert. 35

4. Unsre wissenschaftliche Sprache hat einen lateinischen Zuschnitt, mithin die Wissenschaften selbst. 46

5. Wie fern klebt der Gedanke am Ausdruck in der Sprache des gemeinen Lebens? Anwendung auf die Schriften, die über gemeine Sachen, für den gemeinen Mann, und für das Frauenzimmer geschrieben werden. 50

6. In der Dichtkunst ist Gedanke und Ausdruck wie Seele und Leib, und nie zu trennen. 65

7. Ein wahrer Dichter muß in seiner Sprache schreiben. 75

8. Was gewinnt der neuere lateinische Dichter, und was wagt er für sich? 86

9. Was gewinnt und wagt er, wenn dieser Geschmack allgemein wird. 96

10. Wie klebt in der Weltweisheit der Gedanke am Ausdruck, sinnlich, technisch und grammatisch? 103

11. Es ist der Tod der Philosophie, nach ihrer Materie und Form den Gedanken blos eingehüllt in gewisse Ausdrücke zu betrachten. 107

12. Anwendung auf den wissenschaftlichen Vortrag. 116

II. Vom

II. Vom neuern Gebrauch der Mythologie.
1. Klotzens Einwendungen gegen sie werden geprüft Seite 118
2. Die Antworten seines Recensenten ebenfalls. 130
3. Wie fern ist ihr Gebrauch zuträglich in verschiedenen Gedichtarten. 137
4. Gränzen dieses Gebrauchs. 148
5. Vorschläge, die Mythologie als eine poetische Heuristick zu nutzen. 153
6. Einige Machtsprüche der Litt. Br. dagegen 159
7. Ein vierfacher heuristischer Gebrauch derselben. 164
III. Von einigen Nachbildungen der Römer.
1. Von der horazischen Ode Kammlers, Klopstocks, Uz und Lange. 170
2. Vom lukrezischen Lehrgedicht: Von Haller, Wierhof und Creuz: Plan zu einem philosophischen Gedicht über die menschliche Seele. 206
3. Von Nachahmung der lateinischen Elegien: eine schöne Abhandlung der Litt. Br. mit eleganten Anmerkungen begleitet. 220
4. Von der satyrischen Laune des Horaz und Klotz: nebst einigen neugierigen Fragen darüber. 253
5. Können wir deutsche Ciceronen haben? 269
6. Sollen wir sie auf den Kanzeln haben? Der Versammlung, dem Zwecke, der Sprache nach. 274
7. Ein Anhang von einigen Streitigkeiten der Litt. Br. mit Klopstock und Cramer. 295
IV. Nachschrift. 343

Ueber

Ueber

die neuere deutsche Litteratur.

Dritte Sammlung.

Fragmente.

I.

Von der neuern Römischen Litteratur.

Alle allgemeine Urtheile über die Litteratur eines ganzen Landes sind schwer, und unsicher. Wo soll man stehen, um sie zu übersehen: hoch über ihr; oder in ihrer Sphäre? Ueber ihr: wer kann sich dahin heben? ausser der Denkart eines Volks von ihr richtig urtheilen? Wer mag es wagen, die Erde, seine Mutter und Nährerinn, zu verlassen, und mit Flügeln, die uns die Natur nicht gab, sich in eine luftige Wolke heraufzusezzen, um ein kritisches Meteor vorzustellen? — Und ist man selbst ein Punkt des Kreises: wie kann man, wenn man nicht der Mittelpunkt ist, den ganzen Cirkel übersehen: er vertieft sich uns in Schatten, die Aussicht wird schief und unvollständig: warum? man stand selbst in der Reihe, über die man urtheilen wollte:

man war selbst nach der Form solcher Denkart gebildet: man hätte, wie Archimedes, einen Punkt ausser der Welt haben müssen, um die ganze Welt zu bewegen.

Ein Vernünftiger geht also zu solchen Betrachtungen über das Allgemeine mit einer Art von Blödigkeit: er giebt seine Aussichten für nichts als Erscheinungen an: er geberdet sich nicht wie auf einem Richterthrone in den Wolken des Himmels; er tritt aber auch nicht in eine Höhle, um mit knechtischer Bewunderung herauszublicken: sonst können freilich alle seine Beobachtungen, Gesichte eines verrückten Kopfs scheinen.

Aber er bittet seine Leser, als Freunde, auf einen benachbarten Hügel: entdeckt ihnen, was er gewahr wird: befragt sie um das Urtheil ihrer Augen; sehen sie nicht einerley, so wird der Weise über diese Verschiedenheit des Anblicks sich wundern, und das untersuchen, woher der Irrthum komme: aber schlechthin verlachen, oder für Thoren schelten, das thun nur die, so die Sprache des Kuckuks lieben. — Wer je die Wahrheit einer

nes der ſchönſten Bilder aus dem Lukrez erfahren, da er ſein zweites Buch anfängt:

Suave mari magno turbantibus aequora ventis
E terra magnum alterius ſpectare laborem - -
Suave etiam belli certamina magna tueri
Per campos inſtructa tua ſine parte pericli:
Sed nil dulcius eſt, bene quam munita tenere
Edita doctrina ſapientum templa ſerena
Deſpicere unde queas alios, paſſimque videre
Errare, atque viam palantes quaerere vitae
Certare ingenio, contendere nobilitate
Noctes atque dies niti praeſtante labore
Ad ſummas emergere opes, rerumque potiri. - -

Wer dazu gebauet iſt, um die Schönheit, nicht dieſer Beſchreibung, ſondern dieſes Anblicks zu fühlen; dem wird mein erſtes Fragment Gelegenheit geben, über ſeinen Inhalt ſelbſt mehr nachzudenken.

I.

Die Litteratur der neuern Zeiten hat ſich im Innern ſo ſehr nach einer lateiniſchen Form gebildet: daß, wenn wir, auch in Deutſch-

land, auf einige Augenblicke, als Fremde einer andern Zeit und Denkart ſehen wollen, wir dieſe Römiſche Geſtalt nicht verkennen können.

Nehmet den hiſtoriſchen Faden der Weltbegebenheiten, ſo wie er ſich in unſerm engen Geſichtskraiſe fortgeleitet, durchflochten, verwickelt, und endlich halb entwickelt, halb zerriſſen hat: — und nun ſehet! an welchem Ende hat Deutſchland ihn gefaſſet; an welcher Stelle hält es noch bis jezt? — Leſer! laß die Geſchichte reden: Der feine Griechiſche Geſchmack in Sprache, Wiſſenſchaften, und Künſten, muß erſt unter dem Römiſchen Himmel halb verbleichen, und ſeinen Duft verhauchen: Wahrheit und Schönheit halb verwelkt trauret, wie eine ſinkende Blume — und nun kommen Nordiſche Horden, dieſe Blume ganz zu zertreten. Die verdorbne Römiſche Litteratur miſcht ſich mit den rohen Begriffen ihrer Ueberwinder: Römer und Barbarn vermiſchen ihre Denkart: ein heiliger Orientaliſch-Helleniſtiſcher Geſchmack kömmt dazu, um ihr eine

neue

neue Richtung zu geben. So gären Griechisch-Römisch-Nordisch-Orientalisch-Hellenistische Dämpfe ganze Jahrhunderte: sie brausen gewaltig auf: die Hefen sinken endlich langsam, und nun! was ist ausgegähret? ein neuer Moderner Geschmack in Sprachen, Wissenschaften und Künsten. Habe ich wider die Geschichte geredet? — Nein! — Und wäre es also nicht eine nützliche Bemühung für einen Historisch-Philosophischen Scheidekünstler, diesen Geschmack in seine Theile aufzulösen: und für eine ganze Nation das schwere Geschäffte zu übernehmen: eine Geschichte des menschlichen Verstandes zu liefern — über das ganze Menschliche Geschlecht? — wer kennet dies? — nur über die Völker, die auf uns einen wirklichen Einfluß gehabt! — und über ihren ganzen Geist? Auch nicht! Er forsche nur, wie nach den verschiednen Wanderungen und Verwandlungen der Geist der Litteratur seine gegenwärtige Gestalt angenommen. Solch ein Werk würde den entweiheten Namen: histoire de l'esprit hu-

main und Geſchichte des Menſchlichen Verſtandes wieder adeln.

Uns befremdet dieſe Geſtalt nicht, oder wir werden ſie gar nicht mehr gewahr, da wir ihrer gewohnt ſind; aber was würde ein alter Weiſer aus Orient oder Athen in einem großen Theile der Wiſſenſchaften erblicken? — Iſt das wunderſame Bild ein Traum, das ich in meiner Einbildung vor mir ſehe, und das auf ſeiner Stirn den Namen trägt: Neuere Litteratur der Völker? Es iſt ein großer Coloſſus: ſein Haupt von Orientaliſchem Golde, das meinen Blick tödtet, weil es die Stralen der Sonne zurückwirft: ſeine hochgewölbte Bruſt glänzt von Griechiſchem Silber: ſein Bauch und Schenkel veſtes Römiſches Erz: ſeine Füße aber ſind von Nordiſchem Eiſen mit Galliſchem Thon vermengt — ein ungeheures Wunderwerk der Welt: die Anbetung eines Volks, das Geſchöpf langer Jahrhunderte und Geſchlechter: ein prächtiger unabſehbarer Anblick: ſein Haupt raget über die Wolken: mein Auge erhebet ſich kaum bis an ſeine Bruſt, und

fällt

fällt mit zum Boden zurück: ich falle nieder und bete an! . . .

Wer da will, erkläre dieses Traumbild auch von der ganzen Form unserer Litteratur in Deutschland: ich eile zu meinem Zweck. — Die alten Deutschen nannten die Sprache der Römer, eine barbarische, fürchterliche und hochmüthige Sprache, weil das Volk sie redete, das zum Herrschen über die Welt gebohren zu seyn glaubte. Sie war das unglückliche Werkzeug, das freien Nationen Despotische Gesetze gab: durch sie machten die Römer zu Geiseln die Kinder und die Väter zu Sklaven: durch sie und durch die Wissenschaften, die mit ihr eingeführet wurden, wanden sie tapfern Nationen das Schwert aus der Hand, daß sie den Arm entnervt sinken ließen, und den Becher der Ueppigkeit annahmen; durch sie suchten die Römer, die Hasse der Deutschen Tapferkeit, Freiheit und Aufrichtigkeit zu zerstören, die Bewohner dieser Wälder in Städte und Schulen zu zwingen, und sie mit Gelehrsamkeit und Unglück zu beschenken. Daher schauderten die Deutschen vor dieser Sprache, und fochten gegen sie un-

überwindlich — arme Helden! tapfre Väter! ihr ſtrittet vergebens: eure Urenkel nahmen endlich dieſe Feſſel der Freiheit halb gezwungen, halb willig an, als eine Feſſel der Ehe — am Altar!

Wir ſehen dieſe dunkle Zeit oft aus einem viel zu einſeitigen Geſichtspunkt an: Karl der große wird als ein Ruhmwürdiger und verdienſtvoller Monarch angeprieſen, der die Deutſche Sprache und Dichtkunſt geliebt, die lateiniſche Sprache und mit ihr die Wiſſenſchaften, die Religion, und mit ihr das Glück ausgebreitet hätte. — Betrachtet ihn näher, und ſein Verdienſt ſinkt, wenn ſein Ruhm billig pranget: er ward ein unglücklicher Mann, der als ein Geſchöpf von Rom, ein Sohn des Pabſtes, ein Eiferer bis zur Menſchenfeindſchaft, ein Vertilger der Bardiſchen Litteratur, der Vater eines unglücklichen Geſchlechtes, blos eine neue Epoche voll Unruhe, Unheil und nie zu erſtattenden Schadens anfing — und das alles ohne Schuld und meiſtens wider ſeinen Willen.

Mönche und Fränkiſche Prieſterhorden führten, das Schwert in der einen, und das Kreuz

in der andern Hand, den Götzendienſt des Pabſtes, die ſchlechteſten Trümmern der Römiſchen Wiſſenſchaften, und den niedrigſten Gaſſen- und Kloſter-Dialekt der Römiſchen Sprache in Deutſchland ein: drei Schweſtern der Barbarei und des Unglücks, die mit verſchlungenen Händen triumphirend einzogen, und das Joch über eine Nation warfen, der es ſchwer fiel, es zu tragen, die unter allen Ländern Europens am meiſten darunter gelitten und vielleicht noch leidet. Die Lateiniſche Religion lehrte gedankenloſe Hartnäckigkeit im Behaupten, die Lateiniſche Litteratur erſtickte den Geiſt, und ſchnitzelte den Geſchmack an Spekulationen und Unſinn, die Mönchsſprache führte ewige Barbarei in der Sprache des Landes ein. — Und dieſe Sündfluth muß viele Jahrhunderte durch in fauler Ruhe ſtehen, bis ſie ſich in das Mark der Litteratur einzog, den Geiſt der Nation vergiftete, und in Gelehrſamkeit und Sprache und dem äußern Zuſtande, der die Form zur Bildung iſt, ewige und unauslöſchbare Eindrücke nachließ. So bildet in dem zarten weiſſen Leim der Toſcaniſchen Marmorbrüche eine

faule

faule Sumpfader ewige Figuren: sie härten sich, werden polirt, ihnen wird nachgeholfen, und nun findet ein Thor in ihnen, weise Spiele der Natur, vortreffliche Risse der Kunst, Schönheiten, die zum wirklichen Wesen des Marmors gehören sollen.

Wie aber? Ist nicht dies Labyrinth durch die christliche Barbarei immer noch ein Richtsteig gewesen zum Tage, zur Mittagssonne? Wie wenn Deutschland seinem natürlichen Fortgange der Kultur überlassen geblieben wäre, sollte es denn durch sich selbst, in so kurzer Zeit, so hoch gekommen seyn, als es ist? Die fremde Zumischung von Hefen war eben ein Gährungsmittel, es zu reinigen: hätte es sich selbst klären sollen, es stünde noch trübe. — „Ich habe so wenig Macht, alles dies völlig zu läugnen, als der andre, es völlig zu behaupten: Weißt du denn, ob die Römische Barbarei dir in Betracht der Bardischen Barbarei, raubte, oder zubrachte: ob sie mehr niederriß, oder besser bauete? — Und siehe! sie hat dir alles so weit geraubt, daß du nicht einmal urtheilen kannst: indessen bestehe die einzelnen Ueberbleibsel einiger

benach-

benachbarten Barbarei, welche der Römischen Wuth entronnen sind: so wirst du vielleicht diese Bardische Barbarei mit andern Augen anzusehen anfangen, als du sie gemeiniglich siehest: du wirst zweifeln!

Jetzt denke weiter! Kein gröserer Schade kann einer Nation zugefüget werden, als wenn man ihr den Nationalcharakter, die Eigenheit ihres Geistes, und ihrer Sprache raubt: überdenke dies, und du wirst den unersezlichen Schaden sehen. Nun suche in Deutschland den Charakter der Nation, den ihnen eignen Ton der Denkart, die wahre Laune ihrer Sprache: wo sind sie? — Lies Tacitus, da findest du ihren Charakter: „die „Völker Deutschlands, die sich durch keine „Vermischung mit andern entadelt, sind eine „eigne, unverfälschte originale Nation, die „von sich selbst das Urbild ist. Selbst die „Bildung ihres Körpers, ist in einer so gros„sen Menge Volks, noch bei allen gleich: „u. s. w.„ Nun siehe dich um, und sage: „die „Völker Deutschlands sind durch die Vermi„schung mit andern entadelt, haben durch „eine langwierige Knechtschaft im Denken,

„ganz

„ganz ihre Natur verloren: sind, da sie lange „Zeit mehr als andre ein tyranniſches Urbild „nachgeahmt, unter allen Nationen Euro„pens, am ungleichſten sich ſelbſt.„ Mit ihren Wäldern iſt ihre Freyheit ausgehauen; den Winden und fremden Sitten ein Durchzug verſchaffet: für Sonnenſtralen und fremde Gewächſe Raum gemacht: der Aberglaube erniedrigte die Denkart in den Staub, die ſubtile Spitzfindigkeit gab ihrem Geiſte verunſtaltende Krümmung: die Sprache erlag. Haben wir mehr bekommen, oder aufgeopfert? Das zähle ein Weiſer nach, der den Päbſtiſchen Aberglauben mit der alten rauhen Tugend, die Politiſchen Unruhen mit der alten rauhen Stille, den Auskehricht der Mönchsgelehrſamkeit mit der alten Bardiſchen Armuth, die ſogenannte bäuriſche Römiſche Sprache mit der Altdeutſchen zuſammenwägen könnte: Wäre Deutſchland blos von der Hand der Zeit, an dem Faden ſeiner eignen Kultur fortgeleitet: unſtreitig wäre unſere Denkart arm, eingeſchränkt; aber unſerm Boden treu, ein Urbild ihrer ſelbſt, nicht ſo misgeſtaltet und zerſchlagen.

Wer

Wer die Geſchichte kennet, wird die Urſachen wiſſen, warum Deutſchland mehr als andre Nationen in dieſer Päbſtiſchen Barbarei gelitten, und unter den meiſten Völkern ſeine hohe und edle Originaldenkart ſich hat müſſen rauben laſſen: weil ſeine Lage, ſeine Politiſche Verfaſſung u. ſ. w. es feſſelte, und ſelbſt bei der Wiederaufiebung der Wiſſenſchaften feſſelte. O wäre es in dieſen Zeitpunkten eine Britanniſche Inſel geweſen!

Der Lauf der Dinge, der Wurf der Zufälle iſt freilich nicht zu ändern: wie aber? wenn Europa eine Sklavinn von dem Griechiſchen Konſtantinopel geweſen wäre, ſtatt vom lateiniſchen Rom? — Immer lieber und beſſer in Abſicht auf Religion, Gelehrſamkeit und Sprache. Dieſe Hypotheſe können die überdenken, die da glauben, es ſey nothwendig eine Wolke der Unwiſſenheit dazu nöthig, daß hinter ihr eine Juno entſtehe. Wie? wenn es eine Denkungsart und einen Geſchmack im Allgemeinen gibt, der ſich, troz aller Umwandelungen der menſchlichen Natur und der Völker der Welt, aufrecht erhält, und wieder erhebet:

ſo

ſo unterſuchet bey dieſer groſſen ungeheuren Behauptung, auch die kleinere Hypotheſe: ob es der Denkart des Ganzen vortheilhafter geweſen wäre, unter Rom oder Griechenland zu ſtehen.

Sollte es nicht verdienen, daß man dem Leitfaden in den dunkeln Zeiten ſorgfältig nachginge, wie ſich allmählich der alte Geiſt der Deutſchen verlohren, und der neue Geiſt gebildet habe? — Sollten es nicht die Zeiten der ſchwäbiſchen Kaiſer verdienen, daß man ſie mehr in ihr Licht der Deutſchen Denkart ſezzte: wir ſind den Schweizern allen Dank ſchuldig, daß ſie durch die Ausgabe einiger Denkmäler dieſes Zeitalters einen etwas hellern Stral auf die Litterarſeite dieſes Jahrhunderts geworfen. — Sollte es nun nicht Friedrich der zweite aus dieſem Hauſe inſonderheit verdienen, daß ein Kenner der mittlern Geſchichte ihn mehr in ſein Licht ſezte, da er jezt blos in der Dunkelheit hervorſchimmert. Dieſer Mann, den der Schutzgeiſt Deutſchlands brauchen wollte, um der Wiederherſteller der Griechiſchen und Morgenländiſchen Litteratur, der ächten Römiſchen

miſchen Sprache, der Weltweisheit und Naturkunde zu ſeyn, der ſelbſt ein Kenner voll Gelehrſamkeit und Geſchmack war, der aber, ohngeachtet aller ſeiner Mühe, nichts als der Märtrer ſeiner Zeit wurde: dieſer Ruhmwürdige Kaiſer hat nicht einmal das leidige Verdienſt, von unſrer Zeit, als der Morgenſtern eines beſſern Tages in allem ſeinem Lichte betrachtet zu werden. — Die Wolke, die auf dieſer Zeit lag, muſte jeden Keim der Weisheit erſticken: jeder Fromme war Barbar und Knecht, und jeder, der ſich unterſtand, weiſe zu ſeyn, heißt in der Geſchichte, ein Dummer, und Gottloſer, oder ward gar ein Unglücklicher. — Sollte es alſo Rudolph von Habspurg auch blos aus Unwiſſenheit gethan haben, daß er die Mutterſprache Deutſchlandes ſo weit einzuführen ſuchte, als er konnte: — man hätte dies lange vor ihm thun ſollen. Jedoch ich ſchreibe keine Geſchichte über dieſe Zeit, da Deutſchland an Geiſt und Körper unterdrücket, durch Zwietracht, Unwiſſenheit und Bosheit entnervt, völlig ſeinen Charakter verlohren.

Non ſum, qui bellum Troianum orditur ab ovo;
Semper ad eventum feſtino atque in medias res
Non ſecus ac notas, auditorem rapio - -

Es kam endlich der Zeitpunkt, da alles eine neue Bildung bekam: Denkart und Religion, Geſetze und Sitten: es kam die Zeit, da die Gährungen ganzer Jahrhunderte ſich ſenkten, die in Staub geſunknen Nationen ſich erhoben, und ein Land nach dem andern die Finſterniſſe zerſtreuete, und ſich zu einem neu aufgehenden Lichte drängete: es kam die Zeit, da die Wiſſenſchaften wieder auflebten, und ſich die Natur der Menſchen umſchuf. — Darf ich weiter ſchreiben? —

Nein! ich darf nicht: ſo bald ich die Mährchen von goldnen Zeitaltern der Wiſſenſchaften als hiſtoriſche Wahrheiten betrachten muß: ſo bald die herrſchende Meinung ein unumſtößlicher Grundſatz wird: daß nach einer langen Barbarei ſich auf einmal eine allgemeine, und vollkomne Weisheit hervordränge, daß auf einmal eine Wiederherſtellung möglich ſey, da ganze Nationen ihre ganze Denkart völlig ändern, ein allgemeines Nachdenken die Verirrten aus den tiefſten

Wüſten

Wüſten völlig zu der richtigſten Straße nicht hinführe, ſondern durch ein Wunder hinwerfe: daß jede falſche Farbe abgeſtrichen, der falſche Geſchmack völlig umgeſchmolzen, die ganze Bildung umgeſchaffen werde, ſo bald drei glänzende Muſter erſcheinen: kurz! wenn jene wunderbare Umwandelungen Statt finden, die die Mitternacht zum Mittage machen: ich ſage, ſo bald dieſe glänzende Poetiſche Mährchen die Merkſtäbe ſind, zu denen man in der Geſchichte des menſchlichen Verſtandes alles hinleitet, und alles ableitet: ſo kann ich nicht ſchreiben.

Fände ich aber einen Leſer, der dieſe wunderbare plötzliche Revolutionen unmöglich findet: der mit mir überdenket, wie ſie ihrem Innern nach dem menſchlichen Verſtande, und der Analogie aller Begebenheiten, zuwider ſeyn; wie ſelbſt die Verderbungen und Sündfluthen über Gelehrſamkeit und Geſchmack, die doch weit eher hinreißen, nicht durchaus auf die letzte Stuffe mit einem mal ſinken, ſondern ſich allmälich neigen, und endlich zuletzt, mit einer beſchleunigten Kraft in den Abgrund ſtürzen; wer ſich Zeit nimmt,

die Urſache zu überdenken, woher ſo ein plötzlicher Morgenſtral uns in entferntern Zeitaltern wie eine Mittagsſonne ſcheine; der wird meine folgende Anmerkungen nicht ſchlechthin verwerfen, und ſie vielleicht wahr und nützlich finden.

2.

Das weiß man, daß die Griechiſchen Muſen nach Italien flüchteten, daß die Apolls dieſer Muſen, die von Medicis, unſterbliche Verdienſte um die Erweckung der Litteratur haben: daß von hieraus die Reformation der Wiſſenſchaften in die übrigen Länder ausgegangen. Weiß man nun die Geſchichte dieſes Zeitpunktes genau: ſo prüfe man folgendes:

Iſts nicht Schade, daß die Wiſſenſchaften ihren Lauf dergeſtalt nahmen, daß ſie ſich ſo gleich in eine neurömiſche Kleidung einhüllten, und in dieſer Geſtalt den Völkern erſchienen? Statt, daß man die Alten hätte erwecken ſollen, um ſich nach ihnen zu bilden,

und

und gleich den zarten erſten Eindruck darauf richten ſollen, um von ihnen den Geiſt ſich einhauchen zu laſſen, den man braucht, um nach ſeiner Zeit, und in ſeinem Laude, wahre Größe zu erreichen: ſo blieb man bei der äußern Schale ſtehen, lernte was die Alten gedacht, ſtatt wie ſie zu denken, lernte die Sprache, in der ſie geſprochen, ſtatt wie ſie ſprechen zu lernen. Man weiß, wie wenig originalen Geiſt man in dieſen übrigens ſehr verdienten Philologen antrift: und man muß über die Schwäche des menſchlichen Geiſtes die Achſeln zucken, wenn man ſieht, wie das Denken unter der Laſt der Gelehrſamkeit erliegt, wie die Erfindung ſich bei dem künſtlichen Nachahmen zerſtreuet, und die ſchöne fremde Sprache den Dialekt des Landes zäumet.

Dazu kömmt noch, daß die großen Wiederherſteller der Wiſſenſchaften oft, ſo wie die, ſo plötzlich voll Bewunderung ſtaunen, und auf das erſte, das beſte ihr Auge heften, nicht immer das Wichtigſte durchforſchet, und nicht immer den ächten griechiſchen Geiſt gekoſtet. Uebermannet und betäubt vom Vor-

urtheile des Anſehens fiel der ermüdete Blick auf Nebenzüge, die da eher verwirrten, als zum Ziel führten. Urtheile, mein Leſer, der du dies Zeitalter kenneſt: wie nutzet Marſilius dem Plato in ſeiner Ueberſezzung und Erläuterung? Hat nicht Politianus den Homer, wie es ſcheint, romaniſiret? Und wenn Poggius ſich mit ſeinem Quintilian, Gaſparion, Valla, Manutius, Bembus u. ſ. w. ſich ſo mit ihrem Cicero umhüllten, daß ſie blos mit ihm dachten, ſahen und ſprachen — gab dies nicht immer dem ganzen Gebäude der Wiederherſtellung eine Römiſche Richtung. Man verſtrickte ſich in gelehrten Geiz zu ſammlen, der ſehr leicht aus dem Gefühl der Armuth und Noth entſpringt, und vergaß, ſich in den Stand zu ſetzen, etwas zu verdienen, weil man vom Raube leben konnte, oder ſich zum Selbſtverdienen zu ſchwach fühlte.

Auf dieſen Fuß gingen die Verbeſſerungen in die Länder Europens. Der Spaniſche Vives und Sanktius, die Wiederherſteller der Litteratur in Frankreich und England; in Deutſchland die Agrikola's, Regiomon-

gismontans u. ſ. w. was waren ſie? Philologen, die in Italien meiſtens gezogen, lateiniſch dachten, und die Wiſſenſchaften, die ſich zur neuen Form gebaren, mit lateiniſchem Waſſer tauften. Die lateiniſche Form hat ſich von dieſem zarten Alter an ſehr erhalten: der Zuſchnitt der Gelehrſamkeit, die Stiftung und Einrichtung der Akademien, die Zunftgeſezze der Litteratur, die Schulen und die Bildung im Ganzen ward Römiſch — und iſt es noch.

In Deutſchland hat Luther in dieſem Geſichtspunkt unendlich Verdienſt. Er iſts, der die deutſche Sprache, einen ſchlafenden Rieſen, aufgewecket, und losgebunden: er iſts, der die ſcholaſtiſche Wortkrämerei, wie jene Wechſelertiſche, verſchüttet: er hat durch ſeine Reformation eine ganze Nation zum Denken und Gefühl erhoben. Laß es alſo ſeyn, daß ihm der feinſte Pedant, den vielleicht die Welt geſehen, Eraſmus, Schuld gab; er thäte der lateiniſchen Litteratur Abbruch — Dieſer Vorwurf bringt ihm keine Schande, und man darf ihn alſo nicht wider die Geſchichte läugnen: denn lateiniſche Religion, ſcholaſtiſche

ſtiſche Gelehrſamkeit und Römiſche Sprache waren zu ſehr verwebt in einander.

Das ſeltſame Urtheil des ſeel. Chriſts iſt nur dem erſten Anblick nach ſelten: die deutſche Sprache habe ſeit dem 16ten Jahrhundert viel von ihrer Vortreflichkeit verlohren. Betrachtet man es näher, und hat wahres Gefühl von der innern Stärke einer Sprache: und vermag die wichtigen Vortheile der Schwäbiſchen Sänger, und die körnichte Sprache deutſcher Schriftſteller voriger Zeiten; oder auch nur den Vater Opitz in ſeiner Proſe und Poeſie zu ſchmecken: ſo muß man bei der Rückkehr zu unſrer neueren Sprache, man muß ausrufen: das iſt ganz ander Deutſch! Jenes hat ganz andre Fehler und ganz andre Schönheiten; der Geiſt hat ſich verändert. Alsdenn werden freilich die Neulinge unſere junge Mundart loben, und ſie haben Recht; denn unſtreitig iſt ſie geläufiger und runder im Perioden, artiger in Beſtimmung der Wortwürde, und künſtlicher geworden. Aber ein ächter Deutſcher wird ſich aus dieſer rauhen und einfältigen Sprache unendlich viel zurückwünſchen; er

wird

wird ſich die Mühe nicht verdrießen laſſen, in dem Kothe der alten deutſchen Ennius Gold zu ſuchen: er wird alsdenn denen fluchen, die uns dieſe Sprache entwandt; er wird dem Eigenſinne des guten Chriſts wenigſtens völlig Recht geben, da er erſt über ihn lachte. Kommet her, ihr neuern ſchönen Geiſter, ihr Franzöſirenden Wizlinge, ihr Proſaiſch-Poetiſche Stolperer, ihr berühmten Wochenſchriftſteller, ihr gelehrten Weiſen im akademiſchen Paragraphenſtil, ihr erbaulichen Redner im Kanzelſtil: verſucht es doch, aus euren reichen Vorrathskammern ein Buch unſres Jahrhunderts zu ſuchen, das in Abſicht der Schreibart die Würde der Bibelüberſetzung des Luthers erreichte. Verſucht es, dieſe arme, ſimple, veraltete Bibelüberſetzung, über die mancher Neuling am Geſchmack ſpottet, mit einigen neuern Verbeſſerungen zuſammen zu halten. Leſet Luther, und denn den Wertheimer in ſeinem Paragraphenſtil, mit Wolfiſchen Kunſtausdrücken verbrämt; ihr werdet ſolch einen Unterſcheid finden, als zwiſchen dem Griechiſchen Homer, und dem Deutſchen Homer, wenn

er in der Sammlung alter Reisebeschreibungen, als ein reisender Schulmeister in Paragraphen übersezt ist. Und doch ist der Wertheimer in seiner Vorrede ein wirkliches Muster der Schreibart: was soll man nun sagen, wenn man Dammische Uebersezungen, oder Akademische Paraphrasen lieset — ich rede hier blos von der Schreibart nach ihrer innern Stärke.

Die Litt. Br. führten aus Lohenstein * ein Muster des Prosaischen Styls an: wir könnten aus vielen Schriftstellern der vorigen Jahrhunderte noch mehr Beispiele geben, daß der gute körnichte Vortrag nicht so fremde gewesen, als man meynt. Die deutsche Sprache aber kroch meistens unter akademischen oder homiletischen Fesseln: sie hatte keinen Glanz, keine Reinigkeit, aber innere Stärke mangelte ihr nicht. Der ganze Schade war: man sahe sie als keine gelehrte Sprache an, denn dazu war allein die Lateinische gekrönt: man achtete sie blos als die Sprache des gemeinen Volks, und unterließ ihre

* Litt. Br. Th. 21. p. 139.

ihre Cultur. Wer dies Jahrhundert kennet, wird mir Recht geben, daß blos die lateinische Sprache die unsrige zurückgehalten, weil man bei den gelehrten Zänkereyen, die mit zum herrschenden Ton des Ganzen gehören, theils der scholastischen Handwerkssprache, theils der schönen lateinischen Sprache nöthig hatte. Man gehe die besten Schriftsteller dieser Zeit durch: entweder Römisch- oder Akademisch Latein ist ihre Mundart: die Muttersprache ward als eine Mundart der Mütter, der Weiber und der Ungelehrten angesehen. Ists nicht eine wahre Schande dieser Zeit, daß es große und schönlateinische Schriftsteller dieser Zeit gibt, die in ihrer Sprache Barbarn waren, daß es Masorethen der Prisciane gab, die jede deutsche Zeile lächerlich machte, die die Prosodie Anakreons verbesserten, und ihre Sprache in Schlacken ließen: Deutsche Römer, die der genius seculi in seiner genealogia criticorum so ziemlich herzälet.

Endlich fing man an, beschämt von den Nachbarn ringsumher, die Sprache zu bessern, — aber wie? — als eine gelehrte

Spra-

Sprache, um vielleicht die ſcholaſtiſche Lateiniſche einzuſchränken? nein! denn das hätte von Akademien geſchehen müſſen, und hier regierte noch Ariſtoteles! — als eine gelehrte Sprache, um uns, ſtatt des ſchönen Lateiniſchen Stils, einen ſchönen Deutſchen Bücherſtil zu geben? — das hätte von Schulen aus geſchehen müſſen, und da herrſchten noch Römiſche Monarchen! Wie denn? — Großer Gott! als eine Politiſche, als eine Galante, als eine Reimreiche Sprache ſuchte man ſie zu bilden: war das nicht am umgekehrten Ende? Und wer unternahm dieſe Schöpfung zum Politiſchen, zum Galanten Stil? Etwa Hofleute — nein! treufleißige Schulrektors, Uhſens, und Weiſens, und Hübners (von welchem letztern ich hier nicht weiter, als in Bildung der Sprache, urtheile.) Und wie bildeten ſie ihn denn Galant? nach Franzoſen, durch eine Sündfluth franzöſiſcher Wörter: nun kamen die Menantes und Talanders und zehn andre Anders: ſo war die deutſche Sprache von einer andern Seite gemißhandelt.

Gott-

Gottſched erſchien, und „der hat doch „aus der Sprache gewiß alles Latein und „Franzöſiſch ſo glücklich weggeſchwemmt, daß „einem wackern Deutſchen kein Lateiniſches „Wort mehr in die Feder kommen muß! „Ja, das hat er gethan! Er hat als ein ruhmwürdiger Goldfinder (nach der Bedeutung dieſes Worts im Engliſchen) den Stall des Augias mit Herkuliſcher Hand durchwäſſert und gereinigt, und hat mit eben ſo tapferer Hand ſeinen Ruhm an jedes Fenſter des gereinigten Pallaſtes geſchrieben und ſchreiben laſſen: Dies iſt ſein Verdienſt — Aber dazu braucht man ja auch blos geſunde Augen und einen guten Kopf, zu ſehen, daß er die Deutſche Sprache viel zu Lateiniſch behandelt, wie es ihm Heinze und andre mit Recht geſagt. Und ſo ward ſie wäßericht, und wenigſtens die deutſche Grammatik wieder nach lateiniſchem Leiſten: man verachtete die alte deutſche Kernſprache *. Seine Nach-

* Zum unſterblichen Ruhm des Hrn. D. Trillers muß ich, damit ich nicht zu den „unbändigen und gallſüchtigen Mäckenſeigern,

Nachfolger, und zum Theil Gegner, ſuchten ſie fruchtbar zu machen, wodurch? — Durch Nachforſchen in altdeutſchen Wörtern, in den Zeiten ihrer Nervenvollen Stärke, wie es der natürlichſte Weg geweſen wäre, um ihr Charakter auf ihrem Boden zu geben? Nein! denn die langen lateiniſchen Zeiten hatten dieſe Denkmäler theils weggebracht, theils war die Arbeit zu mühſam: was that man alſo? man überſezzte: und bildete ſie inſonderheit nach der Franzöſiſchen: durch die ſie freilich unglaublich viel gewonnen, und ſich gebildet, aber nicht zum Urbilde ihrer ſelbſt: wie es hätte ſeyn müſſen, wenn man aus ihren vorigen verlebten Zeitaltern, ihr die abgegangnen Kräfte hätte zu erſetzen geſucht.

Unſre

„zu einigen großen und breiten Kunſtrichtern, „zu elenden und ſchwindſüchtigen Füchſen, ſondern zu vernünftigen und höflichen Leſern „gehöre, ſeine ſtattlichen Verbeſſerungen des Opitz „nach loblicher chriſtlicher Gewohnheit „edelmüthig„ loben, als mit welcher er ſich um den Opitz ſelbſt und deſſen Leſer nach Vermögen verdient zu machen geſucht: wie in ſeiner Vorrede mit mehrerm zu erſehen.

Unsre Sprache ist also jetzt gebildet und verschönert, aber nicht zu dem erhabnen Gothischen Gebäude, das sie zu Luthers Zeiten, (etwas Mönchssprache ausgenommen) und nochmehr zu den Zeiten der Schwäbischen Kaiser war: sondern zu einem neumodischen Gebäude, das mit fremden Zierrathen überladen, bei seiner Größe, klein und unansehnlich ins Auge fällt. — Dies beobachten nun am ehesten die, welche unter den Sprachen der Alten wandeln, und dies ist der Grund, warum die Geßners, und Christe, und noch neuerlich Heinze *, „über das Neumodische und Glänzende in „unsrer Sprache klagen, das durch die vie„len Morgenländischen, Griechischen, Engli„schen und Französischen Redensarten einge„führet würde.„ Wenn Heinze mehr als Worte versteht: so hat er nicht Unrecht, und sein Recensent würde zugeben, daß, wenn durch die Aufnahme fremder Bürger ein Staat allein bevölkert wird, so werde diese Bevölkerung leicht schädlich; denn sie verdrängen bald

* Litt. Br. Th. 13. p. 118. 119.

bald die Eingebohrnen, und der Charakter des Staats geht alſo verloren, wenn ſie auch eben nicht neue Geſetze einführen.

Aber warum läßt Heinze unter den Ankömmlingen, denen er den Eintritt verſagt, wohlbedächtig die lateiniſche Redarten, und Wortfügungen aus? verliert ſich durch ſie nicht das alte reine Deutſche, das er erhalten will? Mehr, als durch alles Vorige: denn das Morgenländiſche iſt ſeit Jahrhunderten mit unſrer Religionsſprache verwebt, und wird ſich nie, dem herrſchenden Tone nach, trennen: das Engliſche iſt mit unſrer Sprache ſehr verwandt: das Franzöſiſche hat ſich mit einem Theil unſrer neuern Cultur herübergetragen; dieſe beiden Stücke ſind alſo auch nicht immer zu trennen; vom Griechiſchen iſt noch wenig angewandt; aber vom Lateiniſchen, das faſt mehr, als alle vorigen Sprachen, vom Genie der unſrigen abgehet, und ihr ſo lange hinderlich geweſen, von ihm hat ſie am meiſten unter dieſen zu beſorgen.

Daher ſchreibt Heinze zwar rein Deutſch; aber auch naiv körnicht Deutſch? — Ich habe ſein Soliloquium: quo conſilio geni-

ras ſie homo? in ſeinem ſchönen Latein mit Vergnügen geleſen; (ob es ächt Römiſch iſt, kann keiner in unſrer Zeit, ſondern bloß ein Römer, beurtheilen.) Aber hätte ein Römer dies Soliloquium geſchrieben, und Heinze es überſezzt: wäre alsdenn der ſtarke, und nachdrückliche Vortrag erſchienen, der in Spaldings Beſtimmung des Menſchen ſpricht? Wenn ich ſeine Ueberſezzungen aus dem Lateiniſchen kenne, und ein Gefühl von der Eigenheit unſrer Sprache habe: ſo glaube ich dies ſchwerlich.

Der deutſche Periode iſt gemeiniglich die Klippe derer, die ihre Denkart nach dem Latein gebildet: „denn hier ſind die Genies „beider Sprachen ſehr verſchieden. Im „Deutſchen iſt ein Styl ſchon periodiſch, wenn „auch die Bindewörter der Lateiner nicht ſo „genau dazwiſchen geſtellet, und die Abſazze „ſo gekettet an einander gehänget ſind. Die „Römer muſten dies wegen der Kürze ihrer „Worte thun, wenn ſie nicht in den abge„ſchnittenen Styl verfallen wollten. Im „Deutſchen aber, welcher Unterſchied! Wenn „wir die Perioden nicht ſchleppen wollen, müſ-

„ſen wir ſie manchmal trennen; und wenn „wir nicht ganz zurückbleiben wollen, müſſen „wir unſrer Sprache Hülfe geben *.„ So ſchleppet ſich, wenn ich nicht irre, auch in Klotzens ſchöner Schrift: über das Studium des Alterthums, der Periode manchmal, und der groſſe Joh. Matth. Geßner empfand dies ſehr wohl, da er in der Vorrede zu ſeinen Deutſchen Schriften hierüber ein ungeheucheltes Bekänntniß ablegt, das der Beſcheidenheit dieſes Mannes Ehre macht. Das wahre Deutſch unſrer Väter geht auch zu ſehr von dem Latein ab; als daß ſie neben einander ſeyn könnten. Unſre Seele bauet, mit Montagne zu reden, dieſe Stockwerke über einander, und welches ſoll das unterſte von allen, und die Grundlage ſeyn? — Eine fremde, oder die Mutterſprache? — Die letztere ohne Zweifel; oder ſie muß das Joch der Lateiniſchen tragen.

Wenn man nun dieſe Winke verfolgt, und die Geſchichte der deutſchen Sprache durchgehet: ſollte es ſo gar fremde ſeyn, daß ſie durch

* Litt. Br. Th. 13. p. 120.

durch die lateiniſche Sprache gelitten, und ihren Charakter verloren? —

3.

Aber man blicke etwas weiter: wenn die lateiniſche Sprache, es ſey die mittlere, oder alte ſogar unſre Bildung feſſelt, ſtatt ſie zu erheben; ja dieſelbe Jahrhunderte durch gefeſſelt hat: ſollte denn der Schade unbedeutend ſeyn?

So bald man es zu einem letzten Zweck macht, Lateiniſch zu lernen; und dieſe an ſich ſo angenehme und nützliche Sprache nicht blos als Mittel gebraucht, um durch ſie Geſchichte zu lernen, in den Geiſt großer Männer zu blicken, und gleichſam das ganze Gebiet einer ausgebildeten vortreflichen Sprache ſich zu eigen zu machen: ſo wird den Muſen Latiums zu viel Raum in den Schulen, und zu viel Antheil an der Erziehung gelaſſen. Ich dehne dies bis auf einzelne Stücke aus: ſo bald die Erklärung eines Autors, oder der Autor ſelbſt, der Jugend nichts als

Worte und mechaniſchen Styl zu lernen gibt: ſo bald die Methode eines Lehrers oder die Materie der vorgegebenen Uebungen, auch nur zum Hauptzweck hat, die Wahl und Stellung der Worte Grammatiſch genau einzuprägen: und wenn ſo gar in dem ganzen Plan einer Schule oder einer Unterweiſung ein gewiſſer lateiniſcher Geiſt herrſcht, der auf der andern Seite die gröſten Mängel nach ſich ziehen muß: ſo opfert man der lateiniſchen Sprache, ſie ſey ſo ſchön und nützlich, als ſie wolle, zu viel auf *.

Zu viel von Seiten der Jugend. Es iſt gewiß, daß das Gedächtniß unſrer blühenden Jahre allein fähig iſt, Sprachen in ihrem ganzen Umfange zu erlernen; und daß man dieſe Zeit alſo, die zu den nothwendigen Sprachen die

* Wer von unſern Philologen iſt ein Geßner, an Känntniß und Liebhaberei der Römer; und wie ſehr er den lateiniſchen Geiſt in unſern Schulen haſſet, das mögen ſeine kleine Deutſche Schriften beweiſen: das macht aber, Geßner war nicht blos ein römiſcher Philolog: er war ein Schulmann, der wahre Unterweiſung kannte.

die einzige iſt, nicht verſäumen müſſe. Ich gebe es auch gerne zu, daß jede Methode, die das Gedächtniß in dieſem Frühlinge unfruchtbar und müßig liegen läßt, es auf eine ganze Lebenszeit ſehr verderbe, weil es wie ein unbeſäter wilder Acker durch unzeitiges Schonen untauglich und ausgemergelt wird (man erlaube mir dies Wort.) Aber das gebe man mir doch auch zu, was ich nur gar zu oft aus Erfahrung gelernt, und nicht gnug überdenken kann: daß unſre Seele bei ihrem unendlichen Durſt nach Wahrheiten, doch nie eine unendliche Menge derſelben faſſen kann: daß ſie uns ſehr bald wie ein beſchriebnes Blatt vorkomme, wo man am Rande und zwiſchen die Reihen freilich noch vieles nützliche zuſchreiben kann; aber der ganze Anblick des Blattes iſt beſchrieben: unglücklich! wenn man ſagen muß, es iſt beſchmieret, oder verſchwendet: alsdenn läßt freilich der Reſt es zu, zu beſſern und auszuſtreichen; aber im Ganzen iſt der Schade unerſezlich.

Es iſt eine Wahrheit, die mehr als eines Schulprogramms werth wäre: daß manche

Wiſſenſchaft, manche Geſchicklichkeit kein andres Opfer, als die Erſtlinge unſrer Jahre, unſrer Munterkeit, und unſrer Begierde, annehmen könne; daß zu gewiſſen Bildern und Begriffen ein gewiſſer erſter Adlersblick nöthig ſey, die man, wenn dieſer fehlt, nachher nie im gehörigen Lichte ſieht, nie mit der gehörigen Macht empfindet, nie mit dem wahren Feuer denket, und im ganzen Umfange umfaſſet. Es kam auf den erſten allmächtigen Eindruck an; iſt dieſer verfehlet, ſo iſt alles verloren: verloren der erſte unerklärliche Scharfſinn, der nie durch Geduld und Fleiß erſezzt wird: verloren das große innerliche Gefühl eines Bewußtſeyns, daß man das Ganze habe; verloren das Hausherren- und Eigenthumsrecht, mit dieſen Begriffen ſchalten und walten zu können; kurz verloren, das was man Genie nennt. — Nachher kann man freilich viel lernen, aber nicht mehr mit der kühnen und muntern Anwendung auf ſein Ich, daß man es, mit allem Nachdrucke, könnte faſſen, nennen: man kann allerdings viel andern nachdenken lernen, allein mit ihnen mitdenken, oder ihnen gar vor-

vordenken, wird man niemals mehr: kurz! man wird noch viel wiſſen, aber nicht mit dem Lichte der Anſchauung und Selbſtgefühl, daß dies Wiſſen auch bildete: ein Wort, das in unſrer Erziehung ſo oft genannt, aber wenig durchdacht, und noch weniger ausgeübt wird.

Ich muß dieſe Samenkörner einer äußerſt wichtigen und reichen Materie nur im Vorbeigehen hinwerfen, und mich zurückfinden. Wenn die lateiniſche Sprache Hauptzweck wird: ſo wird der Blick des Jünglings von allen dieſen Ausſichten abgewandt, und mit dem grammatiſchen Zepter, wie mit einem glühenden Eiſen, auf einmal geblendet. Seine Wange wird zu Runzeln eines grammatiſchen Sophiſten gewöhnt: Falten, die er äuſſerſt ungern annimmt, und die nachher nie völlig und ohne Merkmal verſchwinden können. Die erſte Farbe, die unſrer Denkart aufgetragen wird, verliert ſich nie; wehe uns! wenn ſie uns unangenehm, oder gar verunzierend iſt. Seufzen muß der Menſchenfreund, wenn er ſieht, wie in den Schulen, die mit dem Namen: Lateiniſche Schulen prangen,

die erſte junge Luſt ermüdet, die erſte friſche Kraft zurückgehalten, das Talent in Staub vergraben, das Genie aufgehalten wird, bis es, wie eine gar zu lange zurückgehaltne Feder ſeine Kraft verliert. Wer ſollte je auf den Gedanken fallen, daß die Methode der Sprachenerziehung* für die Jugend paßlich ſey: wenn man ſich nur einmal aus unſrer Denk-

* Unter den vielen neuern Schriften über die Schulen nenne ich die kleinſte und vielleicht beſte: Millers Hoffnung beſſerer Schulen. Es würde hier zu weitläuftig ſeyn, alle brauchbare Gedanken dieſes deutſchen Rollins anzuführen: es hat mich unendlich vergnügt, daß mein Embryon vom Plan mit den Gedanken eines ſo erfahrnen Mannes übereinſtimmet, aber wie mich dünkt, verwechſelt er hier und da die lateiniſche Sprache, mit der ganzen Philologie, urtheilet über die Mythologie aus einem fremden theologiſchen Geſichtspunkte, und ſchreibt vielleicht aus chriſtlichem Eifer: „Die enthuſiaſtiſche Dacier hat ihrem „Göttlichen Homer alle Pflichten gegen ihre „Seele und die Geſellſchaft aufgeopfert — „wer die erlöſeten Seelen des Heilandes liebt, „wird ſich nie verleiten laſſen, die verführe„riſchen Reize in Uz Lyriſchen und andern Gedichten

Denkart hinausſezt; allein wie ſchwer wirds ſich da hinaus zu ſezzen? Und denn kann eine Betrachtung, wenn man ſie auch als wahr erkennen ſollte, von Jugend auf eingewurzelte Vorurtheile zerſtören, die den Erziehern zur andern Natur geworden? Kann eine kalte Wahrheit einem fühlloſen Eigenſinne Gefühl geben? Kann ſie Pedantenſeelen ſo ergreifen, daß ſie, wenn ſie ſich auch in allem Lichte zeiget, ihnen auch den Willen einflößt, nach ihr handeln zu wollen, die Kraft einflößt, nach ihr handeln zu können, die Menſchengüte einflößt, wider Gewohnheit und Beiſpiel nach ihr zu handeln? . . Unterdrückte Genies! Märtrer einer blos lateiniſchen Erziehung! o könntet ihr alle laut klagen! —

„Was iſt denn aber an Genies gelegen?„ deſto mehr liegt uns an brauchbaren Männern. Zu dieſen wird eine glückliche Temperatur von Gaben und Geſchicklichkeiten erfo-

„dichten zu erklären.„ u. ſ. w. Uebrigens ſchäzze ich dieſen Verdienſtvollen Mann, und wünſche, daß einige ſeiner Hoffnungen bald Erfüllungen würden.

erfodert: eine gewiſſe Mittelmäßigkeit, die ſich nicht zu Genies und Geiſtſchöpfern hebet, und nicht zu dummen Dorfteufeln herabſinket: eine mitlere Größe, die eben den Punkt der Nutzbarkeit trift. Von dieſem Punkt aus werden die Linien zu Realſchulen gezogen, die dieſen Hauptzweck haben, brauchbare und tüchtige Männer zu bilden, und den vorigen Plan zum Schattenriſſe ihres ganzen Gebäudes haben: eine gewiſſe Temperatur, die die gemeinſte, brauchbarſte und glücklichſte iſt.

Realſchulen müſſen ſich zuerſt nach den meiſten Subjekten richten; von da können ſie am füglichſten auf beide Seiten auslenken: zu Genies und Blindgebohrnen. Sie müſſen ſich nach den meiſten Zwecken der Brauchbarkeit richten, von denen die meiſte weder ein Maximum noch Minimum fodern, und leiden können. Sie müſſen ſich nach der Mehrheit der Werkzeuge richten, die da bilden ſollen, weil wieder das recht hohe und recht tiefe gleich ſelten und gleich unbrauchbar iſt. — Wenn nun dieſe glückliche Miſchung das Meiſterſtück bei Erziehung

und

und Unterricht iſt (wie es einem jeden, der die Welt, die menſchliche Seele kennet, überlaſſen wird zum Nachdenken), ſo kommt alles aus ſeinem Gleichgewichte, wenn wir für Latium erzogen werden, und die lateiniſche Sprache der herrſchende Ton des Ganzen wird. Die Welt braucht hundert tüchtige Männer und einen Philologen: hundert Stellen, wo Realwiſſenſchaften unentbehrlich ſind; einer, wo eine gelehrte und grammatiſche Känntniß des alten Roms gefodert wird.

Nun ſchränke ich mich drittens ſo gar auf die Sphäre eines Gelehrten ein; auch in ſeiner Bildung kann der lateiniſche Geiſt feſſeln, ſo gut als in der Bildung des Genies und brauchbaren Mannes. Ich ſezze hier ſchon wahre Bildung voraus, daß man ihn nicht blos mit den Worten, den Gebräuchen und Alterthümern; ſondern mit dem Geiſt der Römer bekannt mache, und dieſe ihm zum Muſter der Nachahmung vorhalte — ſelbſt hier ſezze ich eine kleine Einſchränkung hinzu. Das iſt doch einmal gewiß, daß die Römer auf einer andern Stufe der Cultur geſtanden, als wir, daß wir ſie in einigen Stücken

hinter

hinter uns haben, und in andern, wo ſie vor uns ſind, nicht nachahmen können. Die Geſtalt unſrer Litteratur hat nicht blos eine andre Farbe, ſondern eine andre Bildung, als die altrömiſche; und es bleibt alſo nicht ſchlechterdings ein Ruhm; dieſer Dichter ſingt wie Horaz, jener Redner ſpricht wie Cicero, dieſer philoſophiſche Dichter iſt ein andrer Lukrez; dieſer Geſchichtſchreiber iſt ein zweiter Livius. Ich ſage: nicht ſchlechterdings! aber das iſt ein großer, ein ſeltener, ein beneidenswerther Ruhm, wenn es heißen kann: ſo hätte Horaz, Cicero, Lukrez, Livius geſchrieben, wenn ſie über dieſen Vorfall, auf dieſer Stufe der Cultur, zu der Zeit, zu dieſen Zwecken für die Denkart dieſes Volks, in dieſer Sprache geſchrieben hätten.

Das letzte heißt: einen Alten nachbilden, und ihm nacheifern; das erſte ihn kopiren, und ihm nachahmen. Das erſte iſt leider! ſehr ſelten, weil man dabei das beiderſeitige Genie zweier Sprachen, Denkarten und Zeiten kennen, vergleichen, und ſo brauchen muß, daß keinem Zwang geſchieht. Dieſe Kunſt

iſt

iſt bildend für das Genie; weil ſie es aber auch ſehr oft unterdrückt; weil die, ſo die Alten in ihrem Glanze kennen, oft auch von ihnen geblendet werden; ſo hat Young in ſeiner Schrift von Originalwerken * Recht, daß meiſtens das Leſen der Alten ſchädlich wird; er hat Recht, ohne doch daß das Leſen der Alten auch nur im geringſten Stücke deswegen abzuſchaffen wäre. — Es erfordert noch eine eigne und ſorgfältigere Betrachtung; ob dieſer Schade nicht unter ſo vielen großen Nutzen verſchwinde, ob wir denn Originalköpfe ſo nöthig brauchen, wie fern ſie heute zu Tage möglich und zu hoffen ſind u. ſ. w.

So bald wir aber die Alten loben, anbeten, und knechtiſch nachahmen, weil ſie Alte ſind: ſo bald man von ihnen abborget, oder ſie beſtiehlt, weil man alsdenn eine neue Antike, oder ein Moderner nach altem Geſchmack wird: ſo iſt die Nachahmung unleidlich: man betrach-

* Ich führe dies Exempel an, weil man den guten Young in Deutſchland förmlich widerlegt hat: ſ. Rambachs Sendſchreiben über die Frage, ob das Leſen der Alten an dem Mangel der Originalſcribenten Schuld ſey.

betrachte dieſen geplünderten Alten als einen Neuern und Fremden: ſo wird man das Zwangvolle ſehen. Und ſtünde der Alte ſelbſt auf, lernte uns kennen, und ſähe denn die Heerde Nachahmer, die ſich um ſeine Urne drängen: — über Gewaltthätigkeit, über Straßenraub würde er ſchreyen, und das ſervum pecus von ſeiner Aſche vertreiben.

4.

Meine Meinung von der deutſch-lateiniſchen Erziehung überhaupt habe ich geſagt: daß ein lateiniſcher Geiſt in den Kern der Wiſſenſchaften eingedrungen, läßt ſich, wie ich glaube, von ſelbſt einſehen. Man durchgehe die Lehrbücher der meiſten Weltweisheiten: man wird eine wiſſenſchaftliche Sprache finden, in welche die Begriffe verwebt ſind.

Ganze Jahrhunderte durch war die lateiniſche Sprache das einzige vehiculum der Ariſtoteliſch-Scholaſtiſchen Philoſophie: man hat ſie als das allgemeine Band der Gelehrten in allen Ländern Europens angeſehen; ſie

hat

hat auch zur lehrenden Sprache der Weltweisheit unter allen Sprachen, die ich kenne, vielleicht die größten Anrechte, wegen ihrer Kürze, und des Nachdrucks in den philosophischen Kunstwörtern, über die man nur sehr langweilig spottet: sie ist lange im Besitz dieser Vorzüge: in ihr hat man die besten Schriften dieser Art, und sie ist dieses philosophischen Ranges doch immer ungleich würdiger, als die französische, die jezt neben ihr um den monarchischen Zepter der Litteratur buhlet.

Aber diese lange Regierung hat ihr eben eine Macht über das Innere der Litteratur gegeben, die dieser vielleicht nachtheilig ist. Ich führe einige Beyspiele, und lasse einen jeden mehr suchen. — In der Schuloratorie und Schullogik bestand bei vielen Schulen ein Theil der Weisheit darinn, wie man einige rhetorische und logische Kunstgriffe, Werkzeuge und Spielwerke Lateinisch benennen sollte, und diese Terminologie verschlingt man oft so begierig, als jener Kranke, nach Hudibras Ausdruck das Recept, statt der darauf geschriebenen Pillen. Dies bringt jene

dürre

dürre unfruchtbare Barbarei in die Methode, die ein Lexicon von Namen zu lernen aufgibt, und die Seele vom Denken zurückhält. Hier haben einige neuere Weltweiſe mit Recht geſagt, wie Sokrates, da er durch einen Jahrmarkt voll Volk ging, zu ſeinem Begleiter: Freund! wie viel können wir entbehren?

Dazu kömmt zweitens dies, daß eine jede Schule gewiſſe Lieblingswörter ſich gewählet, die ſie als Spazziergänge gebraucht, um die Materie nach Belieben zu betrachten. „Man „hat einige Grundfäden, die zu allen Schrif„ten dienen müſſen, und in die man nachher „nur die veränderten Figuren hineinwürket.„ Hieraus entſteht eine gewiſſe Bequemlichkeit im Denken, man könnte freilich von allen Seiten herumgehen, um den Gegenſtand aus allerlei Geſichtspunkten zu betrachten; allein man ſezzt ſich auf dies oder jedes Wort, als eine alte Ruheſtäte, und ſieht — was alle Menſchen vor uns ſahen und nach uns ſehen werden. Oder man ſchichtet ſeine Materie nach gewiſſen alten Eintheilungen, die ſich auf Schulen herunter erben, und ein Joch im Denken auflegen, weil der Zuhörer nicht vor

ſich über uns, ſondern mit uns oder uns nach denken ſoll.

Daher entſpringt der dritte Schade, der zu den böſen Krankheiten der Weltweisheit an ihren heimlichen Orten gehört: nämlich ein „Lawiſcher Aktienhandel in Worten, da man „keine Idee, als nach dem Werthe der Wor„te, hat.„ * Der Kunſtrichter hält dis faſt für nothwendig, und nennt es ** „äſthetiſch „Gewäſch, wo immer Gedanke vom Ausdruck „abgeſondert, behandelt wird.„ Er ſieht aber doch dabei eine Schwierigkeit, die er nicht ausdrücken kann. Vielleicht gelingt es mir, ſie kurz und gut darzuſtellen, und wenigſtens die Sache auf beiden Seiten zu betrachten: wie fern es nöthig und nützlich; und wie fern es unnöthig und ſchädlich werde, daß der Gedanke am Ausdruck klebe — eine delikate Materie der philoſophiſchen Sprachkunſt! — Mein Spazziergang entfernt ſich, aber endlich muß er doch in den Weg einſchlagen, den ich verlaſſe.

* Litt. Br. Th. 17. p. 115. ** p. 114.

5.

Alles kömmt auf den Unterſchied an; lernen wir die Sprache, oder erfinden wir ſie uns ſelbſt. Schriebe ich von dem letztern, wie ohngefähr bei den erſten Erfindern habe der Ausdruck am Gedanken kleben müſſen: ſo würde ich einen ganz andern Weg nehmen müſſen, als jetzt, da wir die Sprache lernen. Dort würde ich erſt die ganze Zeichenſprache des Menſchen erſchöpfen müſſen, die Beredſamkeit des Auges und des ſprechenden Antlitzes: die ganze unzälige Menge unartikulirter Töne bey einem thieriſchen Menſchen, ſeine Mimiſche Sprache, — kurz, eine Menge von Sprachmitteln, die an ſich die kräftigſten, die erſten, und auf eine Zeit die einzigen müſſen geweſen ſeyn — ehe der Menſch zur Sprache ſeine Zuflucht nahm.

Uns iſt dieſer ganze Wald ein böhmiſcher Wald: wir verſtehen dieſe ganze Zeichenſprache nicht mehr, denn man läßt uns nicht eine Sprache erfinden, ſondern lehrt ſie uns: man läßt nicht das Thier ſich ſo lange entwickeln, bis es endlich dem Menſchen ſich von ſelbſt nähert:

nähert: ſondern man erweckt eben Gedanken durch Worte: und dieſe erſte Wörter, die wir lallen, ſind die Grundſteine aller unſrer Erkänntniß. Bei allen ſinnlichen Begriffen, bei den einfachen und Erfahrungsideen verhält ſich „der Ausdruck zum „Gedanken, wie die Haut zum Körper.„ Man verſuche es, die Methoden der Sprachen in Gedanken umzukehren: alles, wobei, wenn wir die Sprache erfänden, der Ausdruck willkührlich wäre, alles dies wird meiſtens, wenn wir die Sprache lernen, unzertrennlich verknüpft. So waren in einer Jüdiſchen Republik die Geſezze, die zur äuſſern Beſtimmung ihres Staats gehören, und andern willkührlich vorkommen müſſen, drohender und ſchwerer, als die Geſezze des allgemeinen Naturrechts.

Da nun auf dieſem Wege die menſchliche Erkänntniß fortſchreitet, mittelſt Sachen zugleich Worte zu lernen, ſo möchten zweitens, alle die Gegenſtände des Lebens, die ich ſinnlich klar unterſcheide, ohne mir des unterſcheidenden Merkmals deutlich bewußt zu ſeyn, noch den Gedanken mit dem Ausdruck

paaren. Wer kann ſich in der Sprache des gemeinen Lebens über alle Gegenſtände, mit denen er durch die Erziehung familiär geworden iſt, geläufiger und triftiger ausdrücken, als der gemeine Mann von gutem geſunden Verſtande? Aber nun verſucht bei ihm den Gedanken vom Ausdruck zu ſondern: ihr verſtehet das Wort nicht, er ſoll euch ſeinen Begriff durch andre Worte erklären (ich meine nicht ſinnliche Zeichen) ſo iſt für ihn keine größere Mühe in der Welt; und für euch wirds ein lächerlicher Auftritt ſeyn, einen Worterklärenden Bauer zu ſehen: ſeine Seele und ſeine Sprache ſind zwo Schweſtern, in Geſellſchaft erzogen, zu einander gewöhnt, und unabtrennbarer, als Julie und Claxe, für den philoſophirenden St. Preux, wenn er mit der einen allein buhlen wollte.

Drittens! die feinere Sprache des Umganges macht zwar die Zunge freier, und bindet ſie mehr vom Gedanken los (ich meine hier nicht Moraliſch, ſondern Pſychologiſch), dadurch, daß ſie ſich zum Vernünfteln bildet. In dem großen Reichthume von Ausdrücken über „die Vorfallenheiten des Lebens, über

„Din-

„Dinge, wobei abſtrakte Unterſuchungen weg„fallen,„ wechſeln wir mit Worten, wie mit Geldſtücken: jedes ſoll ſeinen beſtimmten Werth haben: aber ob es ihn hat, und ob vor andre weiß, wie viel es haben ſoll; das iſt eine ganz andre Frage. Ein Frauenzimmer, das gut, nicht aber gelehrt, erzogen iſt, wird über Dinge, die in ihrer Sphäre ſind, mit einer Geläufigkeit, ungekünſtelten Beſtimmtheit, und naiven Schönheit ſprechen, daß ſie gefallt; kömmt aber ein Schulgelehrter, der ihre Worte wägen will: ſo wird ſie ſchüchtern werden; will er philoſophiſche Erklärungen und Beſtimmungen; ſo wird ſie ſtammeln — nochmals ſtammeln, und endlich daſſelbe Wort wiederholen; will er jetzt aber grammatiſche Zierlichkeiten lehren, wie ſie es beſſer hätte ſagen können: ſo wird ſie ſich loswinden, und ihn von weiten anhören:

als ob der graduirte Mann
mit einem Zauberfluche
ſie zu beſchwören ſuche.

Warum? ſie iſt gewohnt, über ihre Welt klar, aber nicht logiſchdeutlich zu denken,

verſtändlich und ſchön, aber nicht gelehrt und abgezirkelt zu ſprechen.

Man erlaube mir hier ein Wort dazwiſchen von dieſer ſinnlichen Sprache: Der Weltweiſe darf auf ſie nicht ſchimpfen, und mit hoher Mine einen Zaun zwiſchen der gemeinen, äſthetiſchen und gelehrten * Sprache machen: drei Wörter, die für mich immer unbegreiflich geweſen, wenn man ſie neben einander ſtellet. Sie laufen in einander, ihre Zirkel durchſchneiden ſich, und ſie haben ganz und gar nicht einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt: jede ihren Zweck, jede ihre ausſchließende Schönheiten und Fehler: die Sprache des gemeinen Lebens die ihrige: die philoſophiſche Sprache die ihrige: die höchſte Dichterſprache die ihrige. Sich alſo einen Ton auf Koſten eines ganz unſchuldigen Fremdlinges geben, der unter eine andere Obrigkeit gehöret, iſt widerrechtlich: und ein gelehrtes Gehege ziehen, worinn blos eine gelehrte Sprache gilt, die nach lateiniſchen Ausdrücken deutſch gemodelt iſt, wird oft lächerlich.

* ſ. Meiers gelehrte Sprache Litt. Br. Th. 17. p. 111.

lich. Der Erfinder der Aeſthetik, Baumgarten, vermuthete es vielleicht nicht, daß einige ſeiner Lieblingswörter und Eintheilungen bei ſeinen Nachfolgern Wortſchranken werden ſollten, wie z. E. ſeine Horizonte der Erkänntniß, Reichthum, Wahrheit, Größe, Licht, Gewißheit, Leben der Begriffe u. ſ. w.

Eine Anwendung des Geſagten kömmt hier vielleicht zu rechter Zeit. Wenn der ganze Schatz menſchlicher Begriffe durch Worte geſammlet wird: wenn in der ganzen Sprache des gemeinen Lebens Gedanke am Ausdruck klebt: wenn ſelbſt in der Sprache des Umganges nicht eben häufig die Idee ohne Wort gedacht wird — wie muß der Vortrag ſeyn, der ſich in dieſe Sphäre paſſen ſoll? Unmöglich anders als in Worten, die dieſer Mundart geläufig ſind.

Alle Bücher, die in der Welt von Gegenſtänden, Verrichtungen und Vorfällen zu Hauſe gehören, in welcher der gemeine Mann lebt, können ſich nicht in einer neuen Sprache brüſten, oder ſie werden lächerlich, unverſtändlich und unnütz. — Wenn jene Fruchtbringende Geſellſchaft der Katze und dem

Schorſteine neue Namen geben wollte: ſo war ſie am Kopfe krank, und mancher Klügling hat ſich über ihre Krankheit beinahe ſelbſt krank gelacht. Aber wenn Halle über Künſte und Handwerke * eine neue Sprache redet: mit äſthetiſchen Umſchreibungen und galanten Umſchweifen uns eine wächſerne Naſe dreht: wenn er die Geſchichte der Thiere nicht wie ein Lehrer der einfältigen Natur uns erzählet, ſondern mit artigen und feinen Männchen uns bald dies, bald das, als ein Schattenſpiel an der Wand zeigt, damit wir ja die Brillanten an ſeinen Fingern ſehen ſollen: ſo iſt das ein ſchöner Schriftſteller von Geſchmack. — Ferner: wenn im gemeinen Leben eine Großmama nach der alten Welt höflich zu ſprechen glaubt, wenn ſie ſagt: meine Füße mit Reſpekt zu ſagen! oder, die Straße iſt salua venia unrein; ſo lachen wir über die gute Frau. Wir lachen über das gute Mädchen, die Sachen umſchreibt, die ſie für unhöflich hält, und ſich Clyſtier oder Beinkleid zu ſagen ſchämt. — Aber darüber lachen wir nicht, wenn ein Schulgelehrter für einem

* Litt. Br. Th. 14. p. 295.

einem Barbariſmus zittert; wenn er vor jedes zweideutige Wort, vt ita dicam etc. ſetzt: wenn er in der Naturlehre der Erfahrungen undeutlich umſchreibt, um nur gelehrt thun zu können. — Man würde lachen, wenn eine Politiſche Zeitung in umſchreibendes Deutſch gekleidet, auf hochfliegenden Schwingen ſich ins Reich der Wolken hübe: aber darüber lacht man nicht, wenn in den lateiniſchen Titeln unterthäniger Zueignungsſchriften ein Quartblatt von Aemtern in ſeine Beſtandtheile aufgelöſet, in Fluß gebracht, und zu ächten reinen Phraſibus umgeſchmelzt wird, daß der gnädige Gönner oft ſelbſt zu rathen hat, wozu ihn ſein Client macht! Heißt es hier nicht: Man muß ihn in die Schule ſchicken! Möchten doch Schriftſteller dieſer Art bedenken, worüber ſie ſchrieben, daß hier das Wort den Gedanken, nicht der Gedanke das Wort erzeuge.

Zweitens: Ueberall wo ich zum gemeinen Mann rede: (ich meine hier jeden, der kein Büchergelehrter iſt) muß ich in ſeiner Sprache reden, und ihn zu meiner Spra-

che nur allmählich gewöhnen: ich muß nicht wie aus den Wolken zu ihm reden: sondern auf seinen Grund und Boden treten, und ihn allgemach in meine Sphäre heben. Unter der großen Menge von Beispielen wähle ich die mir hier beifallen.

Der gemeine Mann liest wenig, und noch weniger ist für ihn geschrieben. Dies Wochenblatt * soll für ihn geschrieben seyn? — Unmöglich! denn es ist voll Bücherwitz, voll gelehrter Gründlichkeit, in einer Sprache, die die Büchermotten verstehen mögen, aber nicht er, der statt Büchern unter Menschen wandelt, sie mögen seyn, von was Stande sie wollen. Der Mensch, der Mann, die Frau, der Gesellige, und wie der Leser weiter will, ist vor dem Pulte geschrieben, und hat nicht die Sprache in seiner Gewalt, die jeder Leser sich von der Zunge gerissen glaubt, in der er seine

* Eine der schönsten neuern Wochenschriften, der Hypochondrist, hat uns wieder an den Einfall erinnert: wie eine Provinzialwochenschrift, die dies in hohem Verstande wäre, ein originales Werk seyn könnte, das blos mit den Sitten dieser Provinz unterginge, und das Lieblingsbuch etlicher Zeitalter wäre.

ſeine Worte und mit ihnen ſeine Ideen wiederfindet. Dies iſt ein Wochenblatt zum Beſten der Kinder? Sollen Kinder es leſen? Der Titel lügt, oder es iſt ihnen mit allen ſeinen Abhandlungen, und Fabeln, und Gedichten eine Quaal! Sollen Eltern es leſen? Haben ſie dazu Zeit? Iſt dies ihnen zu wiſſen nöthig? Gibt es ihnen, worinn ſie Rath wollen und brauchen, kurz und gut, Rath? Spricht es die Sprache der Eltern, die ans Herz dringt? Nein! Für Hofmeiſter mag das ein Buch ſeyn, die langweilig, wie die Verfaſſer, denken wollen! — Ich urtheile zu dreuſt? wohl! ſo ſchenke man mir mehrere Beiſpiele, über die ich noch dreuſter ſchreiben würde: man leſe an verſchiednen Orten die Litteraturbriefe, und höre, was ein Schriftſteller ſchreibt, den ich nicht genug leſen kann: *

„Es hat ſich in der feinern Welt nach und „nach eine Sprache aus der Metaphyſik und „andern Wiſſenſchaften eingeführt; es haben „ſich Redensarten aus andern Sprachen in „die unſrige eingeſchlichen, die jeder ſinnrei-

„che

* Abbt vom Verdienſte, p. 349.

„the Schriftſteller brauchen will, und brau„chen muß, die aber der gemeine Mann nicht „verſteht, wenn er ſie auch zu verſtehen ſcheint. „Er iſt immer noch achtzig, hundert Jahre „zurück; ſeine Bibel, ſein Katechiſmus, ſeine „alte Bücher, ſein täglicher Gebrauch enthal„ten den ganzen Umfang der Begriffe und „Ausdrücke, die ihm bekannt und geläufig „ſind. Was davon abgehet, iſt für ihn eine „fremde Sprache, die er weder Geſchicke, „noch Muße, noch Geduld hat, zu erlernen; — „die ihm auch nicht nöthig iſt.„ — Nun gehe man nach dieſem Geſichtspunkte die Wochenſchriften, die Erbauungsbücher, die Predigten durchs alles ſoll für den gemeinen Mann ſeyn, und wenig iſt für ihn. Hier empfehle ich jedem, der für den gemeinen Mann ſchreiben will, den Artikel aus Abbts Buche vom Verdienſt zu leſen, der vom Verdienſt des Schriftſtellers handelt: ſeine Vorſchriften ſind gülden; aber wie ſchwer? — das kann dieſer große Mann zum Theil ſelbſt zeigen, der wohl nicht, ohngeachtet ſeiner originalen Schreibart, den Ton aller derer getroffen, in deren Händen ſeine

Schrift

Schrift vielen Nutzen ſtiften könnte. — O eine Schrift, die das iſt, was eine Erbauungs- eine Bildungsſchrift für den gröſsten, nutzbarſten und ehrwürdigſten Theil der Menſchen, das Volk, ſeyn ſoll: — gebet mir, wenn ich Alexander wäre, einen goldnen Kaſten her; ich weiß nichts beſſers in demſelben zu verwahren! — Doch nein! ich beſinne mich! Ein Schriftſteller der Art wird mich mit dieſer Ehre auslachen: er hat einen ſchönern Ort für ſein Buch: den armen Kleiderſchrank, und für die Lehren, die ſein Buch enthält, das Herz des redlichen Bürgers, Frauenzimmers oder Landmannes, der ihn theuer hält. Macht mich mit einer Schrift bekannt, die für den Menſchen, den Bürger, für ſeine Denkart und für ſein Herz, für ſeinen Stand und Bedürfniß geſchrieben: die das ſaget, was er immer gedacht, und doch nicht gedacht, was er thun wollte und muß, und doch nie gethan, worüber er Rath und Unterricht will, und wie er ihn will: die ihm in die Seele ſpricht, in der er ſich finde, die ihm ſeine Worte von der Zunge, ſeine Einwendungen und Wünſche

ſche geraubt: die recht ein Buch für ihn iſt! Wo iſt ein Mann der Art:

Wo iſt er? und der Kranz des Patrioten
ſoll ſein ehrwürdig Haupt umziehn! — *

Noch eine Anwendung! Das Frauenzimmer gehört ohne Zweifel nicht in die Hörſäle und Studirzimmer der Gelehrten, wenn es ſich bilden will zu ſeiner Beſtimmung, damit es ſeine Seele verſchönere, und das Vergnügen des männlichen Geſchlechts ſey: damit es die Würde der Bürgerinnen, und Hausmütter, und Ehegatten, und Erzieherinnen erreiche: damit es alle die Talente ausbilde, die ihm die Natur gab, und die Pflichten fordern, das ſchöne Geſchlecht zu werden. Ohne allen Zweifel muß alſo ein Lehrbuch zu ihrer Bildung nicht nach männlichem, noch weniger nach gelehrtem Zuſchnitt ſeyn: es muß ſtatt eines Skeletts von Schulweisheit ſich ihrem Verſtande bequemen: und weil in

* Ich ſchäzze einige Schweizeriſche Stücke, die ſich dieſer Gattung nähern, hoch; ſie gehören aber eigentlich nicht hieher, weil ſie für den Bürger geſchrieben ſind.

in der Welt der Damen immer die Worte gleichsam die Hüllen sind, in denen sie denken: so ist es das sicherste Zeichen, daß man dies erreicht, wenn man in ihrem Bezirk mit ihnen sprechen gelernt. Ob unsre Schulmethoden, unsre zerstückte Unterweisungen, unsre Kathedersprache, unsre gelehrte Gründlichkeit auf ihre Bildung (ich sage nicht: Unterricht!) passe? — können nichts, als Versuche und Erfahrungen entscheiden. Lasset nun einen ehrlichen Schulrektor oder gelehrten akademischen Professor ein Lehrer in dem werden, was sie bilden soll und kann: gebet ihm die fähigsten Züglinge: lasset eine Frauenzimmerakademie ihm zuhören, die aber aus Gliedern bestünde, die selbst verständige, nicht aber gelehrte, und ja keine Daciers, seyn müssen; nun gebet Acht: sein gelehrter Vortrag ermüdet, er gibt auf zu lernen, Worte, die nie in ihre Sphäre gehören, Sachen, die sie nie brauchen können, Wahrheiten und Lehrsätze, die nicht für sie sind. — Haben wir daher eine Encyklopädie der Frauenzimmerwissenschaften? — die sich zu den bekanntesten Begriffen herabläßt, in denen

nen ſie erzogen worden, ſie über Sachen unterrichtet, die rings um ſie ſind, die Empfindungen entwickelt, die in ihren Herzen ſchlafen, ihnen ihre ganze Beſtimmung und Zwecke ſtufenweiſe entwickelt: von der ganzen Gelehrſamkeit, Weltweisheit und ſchönen Litteratur, von der Geſchichte und den ſchönen Wiſſenſchaften ihnen nur ſo viel vorhält, als nöthig iſt, ſie zur Schönheit des Geiſtes zu bilden, ihnen es in der Ordnung vorhält, die ſie immer muntrer macht, und mit den Worten, die ihren Lippen entwandt, den Weg wiſſen, in ihre Seele und an ihr Herz zu ſchleichen: Haben wir im Deutſchen ein ſolches Buch zur Bildung? Ich zweifle gar, daß eine Mannsperſon es ſchreiben kann, und die franzöſiſchen Philoſophien in dieſer Art ſind als Bildungen für einen glänzenden Witz in der Geſellſchaft, zum Zeitvertreibe für galante Toiletten, vortreflich: haben ſie aber für den guten geſunden Verſtand des Lebens, (ich will den bloßen Haus- und Küchenverſtand nicht einmal nennen) geſchrieben ſeyn ſollen. Da nun die Franzoſen in der Cultur des Frauenzimmers nach ihrem Ideal des

geſell-

geſellſchaftlichen Tons uns weit voraus ſind: — ihr Deutſche, wo haben wir ſie denn? Ich muß mich ja ſchämen, einen Köſter neben Algarotti zu ſezzen!

6.

Jezt bitte ich einige Dichter etwas beyſeit; mit denen ich ein Wort zu ſprechen habe. Wenn bei ſinnlichen Begriffen, bei Erfahrungsideen, bei einfachen Wahrheiten, und in der klaren Sprache des natürlichen Lebens der Gedanke am Ausdrucke ſo ſehr klebt: ſo wird für den, der meiſtens aus dieſer Quelle ſchöpfen muß, für den, der gleichſam der Oberherr dieſer Sphäre geweſen, (wenigſtens in der alten ſinnlichen Zeit der Welt) für ihn, muß der Gedanke zum Ausdrucke ſich verhalten, nicht wie der Körper zur Haut, die ihn umziehet; ſondern wie die Seele zum Körper, den ſie bewohnet: und ſo iſts für den Dichter. Er ſoll Empfindungen ausdrücken: — Empfindungen durch

eine gemahlte Sprache in Büchern iſt ſchwer, ja an ſich unmöglich. Im Auge, im Antlitz, durch den Ton, durch die Zeichenſprache des Körpers — ſo ſpricht die Empfindung eigentlich, und überläßt den todten Gedanken das Gebiet der todten Sprache. Nun, armer Dichter! und du ſollſt deine Empfindungen aufs Blatt mahlen, ſie durch einen Kanal ſchwarzen Safts hinſtrömen, du ſollſt ſchreiben, daß man es fühlt, und ſollſt dem wahren Ausdrucke der Empfindung entſagen; du ſollſt nicht dein Papier mit Thränen benetzen, daß die Tinte zerfließt, du ſollſt deine ganze lebendige Seele in todte Buchſtaben hinmahlen, und parliren, ſtatt auszudrücken. — Hier ſieht man, daß bei dieſer Sprache der Empfindungen, wo ich nicht ſagen, ſondern ſprechen muß, daß man mir glaubt, wo ich nicht ſchreiben, ſondern in die Seele reden muß, daß es der andre fühlt: daß hier der eigentliche Ausdruck unabtrennlich ſey. Du mußt den natürlichen Ausdruck der Empfindung künſtlich vorſtellen, wie du einen Würfel auf der Oberfläche zeichneſt; du mußt den ganzen Ton deiner Empfindung in dem

Perio-

Perioden, in der Lenkung und Bindung der Wörter ausdrücken: du mußt ein Gemälde hinzeichnen, daß dies selbst zur Einbildung des andern ohne deine Beihülfe spreche, sie erfülle, und durch sie sich zum Herzen grabe: du mußt Einfalt, und Reichthum, Stärke und Kolorit der Sprache in deiner Gewalt haben, um das durch sie zu bewürken, was du durch die Sprache des Tons und der Geberden erreichen willst — wie sehr klebt hier alles am Ausdrucke: nicht in einzelnen Worten, sondern in jedem Theile, im Fortgange derselben und im Ganzen. Daher rührt die Macht der Dichtkunst in jenen rohen Zeiten, wo noch die Seele der Dichter, die zu sprechen, und nicht zu plappern gewohnt war, nicht schrieb, sondern sprach, und auch schreibend lebendige Sprache tönete: in jenen Zeiten, wo die Seele des andern nicht las, sondern hörte, und auch selbst im Lesen, zu sehen und zu hören wußte, weil sie jeder Spur des wahren und natürlichen Ausdrucks offen stand: daher rühren jene Wunder, die die Dichtkunst geleistet, über die wir staunen und fast zweifeln; die aber unsre

ſüße Herren verſpotten, und närriſch finden: daher rührt alles Leben der Dichtkunſt, was ausſtarb, da der Ausdruck nichts als Kunſt wurde, da man ihn von dem, was er ausdrücken ſollte, abtrennete: der ganze Verfall der Dichterei, daß man ſie der Mutter Natur entführte, in das Land der Kunſt brachte, und als eine Tochter der Künſtelei anſah: der Fluch, der auf dem Leſen der Alten ruhet, wenn wir blos Worte lernen, oder den Inhalt hiſtoriſch durchwandern, oder Aeſthetiſche Regeln ſuchen, oder Beiſpiele ausklauben, kurz! wenn wir Gedanken und Worte in ihnen abgetrennt betrachten: nicht das ſchöpferiſche Ohr haben, das die Empfindung in ſeinem Ausdrucke, in vollem Tone höret; nicht jenes dichteriſche Auge haben, das den Ausdruck als einen Körper erblickt, in welchem ſein Geiſt denket und ſpricht und handelt. „Daher rührt das Aeſthetiſche Gewäſche, wo „immer Gedanke, vom Ausdrucke abgeſondert, „behandelt wird *:„ daher rührt jener Unſegen, daß es uns ſchwer wird, wie die Alten zu denken, weil man das Denken ohne Aus-

* Litt. Br. Th. 17. p. 114.

Ausdruck erhaſchen wollte, und wie die Alten zu ſprechen, weil man wiederum den Ausdruck vom Gedanken abgeſendert betrachtete. Je mehr ich der Sache nachdenke, daß man es für nüzzlich, ja für nothwendig habe halten können, in Poeſien Gedanke und Ausdruck unverbunden zu behandeln, in Poeticken unverbunden zu lehren, und in Alten unverbunden zu zergliedern: deſto fremder kömmt mir dieſe Zerreißung vor.

Gedanke und Ausdruck! verhält er ſich hier wie ein Kleid zu ſeinem Körper *? Das beſte Kleid iſt bey einem ſchönen Körper blos Hinderniß. — Verhält er ſich, wie die Haut zum Körper **? Auch noch nicht gnug: die Farbe und glatte Haut macht nie die Schönheit vollkommen aus. Wie eine Braut bei ihrem Geliebten, wenn derſelbe ſeinen Arm um ſie geſchlungen, an ihrem Munde hanget: Wie zwei zuſammen Vermälte, die ſich einander mittheilen; ein Paar Zwillinge, die zuſammen gebildet und erzogen, ſich lieben und begleiten wie Shakeſpears Freundinnen? Dieſe Bilder ſind bedeutend, aber wie

* Litt. Br. Th. 17. p. 114. ** p. 114.

mich dünkt, noch nicht vollständig. — Wohl! es fällt mir ein Platonisches Mährchen ein, wie der schöne Körper ein Geschöpf, ein Bote, ein Spiegel, ein Werkzeug einer schönen Seele sey, wie in ihm die Gegenwart der Götter wohne, und die himmlische Schönheit einen Abdruck in ihn gesenkt, der uns an die obere Vollkommenheit erinnert: ich fezze diese schöne Sokratische Bilder zusammen, und zeige meinen Lesern ein Bild, daß Gedanke und Wort, Empfindung und Ausdruck sich zu einander verhalten, wie Platons Seele zum Körper.

Wenn einer von meinen Lesern der bei den Werken der Alten, in das Jahrhundert der goldnen Zeit und einfachen Natur entzückt gewesen ist, sich bei meiner Erzählung dessen erinnert, was er hier in diesem Elysium für Gedanken gesehen, für Ausdrücke gehört, und wie beide in einander geflossen sind: wie würde ich mich freuen, wenn einer von diesen mir Recht gäbe, und damit mich schadlos hielte, daß zehn schöne Geister, die sich in das schöne Kleid, und den Putz des Costume, in die schönen Fingerspitzen der Chineserschönheiten, in

das

das blendende Teint französischer Wendungen, oder in das oft überladene Kolorit brittischer Bilder verliebt haben, mich für einen Träumer und Enthusiasten schelten werden.

Aus dem seeligen Reich der Götter ward die Empfindung, wie die Seele des Plato, heruntergesandt in den Schoos der irrdischen einfältigen Natur. In dem Schoos dieser gesunden, und starken und fruchtbaren Mutter sollte die Bewohnerinn des Himmels einen schönen und blühenden Körper sich zum Wohnhause bereiten: daher nahm sie das zarteste und feinste Geblüt ihrer Mutter zur sanften Hülle, und ward die Schöpferinn des Gebäudes rings um sich. Kein Sturm widriger Wallungen und kein Blizstral von ungesunden Zuckungen hinderte ihr Gewebe, in welches sie, ohne Gefühl gewaltsamer Störungen ihr Bild voll ruhiger Stille eintrug: als das Bild, einer Freundinn der Götter und Gespielinn der Göttinnen. Sie vollendete ihre Schöpfung: sie brachte die Frucht zur Reife: sie vollführte den Pallast ihrer Wohnung: ihr gelang das Bild ihrer selbst, das von ihr zeugen sollte. (Kurz! der himmli-

ſche Gedanke formte ſich einen Ausdruck, der ein Sohn der einfältigen Natur war, ſie aber in den ſchönſten Jahren ſeiner Mutter: er ward in ihrem Schooße reif, ohne gewaltſame Gährungen, und mit einer ſtillen Größe vollendet. Er wand ſich ſeiner Gebährerinn ſanft vom Herzen, und bei ſeiner Geburt beglückten ihn die Grazien und Göttinnen lächelten ihn an.)

Nun ſteht dieſer Körper vor dir: willſt du ihn, als ein todtes Kunſtſtück betrachten, blos ſeine Farbe lieben, blos ſeinen Puz anbeten, ſeine Nägel an den Füßen bewundern, und umarmen eine kalte Bildſäule: willſt du im Ausdrucke ohne Gedanken Schönheit finden! — Dann biſt du ein elender, kurzſichtiger, fühlloſer Betrachter! — Nein! ſiehe dieſen Körper an, als ein Sinnbild der Seele, die ihm blos ſo viel körperliche Reize gab, als erfodert wurden, um ihn deinen irrdiſchen Augen ſichtbar und ſchön darzuſtellen. — (Begnüge dich alſo nicht mit grammatiſcher Schönheit, der Wörterwahl, der Stellung der Worte und des todten Rhythmus: denn wenn du da trockne Richtigkeit ſucheſt, wo

Schön-

Schönheit dich erfüllen ſoll: ſo lieſeſt du wie ein Meßkünſtler und Handwerker, oder Tagelöhner.)

Aber ſiehest du den Ausdruck als ein Geſchöpf, das ſich die Empfindung geſchaffen, als ein Sinnbild, in dem ſich ihr Bildniß abdrucket; ſiehest du den ganzen Ausdruck als einen Boten des Gedankens, und als den Pallaſt, den ſeine ganze Größe erfüllet: ſo wirſt du mit den Augen ſehen, mit denen Plato ſah, wenn er ſich der unkörperlichen Schönheit aus dem Reiche der Geiſter erinnerte, mit denen Winkelmann ſiehet, wenn er bei dem Apoll im Belvedere, oder dem Herkules im Torſo oder dem Laokoon, oder der Niobe ins Reich unkörperlicher Ideen geräth, du wirſt mit dem Auge deine Hand leiten, mit welchem Mengs die Schönheit ſiehet.

Ich rede nicht von einzelnen Stücken, ſondern von dem vollendeten Ausdrucke eines ganzen Werks der älteſten Zeiten, wo ich Gedanken und Rede eines Schriftſtellers, mir zu einem Ganzen bilde, und es meinen Leſern vor Augen ſtelle. Wenn hier die Stärke der Gedanken ſich mit dem ſtarken

Ausdrucke paaret: so ſteht ein Bild vor mir, wo der einförmige Umriß des Körpers für mich blos ein Zeuge jenes Gedankens iſt, der ſich denſelben formte: die äußere Geſtalt der wohlgebildeten Form erinnert mich des bildenden Gedankens, der ſich hier in ſeinem Werke ſpiegelt: die freye Stellung redet von dem Werkmeiſter, der dies Werkzeug ſo leicht zu brauchen wußte: die Macht, die nichts leeres übrig läßt, iſt eine Hülle des großen Bewohners: alles wird ein Gegenſchein von ſeinem Urbilde, und eine Morgenröthe, die ſich in Stralen der Sonne gekleidet. Wenn ich auf die Art Ausdruck und Gedanke zuſammen betrachte: ſoll ich jenen allein bemerken? — einen Körper ohne Seele; dieſen allein? — eine Seele ohne Körper. — Und wohnt ſie in einem wüſten ungeſtalten Hauſe, wo ſie wie aus einem dunkeln, unregelmäßigen Kerker herausblickt, wo Sehnen wie Stricke, und Adern wie unreine Kanäle ſich erheben, und ſichtbar fortlaufen: wo ein dürftiges mißgebohrnes ſchmachtendes Werk uns Zittern, oder Ekel, oder Abſcheu erwecket: ſo muß uns der Traum des Plato beifallen: in

dieſes

dieſes Gefängniß ward der Gedanke geſandt, zur Strafe für die in der Oberwelt begangne Verbrechen. — So wenig iſt in der wahren Dichtkunſt, Gedanke und Ausdruck von einander zu trennen: und es iſt beinahe immer ein Kennzeichen einer mittelmäßigen Poeſie, wenn ſie gar zu leicht zu überſezzen iſt.

7.

Ich thue noch einen Schritt: wenn in der Poeſie der Gedanke und Ausdruck ſo veſt an einander kleben: ſo muß ich ohne Zweifel in der Sprache dichten, wo ich das meiſte Anſehen, und Gewalt über die Worte, die gröſeſte Känntniß derſelben, oder wenigſtens eine Gewißheit habe, daß meine Dreuſtigkeit noch nicht Geſezzloſigkeit werde: und ohne Zweifel iſt dies die Mutterſprache. Sie druckte ſich uns zuerſt, und in den zarteſten Jahren ein, da wir mittelſt Worte in unſre Seele die Welt von Begriffen und Bildern ſammleten, die dem Dichter eine Schazzkammer wird. In ihr muß er alſo mit der

gröſten Leichtigkeit nachſinnen, und Ausdrücke finden: in ihr den Reichthum von Bildern und Farben finden, der einem Dichter unumgänglich nöthig iſt: in ihr die Donnerkeulen und Blizzſtrale finden, die er als Bote der Götter wirft: in ſie iſt unſre Denkart gleichſam gepflanzet, und unſre Seele und Ohr und Organen der Sprache ſind mit ihr gebildet — wo werde ich mich alſo beſſer ausdrücken, als in der Mutterſprache? Sie übertrift, ſo wie das Vaterland, an Reiz alle übrige Sprachen, in den Augen deſſen, der der Sohn ihres Herzens, der Säugling ihrer Bruſt, der Zügling ihrer Hände geweſen, jezt die Freude ihrer beſten Jahre iſt, und die Hoffnung und Ehre ihres Alters ſeyn ſoll. —

Die Sprache, in der ich erzogen bin, iſt meine Sprache: denn ſo wie nach Montesquieu Anmerkung alle unſre Begriffe von Schönheit ſich auf den erſten mächtigen Eindruck beziehen, auf den die Seele nachher jedes Bild, das ſie gewahr wird, ſchnell zurückführt, und oft ein Grübchen im Kinn, ein ſchönes Liſpeln, wie Alcibiades ſprach, und dergleichen liebenswürdigen Eigenſinn ſchön findet,

findet, weil es mit dem Urbilde übereinſtimmet, zu dem ſie ſich formte — ſo iſt auch die Mutterſprache ſelbſt mit ihren Idiotismen voll Eigenſinn, und mit ihren kleinen Schwachheiten der Liebe für uns ein Bild der Schönheit. So wie ein Kind alle Bilder und neue Begriffe mit dem vergleicht, was es ſchon wußte: ſo paſſet unſer Geiſt insgeheim alle Mundarten der Mutterſprache an: ſie behält er auf der Zunge, um nachher deſto tiefer in den Unterſchied der Sprachen einzudringen: ſie behält er im Auge, um wenn er dort Lücken und Wüſten; hier Reichthum und Ueberfluß in fremden Sprachen entdecket; er den Reichthum der ſeinigen liebgewinnen, und ihre Armuth, wo es ſeyn kann, mit fremden Schäzzen bereichere: ſie iſt der Leitfaden, ohne den er ſich im Labyrinth vieler fremder Sprachen verirrt: ſie iſt die Rinde, die ihn auf dem unermäßlichen Ocean fremder Mundarten vor dem Sinken bewahret: ſie bringt in die ſonſt verwirrende Mannichfaltigkeit der Sprachen Einheit. Nicht um meine Sprache zu verlernen, lerne ich andre Sprachen, nicht um die Sitten meiner Erziehung umzutauſchen,

tauſchen, reiſe ich unter fremde Völker; nicht um das Bürgerrecht meines Vaterlandes zu verlieren, werde ich ein naturaliſirter Fremder: denn ſonſt verliere ich mehr, als ich gewinne. Sondern ich gehe blos durch fremde Gärten, um für meine Sprache, als eine Verlobte meiner Denkart, Blumen zu holen: ich ſehe fremde Sitten, um die meinigen, wie Früchte, die eine fremde Sonne gereift hat, dem Genius meines Vaterlandes zu opfern. Wenn ich mich meiner Heimath entziehe, und mich in fremden Sprachen weide, ahme ich Kleiſts Bienen nach,

* * * die in zerſtreueten Heeren,
Die Luft durchſäuſeln, und fallen auf Klee und blühende Stauden
Und denn heimkehren zur Zelle mit ſüßer Beute beladen
und liefern uns Honig der Weisheit.

Ich ſezze zwei Schriftſteller zuſammen, von denen der eine in ſeiner Sprache, der andere in einer fremden todten Sprache ſchreibt: wer von ihnen kann größer werden?

Zuerſt der in einer fremden Sprache ſchreibt, muß doch eine Mutterſprache haben,

in der er erzogen iſt. Verachtet er dieſe Mutter: ſo muß er von ihr übel erzogen ſeyn, daß die erſten Eindrücke der Bildung gar nicht bei ihm zur Reife gekommen; denn ſonſt ſind die Spuren dieſes frühen Gepräges der Seele unauslöſchlich. — Wie viel verliert ein Schriftſteller hiebei, deſſen Geiſt nicht durch ſeine Sprache mächtig geformt iſt! alle ſein ſpäteres Lernen bemahlt die Oberflache der Denkart: er irret in fremden Gegenden, ohne Vaterland und Hausgötter: er kann nie ein Originalſchriftſteller werden, bei dem Gedanke und Ausdruck ſich zuſammen drängen, um ein vollſtändiges Bild ſeiner Seele zu ſeyn.

Ein Originalſchriftſteller im hohen Sinne der Alten, iſt, wenige Beiſpiele ausgenommen, beſtändig ein Nationalauter. Ein Mann, deſſen Seele, von Gedanken ſchwanger, zu gebären ringet, denket nie darauf, wie ein Aeſthetiſcher Regelnſchmid einſt an ihm ſizzen wird, um Beiſpiele des Ausdrucks zu ſeinen Schulgeſezzen auszuklauben: und es wird ihm alſo unmöglich, den Ausdruck abgeſondert vom Gedanken zu behandeln,

zu ordnen, zu wählen. Er bildet ſich das Ganze des Gedankens in ſeinem Geiſte, ſtellet jeden Theilbegriff ſchnell an ſeinen Platz, in ſein gehöriges Licht, zu ſeinem eigenthümlichen Zweck, in allem erforderlichen Gleichmaaße: das Bild ſchaffet ſich in ſeinem Kopf und Tritt, vollſtändig an Gliedmaaßen, und geſund an der Farbe, mit glänzenden Waffen gerüſtet, hervor, und wird Ausdruck. Dieſer iſt eine ſichtbare Wohnung, in die ſich der Gedanke mit Gewalt drängete, ihn ganz einnahm, alles an ihm belebte, und zuſammenfügte. Da ſteht er nun ſichtbar und hörbar, wie ihn der andre unſichtbar dachte: ſoll ich den Ausdruck ändern, ſo ſchwindet der Gedanke: habe ich den Gedanken gefaſſet, und will ihn ſagen: da ſteht wieder das Wort! Der Schriftſteller dachte Worte, und ſpricht Gedanken. Er wollte ſich nicht um den Ausdruck allein bekümmern, ihr ſeine beurtheilende Schulmeiſter: er hat nicht geſchrieben, um euch ein Exempel-Magazin zu liefern: er gönnt euch die Freude, ihm hier unſichtbare Fehler des Stils abzulauern; er gönnet euch, ihr Groß- und Kleinmeiſter der

Schreib-

Schreibart, die Ehre, an ihm berühmt zu werden, und ihn nach allen Regeln der Grammatik hochmüthig zu verdammen, und nach allen Privilegien der Poetik und Rhetorik großmüthig loszusprechen; er gibt allen kurz- und langweiligen Nachrichtern der Gelehrsamkeit die Macht, ihn hier der Dunkelheit, und wo das Licht durchblickt, der Größe, ihn dort der fremden Anspielungen, und wo ihr sie verstehet, des Nachdrucks, ihn hier des Zwanges, und wo ihr seinen Zweck erreicht, des Nahrhaften, kurz aller gegen ein ander laufenden Fehler des Ausdrucks, und Tugenden der Gedanken zu tadeln und zu rühmen: er dachte, und der Gedanke formte den Ausdruck: mit diesem hadert! Jura negat sibi data - -

Aber man siehet, daß wenn dieser Schriftsteller nicht ganz mißrathen will: so muß er in seiner Muttersprache schreiben; denn wenn der Gedanke den Ausdruck formen soll: muß der ganze Umfang der Sprache so unter mir seyn, als das Feld von Gedanken: sonst drücke ich mich entweder nicht aus, oder sündige unaufhörlich wider die Sprache. Ich will diesen großen Gedanken in seiner unge-

heuren Geſtalt zeigen: ſchreibe ich in meiner Sprache, ſo ſtößt er ſich ſelbſt in einen Ausdruck dahin; aber in einer fremden Sprache wird er vielleicht ein Barbariſmus, bei dem die Ohren gellen. Dieſer neue Gedanke drängt ſich in meiner eignen Sprache in alle ſein Licht, daß er geſehen werden muß; unter einem fremden Volk hat er nicht die Freiheit, oder paaret ſich vielleicht mit einem derben Solöciſmus. Dieſer fruchtbare Gedanke will mit allen ſeinen Nebenbegriffen auf einmal in die Seele: meine Mutterſprache ſteht ihm mit ihrer ganzen Fülle zu Gebot; aber in einer todten Sprache muß er betteln, erift vielleicht arme Hütten an, und wird bei reichen Palläſten zurückgewieſen, oder herausgeſtoßen. Kurz! ſeiner Seele den Zügel, und den Gedanken den Lauf laſſen, ohne auf eine bekannte und ſichere Mutter Erde ſich verlaſſen zu können; macht mißrathene Schriftſteller, die in einer Gegend ſich verirren, in die ſie nicht zu Hauſe gehören; der Gedanke war groß, aber unförmlich ſein Ausdruck.

Das iſt doch gewiß, daß eine todte Sprache, die ich nach Regeln der Grammatik

lerne,

seyne, nothwendig äußerſt einſchränket, weil nach dieſen Geſezzen der Gedanke ſich richten muß, dagegen in lebendigen Sprachen ſchon eher das Geſezz ſich nach dem Gedanken richtet. Wenn in jener das Genie hervorbricht: ſo iſts raſend, reißt alles nieder, und ſchreckt Gelehrte und Ungelehrte

furit, ac velut urſus
obiectos caveae valuit ſi frangere clathros
Indoctum doctumque fugat —.

Auf der andern Seite wird man es mir noch eher zugeben, daß, wenn nicht die fremde Sprache Gewalt leidet, ſie Gewalt anthue. Wie kann ich eine Sprache aus zehn oder zwölf Schriftſtellern ganz, in ihrem ganzen Umfange, mit aller ihrer Stärke, Würde und Reiz lernen? Man nehme doch zehn Schriftſteller unter uns, und ſage: ob man aus ihnen die ganze Sprache lernen werde; ja, man nehme die ganze ungeheure Menge der unſrigen, laſſe unſre Sprache ſterben, und wecke ſie aus ihnen wieder auf? Vergebliche Arbeit, die zur Thorheit würde, und uns doch Weisheit dünkt, wenn wir

naturaliſirte Römer ſehen, die in der lateiniſchen Sprache ſo gar — ſchreiben; Gedichte ſchreiben und Horaziſche Oden ſchreiben: vielleicht die höchſte, ſchwerſte und künſtlichſte Art des Vortrages. Nun ſezze ich würklich ein Genie, von der Größe, als Horaz in ſeiner Sprache war: es hätte allen innern Reichthum, Fülle, Größe, und Feuer der Gedanken in ſeinem Lande nach ſeiner Cultur, nach der eigenthümlichen Wendung ſeines Geiſtes: dieſer Horaz von einem würdigen Gegenſtande aufgefodert, von der Muſe geſalbet, von edlem Feuer durchdrungen, greift nach der Leyer des Venuſiſchen Dichters; er würde Horaz ſeyn, aber nun ſingt er in Horazens Sprache. Sogleich wird der Gedanke vom Ausdrucke gefeſſelt; das Bild ſoll in ſeiner Schönheit erſcheinen, und hat Flecken, die den Glanz beſchimpfen: es ſoll reich an Nebenbegriffen ſeyn, und dieſe Nebenideen erniedrigen es: es ſoll groß erſcheinen, und wird gezerret, es ſoll mit einem mal überraſchen, und ſchlägt uns ins Antlitz: es wird mit Puz überladen, und erſcheint klein: Gedanke und Ausdruck ſind wie jene zuſammen-

gewach-

gewachsene Misgeburt, die mit einem Haupt lachte, mit dem andern weinte, mit dem Rücken an einander stieß, sich fortzerrete, und auf einer Stelle blieb.

Wahrlich! der Dichter muß seinem Boden getreu bleiben, der über den Ausdruck herrschen will: Hieher kann er Machtwörter pflanzen, denn er kennet das Land: Hier kann er Blumen pflücken; denn die Erde ist sein; hier kann er in die Tiefe graben, und Gold suchen, und Berge aufführen, und Ströme leiten: denn er ist Hausherr. Die wahre Laune drucket sich blos in der Muttersprache ab, und ich schäme mich nicht, die Schwäche meiner Seele zu gestehen, daß ich mir lebenslang nicht zutraue, mehr als eine einzige Sprache vollkommen fassen zu können: ich meine aber unter dem Wort vollkommen so viel, daß drei junge Herren, die vor mir stehen, und mir Französisch, Italiänisch und Englisch, und drei Schulmeister, die mir Lateinisch und Griechisch und Koptisch, mit großer Geläufigkeit vorsprächen, mich noch nicht wiederlegten. Ich würde jedem Glück wünschen, daß er vielleicht in drei Sprachen

nichts ſagen könne, als was andre vor ihnen, und vielleicht beſſer geſagt, und jeder andre nach ihm ſagen kann: würde ſie aber verlaſſen, und den Dämon des unwiſſenden Sokrates citiren, um ihn zu fragen, ob jemand in mehr als einer Sprache ein gleich vollkommner Homer, in einer todten Sprache ein Pindar oder Horaz, und in einer andern als ſeiner Mutterſprache, ein Shakeſpear ſeyn könne? — Alsdenn würde ich niederfallen, wie Brutus, und die Erde umarmen, die meine Mutter iſt, und ihre Sprache ſoll meine Muſe ſeyn!

8.

Ich habe die Sache blos von einer Seite betrachtet: daß in fremden todten Sprachen der Gedanke verliere; aber, wenn es Schriftſteller gibt, die von dieſer Höhe herunter ſteigen, und blos durch den Ausdruck gewinnen wollen — blos durch den Ausdruck? wieder wird Ausdruck und Vortrag getrennet! doch ich will zuhören;

Gewinnt

Gewinnt der Ausdruck, weil eine Sprache an ſich ſchöner iſt? ſo denken blos die Schulmeiſter, die aus den Alten Phraſes aufſagen, Lexicon und Grammatik plündern, und ſich ein buntes Kleid zuſammen ſticken, mit vieler Mühe es verbrämen, um lächerliche Arlekins zu ſeyn. Aber wenn junge Zöglinge aus den Alten Phraſes aufſagen, Lexicon und Grammatik plündern, und ſich von lateiniſchen Lappen mit vieler Mühe einen Arlekinsrock zuſammen flicken müſſen: ſo dörfte man weinen. Ohne Zweck iſt die Lappländiſche Sprache ſo gut, wie die Römiſche.

Gewinnt der Ausdruck, weil die Sprache älter iſt? — ſo denken blos die, ſo zweitauſend Jahr zu ſpät gebohren ſind, und auf eine allgemeine Wiederauflebung warten, um dem Horaz und Properz ihre Centonen aufweiſen zu können. Nun bin ich zwar kein blinder Wahrſager des jüngſten Gerichts, wie andre größere Leute; aber doch möchte ich nicht dabei ſeyn, wenn Horaz unſern Roller's und andern Schulpoeten ihre Exercitien corrigiren müßte zur Ehre der deutſchen Nation — Eben weil die Sprache ſo alt und

verlebt iſt: ſo wüßte ich nicht, ob die Römiſche Sprache nicht immer germaniſirt, wenigſtens in eine deutſche Denkart eingekleidet werde.

Gewinnt der Ausdruck, weil er Beleſenheit zeigt? — Es kann ſeyn, aber je mehr Schriftſteller ich geleſen: je mehr ich aus ihnen Nahrung gezogen; deſto unbeſtimmter muß meine Schreibart werden, und ihren Charakter verlieren! Wenn ich hier einen Kernausdruck von Tacitus in einen Perioden des Cicero flechte, dort Blumen aus Horaz, Virgil und Juvenal breche und dazwiſchen knüpfe: ſo kann dies freilich ein Kranz werden, der mich als einen Kenner des Alterthums bezeichnet; aber was wieder ein alter Römer ſpräche, wenn er einen ſo ungleichen holprichten Styl erblickte, kann ich nicht ſagen. Mir iſts freilich, wenn ich einen alten Autor eine Zeitlang geleſen, und ſchnell einen neuern erwiſcht, manchmal vorgekommen, als wenn ich die hiſtorias ſelectas läſe: aber ich kann mich vielleicht, geblendet vom Vorurtheil des Alterthums, trügen, und kann überhaupt über eine todte

Spra-

Sprache nicht ſo dreuſt urtheilen, als andre. Wäre ich ein lateiniſcher Dichter; mir würde jenes Virgilianiſche Mistrauen eindrücklich ſeyn: „Auch mich nennen die Hirten einen „Dichter; aber ſo leicht glaube ich ihnen „nicht: noch ſcheinen mir meine Arbeiten „nicht eines Varus oder Cinna würdig; „vielleicht klingt mein Geſang, wie unter „Schwänen das Schnattern der Gänſe.„

Gewinnt der Ausdruck, daß ich doch Lateiniſch einen Lateiner beſſer nachahmen kann, als Deutſch? Es ſcheint! aber was heißt beſſer nachahmen? Mit ſeinen eignen Worten; das heißt, Grammatiſch! Ausdrücke zuſammen fädeln, iſt alsdenn blos Handwerk; und da ich mich doch wieder nicht in das Wörterbuch eines Schriftſtellers einkerkern kann, ohne äußerſten Zwang, ſo muß ich wieder fürchten, ſelbſt in der Schreibart ungleich zu werden. — Aber nachahmen, um den Ton eines Alten zu lernen? Dieſe Nachahmung iſt ſchon höher, und eine Arbeit des Geiſtes. Wenn man einen Autor mit dem Feuer lieſet, mit dem er geſchrieben hat, ſo muß er uns ſo beſeelen, daß wir eine Zeit-

lang gleichsam verzückt in seine Sphäre der Gedanken sind: sein Ton schallt noch in unsern Ohren; wir sehen mit seinen Augen; wir athmen in seiner Denkart wie in unserm Elemente: die Saite der poetischen Empfindung tönt in uns, erweckt von der seinigen, mit ihr zusammen: die Worte formen sich nach der Wendung seines Geistes: wir lesen usque ad scribendi sollicitudinem — und schreiben. Nun lebt noch seine Sprache in uns: sein Rhythmus tönt noch in unserm Ohr: die Reihe seiner Bilder steht noch vor unserm Auge: wir ahmen in seiner Sprache, in seinem Sylbenmaaß, in seiner Composition der Gemälde nach, und zeigen uns also als Virtuosen.

Nun sezze ich noch dazu: sein Feuer facht unsern Geist an, wir schaffen in seine Bilder neue Züge, und prägen seine Ideen um, wir bilden uns nach seiner Form neue Figuren, ein Ausdruck gelingt uns vor ihm; eine Wendung glänzt hervor; ein Gleichniß mahlen wir besser aus — wir werden mehr als Nachahmer, wir werden Nacheiferer. Unsere Nachbildungen werden für uns angenehme

Denk-

Denkmaale, die uns an die ſüße Stunde der Begeiſterung zurück erinnern, da die Muſe eines alten Schriftſtellers vor uns ſtand, und auf den Flügeln ſeiner Ideen uns in die Gefilde ihrer Lieblinge führte. Für das Publikum ſind dieſe Stücke Pfänder von dem Werthe eines Mannes, der ſich ſo vorzüglich nach den Alten gebildet, der ſo viel von ihrem Geiſte kennet, der den Geſchmack der antiken Schönheit in ſich geſogen, den man bewundern muß, von dem man viel hoffen kann — ſie ſind alſo als Mittel zu gewiſſen Zwecken vortreffliche Dinge; aber als Zwecke? —

Als vollendete Werke des Zwecks reichen dieſe Stücke wohl an die Alten? Der Sprache nach? — Wollt ihr dies wiſſen, ſo

ſchifft euch in des Charons Kahn,
ſteiget zu der Sternenbahn,

nach jenem Knüttelliede, und fragt die Alten! — Reichen ſie an die Alten, als Kunſtſtücke? — Nicht ſo recht! Denn es iſt immer ſchwer, ſich mit einem zu meſſen, mit dem man nicht auf gleichem Boden ſtehet! Da bei den Denkmälern der Alten uns viele Dinge unbekannt

ſind,

ſind, worauf Horaz vielleicht hiemit gezielet, auf wen er dort angeſpielet, was in ſeiner Zeit den Leſern hiebei beifallen mußte, was dort für verdeckte Züge hervorſchimmern, was hier für viele reiche Nebenideen ſich zuſammengeſellen — kurz! die ganze Seite, die ſich auf einzelne Fälle gründet, auf ſeine Gelegenheit und Umſtände beziehet, ſie einem Römer vorzüglich ſchäzzbar macht, dieſe ganze Seite iſt für uns oft dunkel: und die beſte Horaziſche Satyre läuft Gefahr, von ihrem Urbilde vieles auf eine unerlaubte Art zu borgen, unpaſſend zuſammen zu ſezzen, und alſo als Kunſtſtück betrachtet, weit hinter dem Originale zu ſtehen. — Jezt vollends als Dichterei, als ein Werk des Genies? Hier entfernen ſich die Parallelſtriche immer mehr. Mit einer todten Sprache iſt uns alles ausgeſtorben, was der Dichtkunſt Leben und Nerven gibt. — Zuerſt die Lage von Vorfällen, über die jener ſchrieb, aus denen ſein Gedicht allen Saft zog, die es bis auf die kleinſten Umſtände nuzte, durch welche es ſich ſeinen Leſern ſo ſehr empfahl, ſo unvergeßlich machte, ſo nahe in ihre Seele

ging

ging — iſt ausgeſtorben. Was hilft es mir, daß meine Gelegenheit im Ganzen mit des Horaz Vorfall ſtimmet? Stimmet ſie auch in Theilen, daß ich dies und jenes Bild hier mit dem Nachdrucke brauche, als mein Vorgänger? Ihn lehrte ein Vorfall dichten; und er ſang in ſeiner Sprache, um ganz dieſen Vorfall zu nuzzen; ich ſinge über einen ganz veränderten Umſtand, und muß mit meiner Sprache die kleinen Züge verlieren, die mein Gedicht beſtimmt machen; ich ſinge aus Horaz ſtatt aus mir zu ſingen! Ich wollte gern einen Commentar über Horaz leſen, und mit ganzer Seele durchſtudiren, wo er nicht als ein claſſiſcher Autor behandelt, ſein Gedanke langweilig und ungefähr beſtimmt, ſein Ausdruck abgetrennt vom Gedanken zergliedert und verdolmetſchet, wo er mit den Regeln neuerer Ariſtarche verglichen wird, die man doch aus ihm abgezogen, die oft eigenſinnig genug ſind, und nie ſeine Schönheiten erſchöpfen oder ſichtbar machen. Einen Commentar wollte ich wünſchen, wo man ihn als einen lebenden Dichter betrachtete, der über dieſen Vorfall zu dieſem

Zwecke ſo ſchrieb, und ſchreiben mußte, wo er als ein Höfling erſchiene, der voll feiner und galanter Scherze, Gedanken und Anſpielungen iſt, die gleichſam ihre Welt haben müſſen, in der ſie leben, aus der ſie ihre Reize nehmen, ohne die ſie todt ſind. Das hieße Horaz erwecken, ſeine Gedichte in ſeine Perſon verwandeln, und mündlich von ihm lernen: das hieße, den Ausdruck aus dem Gedanken, den Gedanken aus der vorliegenden Sache erklären: und alle drei beleben! — So lange das aber ein Projekt, bei allen Werken des Alterthums ſchwer, und bei einigen unmöglich bleibt: ſo lange man die Alten als todte Männer behandelt, die als Schulmeiſter ſchrieben, damit ſie einſt in den eiſenharten Händen eines Schulmeiſters claſſiſche Autoren würden: ſo kann man ſie freilich ungeſtört und zum Lobe claſſiſch nachahmen! Wie vieles ſtirbt außerdem mit einer Sprache? Zwiſchen dieſen Wörtern iſt ein Unterſchied in der Würde; er iſt verlohren; ich brauche eins fürs andre, und ein Römer muß vielleicht über die ernſthafteſte Stelle lachen! — Zwiſchen dieſen iſt ein Unterſchied

erſchied in der Bedeutung; ich ſage das ſchielend, was der Römer ganz ſagte! — Hier gehörte ein ganz ander Wort hin, das mir aber nicht beifiel, oder das nicht in dieſem Autor ſteht, oder das ich gar nicht in einem Autor finde. — Und denn? wo haben wir das griechiſche oder römiſche Ohr zur Lenkung des Perioden? Wir ordnen ihn nach grammatiſchen Regeln, oder halten ihn, welches noch ärger iſt, für ganz und gar frei und willkührlich? — Und wo haben wir den lebendigen Wohllaut in unſrer Gewalt, die wir nach proſodiſchen Regeln ſchreiben, bald es für Kunſt halten, ohne Eliſionen, bald es für erlaubt halten, mit den härteſten Eliſionen zu ſchreiben, nicht den hohen Wohlklang hören, in dem die Alten ſangen, und ihn alſo auch nie ſo genau treffen können, nicht das Geheimniß des proſaiſchen und poetiſchen Perioden verſtehen können, weil wir blos aus todten Buchſtaben lernen, nicht die ſtolze Anordnung der Bilder verſtehen, die Leben in die Sprache bringt. Würde ſich nicht oft ein Römer quälen müſſen, um unſern neuern Perioden zu leſen, unſern nachgeahmten

ahmten Rhythmus ſchön zu finden, und unſre jüngere Bildercompoſitionen in ſeiner Sprache zu bewundern. Sollte ich zu eigen ſeyn: ſo weiſe man es mir; aber nicht durch entſcheidende Ausſprüche: ſondern durch eine gründliche Unterſuchung der ſchweren Frage: was geht mit dem Leben einer Sprache verlohren, und was bleibt? Was bleibt, um ſie verſtehen, beurtheilen und nachahmen zu können?

9.

So dörfte alſo der Ausdruck leiden müſſen, und ihm opfert man doch bei dieſer Art von Gedichten den Gedanken auf? — ihn ſahe man als die Hauptſchönheit an? — „man „glaubte, in dieſer Sprache etwas ſo ſchön „ſagen zu können, als es in andern Spra„chen nicht anginge:„ dieſem Glauben zu gut glaubte man das zweite: „daß die Alten alle „Schönheiten dieſer Art erſchöpfet hätten:„ dieſem Glauben folgte noch ein ſchwererer:

„daß

„daß alle dieſe erſchöpfte Schönheiten auf uns „gekommen, daß ſie in einigen Büchern vor „uns liegen, daß wir aus dieſen wenigen Bü„chern den ganzen Umfang einer todten Spra„che in unſere Gewalt bekommen hätten!„ und dieſem endlich der ſchwerſte von allen: „daß es wohl anginge, wenn man ihren Aus„druck nur gefaſſet, auch ihren Geiſt, ihren „ganzen Geiſt zu haben, und ſollte uns von „dieſem auch etwas entgangen ſeyn: ſo halte „uns jener für dieſen Verluſt ſchadlos!„ — Und nun entſchloß man ſich, des Ausdrucks wegen in der Sprache der Alten zu ſchreiben: natürlich wars, daß, da dieſer der Hauptvortheil und der Hauptzweck war, daß man alles Unclaſſiſche vermied, um nicht von den Alten abzuweichen: alſo entſagte man ſeiner Eigenheit, man opferte alles auf, das uns den Namen Claſſiſch ſtreitig machen könnte; und ward ein claſſiſcher Nachahmer! — O das verwünſchte Wort: Claſſiſch! Es hat uns den Cicero zum claſſiſchen Schulredner; Horaz und Virgil zu claſſiſchen Schulpoeten: Cäſar zum Pedanten, und Livius zum Wortkrämer gemacht. Das Wort: Claſſiſch!

iſts geweſen, das den Ausdruck vom Gedanken, und den Gedanken von der ihn erzeugenden Gelegenheit geſondert, das uns gewöhnet hat, nach Horaz Exercitien zu machen, und ihn in ſeiner Sprache übertreffen zu wollen. Dies Wort wars, das alle wahre Bildung nach den Alten, als nach lebenden Muſtern, verdrängete, und den leidigen Ruhm aufbrachte: ein Kenner der Alten, ein Artiſt zu ſeyn, ohne daß man damit höhere Zwecke erreichen dörfte: dies Wort hat manches Genie unter einen Schutt von Worten vergraben, ſeinen Kopf zu einem Chaos von fremden Ausdrücken gemacht, und auf ihn die Laſt einer todten Sprache, wie einen Mühlſtein gewälzet: es hat dem Vaterlande blühende Fruchtbäume entzogen, da ſtehen ſie nun auf fremdem Boden, und trauren mit halbverwelkter Blüthe und ſinkenden Blättern: ſtatt daß ſie uns Bäume hätten ſeyn ſollen, unter denen ihr Geſchlecht wohnen könnte:

Πολλαι δ' ἀφθιμοι ψυχαι Αϊδι προιαψεν
Ἡρωων, αυτους δ' ἑλωρια τευχε κυνεσσιν
Οιωνοισι τε πασι.

Will

Will ich die Sprachengelehrſamkeit verkündigen? der lateiniſchen Sprache etwas von ihrer Schönheit oder Verdienſten abſprechen? Gar nicht! Sie ſoll unſre gelehrte Sprache bleiben, die ein Band der Nationen iſt; — ſie ſoll die Sprache der Forſcher des Alterthums bleiben, weil es ein wunderbarer Anblick ſeyn würde, einen griechiſchen oder lateiniſchen Autor mit deutſchen Noten und einer deutſchen Vorrede in die Büchersäle der Gelehrten zu ſenden: ſie ſoll die akademiſche Sprache der Gelehrſamkeit bleiben, weil ſonſt eine allgemeine Barbarei erfolgen würde, da wir uns auf andre verlaſſen, und es blos einem Triumvirat von Schriftſtellern in einem ganzen Lande aufgeben, die lateiniſche Sprache zu erhalten: ſie ſoll in allen Sachen ihre Stimme haben, wo die Alten erklärt, ausgelegt, und in ihren Schönheiten vorgezeigt werden: kurz! ſie ſoll das Werkzeug der Gelehrſamkeit bleiben, das ſeit ſo vielen Jahrhunderten dieſe Ehre gehabt, und mit dem ſo große Dinge ausgeführet worden ſind.

Aber die eigentliche Sprache des Geſchmacks, der Künſte, der Schönheit muß ſie nicht werden; nicht einer Nation die Originalſchriftſteller in ihrer eignen Mundart rauben: nicht die Ehre ſich anmaßen, auf dem Throne der Dichtkunſt zu thronen, und die Sprache der Poeten, der wahrhaftig ſchönen Schriftſteller, oder derer zu werden, die mit ihren Schriften bilden wollen. Dieſe ſollen vom Sokrates lernen, Patrioten zu ſeyn, und Nebenabſichten dem Hauptzwecke aufzuopfern: denn dieſer wußte es genau zu unterſcheiden:

patriae quid debeat, et quid amicis:
quod ſit conſcripti, quod iudicis officium, quae
Partes in bellum miſſi ducis - - -

Sie ſollen aus verunglückten Beiſpielen ſehen, daß, wenn man den Ausdruck unglücklicher Weiſe vor dem Gedanken behandelt; alsdenn leicht jene todte Bildſäule des Styls daraus werde, die ohne Fehler und ohne wahrhaftig eigne Schönheiten, ohne Leben und ohne Charakter daſteht, für langweilige Leſer eine Augenweide: die Bewunderung des regelmäßigen Dummen; allein der Kluge geht vor-

vorüber. Sie ſollen aus Beiſpielen ſehen, daß, wenn man ſich begnügt, was zehn andre vor uns geſagt, auf eine ſo Gott will! ſchöne Art zu ſagen, ein Alltagsgeſicht daraus werde, — eine Alltagscompoſition von hundert hübſchen Stellen und Gedanken und Flickgen, die nicht helfen noch ſchaden, aber doch ins Auge fallen: — daß, wenn man ſein vornehmſtes Verdienſt in den ſchönen Ausdruck einer fremden Sprache ſezzt; zuerſt unſre Denkart, nachher ſelbſt unſre Sprache, und wenn dieſer Geſchmack herrſchend wird, endlich die Denkart und die Sprache der ganzen Nation zurückbleibe. Alsdenn wird vielleicht einſt ein unpartheiiſcher Nachkomme uns die Grabſchrift ſezzen:

tu quoque, tu in ſummis, o dimidiate Meander
Poneris et merito: puri ſermonis amator.
Lenibus atque vtinam ſcriptis adiuncta foret vis
- - - vt aequato virtus polleret honore
cum Graecis: neque in hac deſpectus parte iaceres:
Verum hoc maceror et doleo tibi deeſſe - -

10.

In der Sprache der ſinnlichen Welt, überall, wo ich blos klar denken muß, ohne doch immer des Unterſchiedes mir bewußt ſeyn zu dörfen; vorzüglich in der Dichtkunſt, wo der ſinnlich lebhafte Ausdruck alles iſt: klebt alſo der Gedanke ſehr am Worte — aber jetzt treten wir auf ein ganz ander Feld, wo ſich alles, verändert zeigt. Die Weltweisheit: wiefern kann und muß in ihr Gedanke am Ausdruck haften. Fragmente liefern keine Abhandlungen, ich zeichne alſo Geſichtspunkte hin.

1. Man kann zu einem Begriffe kommen, ſinnlich, wo man mit dem anſchauenden Blicke zugleich den Namen verbindet: dieſer Weg, zu Begriffen zu gelangen, iſt offenbar nicht die Straße der Philoſophie: ſie verirrt ſich unter qualitates occultas, wenn ſie mit dem Verſtande empfinden will, und das Empfundene mit einem von ihm unabtrennbaren Namen umgibt. Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich genug erkläre: damit man nicht glaube, ich wollte die Weltweisheit, dem Boden

der

der Beobachtung, entwenden. Ich ſage nur; jeder Begriff, den ich glaube, anſchauend zu erkennen, da er doch blos eine Würkung der Abſtraktion iſt, iſt ein Scheinbegriff in der Philoſophie: und wenn ich ihn mit einem Namen gatte: ſo iſt dies ein leerer Name, den ich nicht entwickeln, und der andre alſo ſich nicht erklären kann; auf gut Glück annimmt, und ein Wort ſpricht, dabei er nichts deutlich denkt. Ein großer Theil der ſcholaſtiſchen Wortkrämerei kam daher, weil ſie abſtrakte Begriffe, wie anſchauende Gedanken, ſich vorbildeten, etwas wahrzunehmen glaubten, was ſie ſchloſſen, und ſich unter unerklärliche allgemeine Namen verſteckten. Wenn eine neuere Philoſophie fortfährt, die Wahrheit wie eine Farbe anzuſehen, und es zum obern Grundſatz des Denkens nimmt: was ich nicht anders, als wahr oder falſch denken kann, das iſt wahr oder falſch — wenn man den Grundbegriff der ganzen Aeſthetik, die Schönheit, in ein Ich weiß nicht was? des Geſchmacks verwandelt: und die Grundlage der Moral in ein Gefühl, oder Gewiſſensempfindung, oder gar in einen angebohr-

bohrnen Gehorſamstrieb ſezet, um es zu beſtimmen, was gut iſt: — ich ſage, wenn dieſer Weg die philoſophiſche Methode wird: ſo ſind wir wieder in dem Labyrinth unerklärlicher Worte, wo der Gedanke am Ausdruck haftet, aus welchem uns Bacon, Locke und Leibnitz haben erretten wollen.

2. Man kann zu einem Begriffe kommen, wörtlich, wenn der Name genetiſch und aus dem Weſen der Sache hergenommen iſt. So ſind aber blos Worterklärungen, wo ich willkührlich zuſammengeſezzte Gedanken gemeiniglich auch durch einen Ausdruck gleichſam darſtelle. Dies iſt noch nicht die eigentlich philoſophiſche Methode, zu Begriffen zu gelangen: denn es ſind wenige Namen in der Philoſophie, die ihren Begriffen zu gut erfunden ſind, weil bei dieſer Art der Verbindung zwiſchen Gedanke und Wort beide unter der Gewalt ihres Erfinders ſtehen müſſen, der ſie beide ſchuf und paarte. So ſind nicht die Worte des gemeinen Lebens; denn die Erfinder der Sprache waren ſelten Philoſophen, ſondern meiſtens die eigentlichen Kunſtwörter, die daher offenbar als Zwecke nichts gel-

ten;

weil der Erfinder nichts anders im Sinne hatte, als mit ihnen, wie mit Werkzeugen, höhere Endzwecke zu erreichen. Iſt alſo eine Weltweisheit mit ſolchen Kunſtwörtern überladen, ohne daß man dieſe Kunſtwörter anders gebrauchet, als zum Beſchauen: ſo verwandelt ſich mit einemmal das, was bei den Erfindern eine Rüſtkammer zum Gebrauch geweſen war, in eine Galanteriebude, wo man eins nach dem andern beſieht, auskramet, und höchſtens hier und dar etwas puzzet. So iſt die gemeine Art, Philoſophie zu lehren, die eine abgezählte Menge philoſophiſcher Worte hat, ſie ihren Schülern vorzeigt, erklärt, und dieſelbe höchſtens mit einigen Exempeln und Veränderungen bereichert. Der eigentliche Geiſt der Weltweisheit aber, iſt nicht, wie ich glaube, zu wiſſen, was andre vor uns gedacht und geſagt: ſondern es ſich eigen zu machen, wie ſie es gedacht und geſagt. Wer Philoſophie verſteht, erläutert und vorträgt, iſt vielleicht noch kein Philoſoph, und einen jungen Kopf blos auf dieſem Wege fortführen, heißt noch nicht ihn denken, ſondern andern nachdenken lehren. So viel halte ich von einer

Methode, die da glaubt: Gedanke klebt am Ausdruck; und sich zum einzigen Zweck nimmt, Worte zu erklären, damit man Gedanken bloß verstehe: das heißt, Weltweisheit lerne.

3. An grammatische Entzifferungen der Worte lohnt es hier kaum zu denken; denn sie sind gewiß nur am Rande der Philosophie. Nicht, wie ein Ausdruck sich etymologisch herleiten, und analytisch bestimmen läßt: sondern wie er gebraucht wird, ist die Frage. Ursprung und Gebrauch sind oft sehr verschieden, und die Untersuchung des ersten ist nichts, als ein Mittel, den letztern genauer zu erforschen.

Wie klebt nun in der Philosophie Gedanke am Wort? so wie ich im gemeinen Leben mit dem Worte den Gedanken sinnlich klar erkenne, und an dieser klaren Erkänntniß gnug habe? — Nein! denn ihr Geschäffte ist sinnlich klar, aber verworren mit den Worten uns überlieferte Begriffe deutlich zu machen. Dies ist der erste Gesichtspunkt.

Klebt der Gedanke am Wort technisch, damit, wenn ich Worte in ihrer Bedeutung lerne, ich zugleich die Gedanken lerne?

Die

Die Gedanken wohl, aber denken zu lernen, wird diese technische Verbindung blos zu einem Werkzeuge.

Klebt der Gedanke am Wort bildlich, wie in der Mathematik das Wort Quadrat im Anschauen seiner Figur? Noch weniger! denn grammatische Auflösungen eines Worts sind selten der Art, daß sie die Begriffe uns eben damit vorbilden: weder wie sie entstanden sind, noch wie sie zusammen ein Ganzes bilden. — Nun wende ich an:

II.

1. Wir haben durch die Sprache denken gelernt: sie ist also ein Schatz von Begriffen, die sinnlich klar an den Worten kleben, und vom gemeinen Verstande nie getrennet werden. Nun kömmt die Weltweisheit, um die Beschaffenheit der Dinge zu erforschen; das ist, sie macht die in der gemeinen Sprache gegebenen Worte deutlich, und mit ihnen werden die Gedanken entwickelt. Wenn also eine philosophische Methode unsrer Erziehung

und

und Bildung analogiſch ſeyn ſoll: ſo nimmt ſie die Gegenſtände, die wir ſchon durch Hülfe der Worte ſinnlich klar kennen, ſezt die bekannteſten Ideen auseinander, die in ihnen liegen, jeder begreifen und niemand läugnen kann, ſteigt zu denen immer feinern, bis ſie endlich zur Definition kömmt: jezt erkennen wir in dem Begriffe jeden Theilbegriff, und da wir vorher blos unterſchieden, ſo fern wir mit dem Wort einen klaren Begriff verbanden: ſo erkennen wir jezt den Unterſchied, weil wir uns der Merkmaale bewußt ſind, die beide Sachen unterſchieden.

Die wahre und einzige Methode der Philoſophie iſt alſo die analytiſche: dieſe muß nothwendig die Begriffe des geſunden Verſtandes zum Grunde legen, und von hier ſich zu Höhen der abſtrahirenden Vernunft erheben. Alle wahrhaftig philoſophiſchen Begriffe ſind dem Weltweiſen gegeben; er kann ſie alſo nicht in einem Verſtande nehmen, wie er will, und willkührliche Worterklärungen von Raum, Zeit, Geiſt, Tugend u. ſ. w. vorausſetzen, oder er öffnet die Quelle zu allen Wortgezänken. Sie ſind ihm ſinnlich klar

geben, und jeder gute geſunde Verſtand muß alſo durch die Philoſophie gleichſam höher geleitet werden. Sie ſind ihm aber verworren gegeben, er ſoll ſie durch die Abſtraktion deutlich darſtellen, und zergliedert ſie alſo, ſo weit er kann.

Man ſieht bei dem erſten Anblick, daß alle Weltweisheit ertödtet werde, wenn man ſich begnügt, den Gedanken implicite mit eben dem Ausdruck zu denken. Eben von ihm muß ſich ihn abſondern, ihn in andre kleinere Beſtimmungen auflöſen, ihn immer in verſtändlichen, aber nach und nach in vernünftigern Worten zeigen, bis die Seele ſich endlich gleichſam erinnert, was ſie mit dem Worte gedacht hat, und vorher nicht ſagen konnte, was ſie in Platons Reich der Geiſter ſahe, und jetzt nochmals ſiehet, was in ihr ſchlummerte, und jetzt erwachet. — Wenn wir nie ohne Worte deutlich denken können: ſo iſts eben der Zweck der Weltweisheit, die blos verſtändlichen Worte ſo lange umzuſetzen, und zu wechſeln, bis ſie deutlich werden; der Unterſchied dieſer beiden Ausdrücke iſt eben dadurch geſchwächt, daß

wir

wir im gemeinen Leben verſtändlich und deutlich für einerlei halten, weil wir vom letztern in ihm wenig wiſſen.

Die Weltweisheit alſo, die von eigenſinnigen Beſtimmungen anfängt, ſich hernach ſo gleich hinter barbariſche Kunſtwörter verſteckt, um ihren vorangeſetzten Eigenſinn zu beweiſen, iſt nicht meine Muſe, denn ſie verachtet den gemeinen Verſtand, deſſen Werke ſie verwirft: ſie hat ſich aus der Sphäre des Lebens in die Atmoſphäre der Katheder verſetzt. Bildend iſt ſie nicht, und wenn ſie auch wahr wäre, unnütz lich. — Aber die Weltweisheit iſt die Abgöttinn meines Herzens, die zuerſt den ſinnlichen Verſtand leitet, ſich zu ſeiner Sprache herabläßt, mit ihm gehet, ihn nach und nach mehr erhebet, und ihm endlich in der Sphäre der Vernunft mit allem Glanz der Deutlichkeit erſcheinet, und verſchwindet.

Daß dieſe Art zu philoſophiren ſchwer ſey, iſt offenbar, denn ſie kann nicht mit Worten ſpielen, wie die Arithmetik mit Zeichen, wobei man die bezeichnete Sache vergeſſen kann. Sie ſoll den Begriff eben von ſeiner Hülle abſondern,

ſondern, in der man ihn zu ſehen gewohnt iſt, und von Jugend auf zu ſehen gewohnt war. Er ſträubt ſich, und wenn wir ihn mit Gewalt entkleiden: ſo entwiſcht er, und läßt uns das Kleid in der Hand; oder wir verunſtalten ihn, haben ihm mit ſeinem Gewande zugleich ſeine Haut zerriſſen: da ſteht er unkenntlich und verwundet in philoſophiſch-barbariſchen Hüllen. In der That, die Mühe iſt nicht ſo leicht, immer den Gedanken zum Augenmerk zu haben, ihn von den Orten zu entkleiden, in denen wir ihn kennen, aber nicht nackt erkennen: ihn in das Licht der Deutlichkeit zu zaubern, daß jeder ſpricht: das iſt er! und genau ſagen kann: warum es iſt?

Man ſieht auch, daß dieſer Weg zu philoſophiren Schranken habe: denn es muß endlich unzergliederliche Begriffe geben, die von den einfachſten Worten nicht mehr zu trennen ſind, und deren muß es vermuthlich mehr als einen geben. Eine Schule der Weltweiſen glaubt, daß ſich alles auf Gedanke, und ſelbſt der Begriff des Seyns dahin zurückleiten laſſe: dies ſind ohnſtreitig die Grund-

ſteine

ſteine unſrer Erkenntniß. Allein, unter dem Begriffe des Seyns ſtehen vielleicht gleich unmittelbar drei unzergliederliche Begriffe: Raum und Zeit und Kraft: das iſt, neben, nach und durch einander. Für mich wird es alſo ſchwer, es zu begreifen, daß, wo etwas iſt, ein anders neben ihm ſey? wenn etwas iſt, ein anders nach ihm ſey? wie etwas iſt, das andre durch daſſelbe ſey? Ich ſage begreifen: nicht aber mit Worten zu ſpielen, daß eins im andern enthalten ſey, daß dieſe Begriffe verwandt ſind u. ſ. w. — Eben ſo iſts für mich einer der größten Knoten, den Begriff des Schönen, und des Guten auf den Begriff des Gedankens zu reduciren, daß ich aus ihm begreifen könne; wie das Anſchauen des Einen im Mannichfaltigen, das iſt, der Begriff der Schönheit, Vergnügen, und die Erkänntniß der Vollkommenheit, Wollen wäre. — Ich führe einige der wichtigſten Grundbegriffe an, die ſich nicht weiter entwickeln laſſen: „hier „muß der Gedanke am Ausdruck endlich ſtehen bleiben.„ Aber dies hier und dies endlich kann man nicht nach Belieben hinſetzen,

ſezzen, wohin man will: ſonſt verfällt man in eine Philoſophie der Faulen.

2. Ich habe jezt die Materie der Philoſophie erwogen, von der Form kann ich kürzer ſeyn. Will man jene Metaphyſik nennen, ſo gibt es eine Grundwiſſenſchaft der Phyſik, Mathematik, Logik und Moral, die die Begriffe dieſer Wiſſenſchaften von ihrer klaren Verſtändlichkeit bis zur einfachſten Deutlichkeit fortführt, und alſo ein Schaz deutlicher Begriffe iſt. Die formelle Philoſophie hat es zum Zweck, daß, indem wir nach und nach zu jenem Schaz gelangen, wir ſelbſt denken, und da wir nie ohne Worte denken, uns ausdrücken lernen. Hier wird es ſchon einleuchtender, daß ich dies auf keine andre Art lerne, als wenn ich mit großen Meiſtern mit; daß ich aber auf keine Art ſo leicht dieſen Zweck verfehle, als wenn ich ihnen blos nach denke. Mit dem erſten rechtfertigen ſich auf einmal die Kunſtwörter der Philoſophie gegen alle Spöttereien der Unwiſſenden: ſie ſind nöthig und nüzlich, denn an ihnen klebt der Gedanke großer Philoſophen, in deren Geiſt ich mich durch dieſe Worte ſezze, mit ihnen

denke, ſchließe, beweiſe, eintheile, und alſo denken, ſchließen, beweiſen, eintheilen lerne. Aber Zwecke müſſen ſie nicht ſeyn; daß ich blos dieſe Worte verſtehen, und ausdrücken könne: wer dies zu ſeinem Ziel erwählt, kann allerdings ein guter Interpres der Philoſophie, ein brauchbarer Mann, angenehm in Schriften, und berühmt im Vortrage ſeyn; aber im ſchärfſten Verſtande ſo wenig ein Philoſoph, als Warburton und Johnſon Poeten ſind, weil ſie über Pope und Shakeſpear commentiren. Reiflich erwogen iſt der Name eines wahren Weltweiſen, eines Erfinders in der Philoſophie ſo eine Seltenheit, als der Name eines wahren Dichters: nur daß freilich unſre Zeit geſchickter iſt, jenen, als dieſen, hervorzubringen. „Die nemlichen Urſachen erzeigen beiderlei Arten von Gewürme, elende Dichter und elende Philoſophen. „Es ſind immer Worte ohne Geiſt, Methode „ohne innere Erleuchtung, Redensarten ohne „Gefühl, die ſie von ihren Meiſtern auf gu„ten und blinden Glauben annehmen, aus de„ren Vermiſchung nimmermehr ein begeiſter„tes Ganze entſtehen kann. Zu Wolfens

Zeiten

„Zeiten fuhr die Demonſtrirſucht in die ſeich-
„ten Köpfe, bis ſie träumten, ſie wären Me-
„taphyſiker; jetzt führet ſie der Schwindel-
„geiſt der Empfindungen ſo lange im Zirkel
„herum, bis ſie hinfallen, und ſich begeiſtert
„glauben. Aber es gilt hier, was die Alten
„von ihren Begeiſterten zu ſagen pflegten:
„εισι γαρ δη ναρθηκοφοροι πολλοι, βακ-
„χοι δε γε παυροι, welches Plato ſchon
„zu ſeiner Zeit auch auf die Weltweiſen an-
„gewendet haben wollte *.„ Und noch eher auf unſre Zeit, da ſelbſt unter den Deutſchen ihre Mutter, die Philoſophie, ſo fremde geworden, daß man höchſtens einige akademiſche Thyrſusträger ſieht, die ſich Bacchus zu ſeyn glauben. Sie lernen Worte und glauben: „mit ihnen haben ſie Gedanken.„

Gnug! in der Weltweisheit Ausdruck ſtatt Gedanken nehmen, iſt verderblich; den Gedanken blos im Vehikulum des Ausdrucks verſchlingen, iſt unnützlich; aber Begriffe aus den gegebenen Worten entwickeln, und deutlich machen: das iſt Philoſophie. — Nun ſollte ich mein Fragment mit den wah-

* Lit. Br. Th. 13. p. 18.

ren und gründlichen Bemerkungen unſers philoſophiſchen D. krönen, ob wir ohne Worte denken können? — * von der Nothwendigkeit der ſymboliſchen Känntniß — ** von Leibnitzens allgemeiner philoſophiſchen Schrift und Sprache *** und andre Materien, die ich in einer Abhandlung vorausſchicken müßte, aber in Fragmenten von dieſer Art blos citiren darf: denn vielleicht ſind mehrere, die mit mir von dieſem Weltweiſen denken, was dort Antimachus zum Plato ſaate, da dieſer ſeinen ganzen Lehrſaal füllte: Plato iſt mir ſtatt vieler! Die werden hier meine Fragmente aus der Hand legen und die citirten Stellen leſen.

12.

Ich habe in einem Labyrinth von verſchiednen Ausſichten umhergeſchwärmt; jetzt kömmt mir mein Leitfaden wieder in die Hand, und ich knüpfe ihn an meine vorige Materie an: daß

* Litt. Br. Th. 9. p. 43.
** Th. 13. p. 21. *** Th. 4. p. 234.

daß die lateiniſche Sprache einigen Eindruck in das Innere des wiſſenſchaftlichen, inſonderheit philoſophiſchen Vortrages gemacht habe, und daß hier der Ausdruck oft den Gedanken beherrſche.

Ob ſich gleich jede Wahrheit, die ich doch, um ſie deutlich zu denken, nicht ohne Worte denken kann, in jeder ausgebildeten Sprache muß ſagen laſſen; ſo daß es nachher blos die Pflicht der Sprachweiſen iſt, die Sprache dazu zu ſchaffen, daß ſie jede Wahrheit leicht und ganz und nachdrücklich ſage: ſo rede ich hievon doch jetzt gar nicht. Ich verwerfe bei Lehrbüchern nicht nur nicht die lateiniſche Sprache: ſondern wünſche ihr aus guten Urſachen, die Ehre wieder zu erobern, die Sprache wahrer Syſteme, und das allgemeine Band der Gelehrſamkeit zu ſeyn. Seit dem man von ihr abgewichen: ſo ſind jene neumodiſche Lehrbücher erſchienen, die äſthetiſche Kapriolen ſchneiden, wo ſie mit veſtem philoſophiſchen Tritt einhergehen ſollten. Ich gebe es alſo zu, daß, wenn ein blos dogmatiſches Buch, durch eine lateiniſche Ueberſezzung viel von ſeinem Innern ver-

liert: ſo ſey das Abgegangene gewiß Schlacken, ſie mögen ſo glänzen und locken, als ſie wollen. Ich gebe es zu, daß jeder Lehrer ſeinen Lehrbegriff in aller Kürze und Strenge überſchauen müſſe, und wenn die lateiniſche Sprache zu dieſer Kürze und Strenge hilft und bildet: ſo müſſe er ſie ganz in ſich geſogen haben. Ich gebe es zu, daß wir uns unſre Gelehrſamkeit weitläuftiger und ſchwerer machen, wenn jede Nation, allgemeine dogmatiſche Wahrheiten in ihrer Mutterſprache ſchreibt, und daß, wenn die Litteratur auf dieſem Wege fortgeht, wir bald nicht blos Franzöſiſch, Engliſch und Italiäniſch, ſondern auch Schwediſch, Däniſch, Holländiſch, Spaniſch, Rußiſch u. ſ. w. werden lernen müſſen, wenn wir die Erfindungen werden wiſſen wollen, die dem ganzen Markt der Gelehrſamkeit zugehören. Ich ſage alſo mit Geßner: An vti Germanica lingua convenit in praelectionibus Academicis? Serum eſt interrogare. Quaeramus potius, an non in aliquam partem honoris ſui reſtitui poſſit Latina?

Hie-

Hievon rede ich nicht; ſondern frage: ob dieſe Sprache auch über Begriffe, über Reihen von Wahrheiten, über Beweiſe, über Eintheilungen und Unterſchiede, ja gar über Methode und Denkart eine Zauberkraft habe? Wäre dies, ſo kann man in reinem Deutſch doch Lateiniſch denken, ſeinen Vortrag doch nach dieſer Sprache modeln, und alſo noch immer Gefahr laufen, Worte ſtatt Sachen, Lehren ſtatt Wahrheiten, Katheder-wiſſenſchaft ſtatt Weisheit, und Ausdruck ſtatt Gedanken, auf gute Treu und Glauben zu verkaufen.

Unſere Wiſſenſchaften wachſen ſämtlich und beſonders nicht auf unſerm Grund und Boden: Jahrhunderte durch ſind ihre Wurzeln in die Abgründe und Adern der lateiniſchen Sprache verwachſen: wir müſſen die Denkmäler der Weltweisheit in ihr ſtudiren, unſere Gelehrſamkeit weit und breit zuſammenholen: und nun begeben wir uns zu ſchreiben — Es ſey eine Sprache, welche es wolle, wir werden etwas von dieſem Zwange in ſie bringen. Wer kann es alſo einem gelehrten und ſehr verdienten Gottesgelehrten, wenn man nicht

ſelbſt ein Schwätzer iſt, denn ſo bitter verargen, wenn ſein Vortrag ſich unter eine Laſt lateiniſcher Litteratur gekrümmt, ſich mühſam fortziehet. Freilich wäre ſeine Geſchichte der Glaubenslehren ein andres Werk, wenn man ſie in das natürliche Deutſch einer Winkelmannſchen Geſchichte der Kunſt überſezzte: aber beklaget ſie vielmehr, die Baumgartens, die Semler, die Heilmanns, daß ſie nach der Lage der Gelehrſamkeit zu ihrer Größe kaum gelangen konnten, ohne einigen Zwang von ihren weitläuftigen Wanderungen anzunehmen. Man ſpottet ſo häufig über den akademiſchen Styl in Paragraph langen Perioden: man hat Recht, ihn zu tadeln: aber die eiſernen Ketten, unter denen er einherſchleicht, ſind freilich oft geſchraubte Mühſamkeit, oft aber offenbar aus dem lateiniſchen übertragen.

Ferner: es ſind in dem Anblick der Wiſſenſchaften und der Weltweisheit vielleicht fremde Vorſtellungsarten, und Geſichtspunkte, aus fernen Völkern, Zeiten, und Situationen: die uns nicht mehr wundern, weil man

man uns gleich von Anfange der Unterweiſung in ſie gleichſam eintaucht, die aber einem Kopfe, der die Litteratur als Fremdling ſtudirt, ſo fremde und buntſchäckig vorkommen, als in dem altgalanten Stil die lateiniſchen Wörter. Dieſe entfernte und veraltete Vorſtellungsarten geben dem Ganzen des Vortrages die Mine des Gelernten: ſie öffnen dem gelehrten Pſittacismus die Thüre, der ſich ihnen bequemt, und Worte nachplaudert. Sie ſinds eben, die den Bücherphiloſophen von der Weisheit des Lebens getrennt, da er ſich doch auf ſie mächtig ſtüzzen, und jederzeit von ihr ausgehen ſollte, um nachher ſeine eigne Sphäre zeitig genug zu finden. Sie ſinds, die den philoſophiſchen Magiſterten aufgebracht, der Ballaſt, ſtatt Gold führet, und von Weisheit ſtrotzet, die nicht eine einladende Mine hat. Welch ein Unterſchied zwiſchen einem Moſes und Kölbele.

Ohne Zweifel iſt auch ſelbſt zu Lehrbüchern die Sprache des geſunden Verſtandes die beſte, die ſich gelegentlich der wiſſenſchaftlichen Vernunft mitzutheilen weiß. Es führet

hierinn aber ein berühmter Mann * das Wort ſtatt meiner ſchwachen Stimme, deſſen gründliche Betrachtungen auf den wiſſenſchaftlichen Vortrag im Ganzen angewandt werden können: ſo wie man überhaupt dem Lobe beiſtimmen ** muß: „wenn es dem Reiche der Wiſ„ſenſchaften zuträglich geweſen, einem mit „willkührlichen Begriffen, Hypotheſen und „Schlüſſen offenbar zu weit getriebenen und „zuletzt nur in bloße Schalen einer kernloſen „Methode verwickelten philoſophiſchen Ge„ſchmacke ſich entgegen zu ſetzen: ſo hat Göt„tingen Antheil an der Ehre eines gebeſſer„ten oder geretteten Geſchmacks.„

* Michaelis Vorrede zu ſeinem Compendio theologiae dogmaticae.

** Pütters Geſchichte der Akademie zu Göttingen.

II.

Vom neuern Gebrauch der Mythologie.

I.

Von hieraus gebe ich, wie ich glaube, den ſicherſten Weg einer Materie entgegen, die in einer der neueſten und feinſten critiſchen Schriften * unter uns von neuem rege gemacht iſt; wie weit wir die Mythologie nachahmen können, und müſſen? Klotz nehmlich in ſeinen Epiſtolis Homericis unterſucht dieſe Frage im Vorbeigehen, und ſo, wie dieſer Verfaſſer überhaupt in ſeinen Parentheſen unterhaltender ſeyn möchte, als in den Sachen, die er zweckmäßig abhandelt; ſo gebe ich auch der Exempelreichen Abhandlung, daß die Mythologie nicht in geiſtliche Gedichte der Chriſten zu miſchen ſey, meinen ungetheilten Beifall.

Aber wie fern uns die Mythologie im Ganzen, erlaubt, nützlich, ja nothwendig

* Klotz, Epiſtol. Homer. Epiſt. 11.

dig zu brauchen seyn möchte: hier scheint seine Calliope, die er vor dieser Betrachtung anruft *, ihn etwas zu weit verführt zu haben; oder er ist undankbar gegen seine Führerinn, die ebenfalls zur Mythologie gehört, und ihren Schüler also verlassen mußte, da er der Mythologie zu nahe trat. Wir wollen ihm nachschleichen, und ihn etwas zurück zu locken suchen.

„Warum, frägt er, ist Neptun ein Gott „des Meers, Pluto der Hölle u. s. w. man „kann nichts bei allen diesen Fabeln zur Ursache angeben, als weil es den Griechen und „Römern so gefiel **!„ Freilich, der Name ist willkührlich! und meinetwegen mag statt Jupiter, Neptun und Pluto, auch Perkunos, Pikollos und Potrimpos, oder Odin, Thor und Locke stehen, nur müssen diese Namen, so durchgängig bekannt, mit so hohen poetischen Begriffen gleichsam verknüpft, und unsrer Sprache so angemessen seyn, als die griechischen und römischen Namen der Götter. Alsdenn ist uns nichts daran

* Epist. Hom. p. 123.
** Ibid. p. 124.

daran gelegen, ob ſie von den Griechen, oder Scandinaviern, den Römern, oder alten Deutſchen erfunden ſind. Nur, ich wiederhole es nochmals, ſie müſſen ſo durchgängig bekannt, mit ſo vielen dichteriſchen Erzählungen ausgeſchmückt, und an Tönen nicht rauh ſeyn. Der Dichter und Artiſt braucht, um ſeine vollkommen ſinnliche Schönheit zu erreichen, oft ſolche perſonificirte Stücke der Natur: hier einen Waſſer- dort unterirrdiſchen Gott, wo der Begrif von Meer nicht paßlich, und die Idee vom Teufel nicht edel gnug war. Hier hat der Verfaſſer die Urſache, warum ein Neptun und Pluto nöthig waren, blos als poetiſche Geſchöpfe, nicht Namen.

Er fährt fort *: „die Mythologie beruht „auf nichts, als dem Irrthum und dem Aber„glauben der Alten!„ gut! Religions-Begriffe, Bilder der Wahrheit muß ſie alſo uns nicht geben; aber wir nuzzen ſie auf einer andern Seite, der ſinnlichen Schönheit wegen. Wenn ich mythologiſche Ideen und Bilder gebrauche, ſo fern gewiſſe moraliſche, oder

* pag. 125.

oder allgemeine Wahrheiten durch ſie ſinnlich erkannt werden: ſo ſind mir ja mythologiſche Perſonen erlaubt, die durchgängig unter einem beſtimmten und dazu ſehr poetiſchen Charakter bekannt ſind, oder in der Fabel Aeſops, müßten die Thiere nicht mehr ſprechen, und, in keiner Fiktion müßte ich erdichtete Perſonen gebrauchen können — warum? weil ſie der Wahrheit entgegen ſind. — Der Wahrheit wegen brauche ich ſie auch nicht; aber ihrer poetiſchen Beſtandheit: und wenn es perſonificirte Dinge ſind; der ſinnlichen Anſchauung wegen. Freilich, die die mythologiſchen Namen blos „als leere Schälle * gebrauchen,„ die können ihrer entrathen; ſind das aber Dichter? Weiter: „es iſt ein ſehr mittelmäßiger Kopf, „der nichts ſelbſt in Vorrath hat, ſondern „hundertmal wiederholte Bilder wiederholen „muß **!„ nicht blos ein mittelmäßiger, ſondern ein ſchlechter Kopf iſt, der nichts im Vorrath hat, der blos wiederholt; aber wer hundertmal auf einerlei Art gebrauchte Bilder, auf eine neue Art braucht, wer hundert-

* pag. 126. ** pag. 127.

hundertmal gebrauchte Perſonen zu Machinen einer im Ganzen neuen Fiktion braucht, wer in hundertmal geſehene Körper, einen neuen Geiſt hauchet, daß ſie ihm zu großen Zwecken dienen, und in einer neuen Sphäre, ihrem Charakter gemäß, Poetiſchſchön handeln: der iſt mehr als mittelmäßiger Kopf. Nicht darinn beſteht ſein Verdienſt, daß er ſie brauchet, (weil er damit ſeine Känntniß zeiget) nicht darinn, daß er die Schwürigkeiten ihres abgenutzten Alters zu überwinden wußte, denn warum lies ers, wenn dies ſein einziges Verdienſt war, nicht gar bleiben? ſondern weil er ſie zu ſchönen poetiſchen Zwecken ſchön zu brauchen wußte.

Ich will ein Zeugniß anführen, dem der Verfaſſer vielleicht glauben wird: es erlaubt zwar allein den Künſtlern die Mythologie: wenn ſie der Dichter aber zu eben den Zwecken brauchen kann, und nöthig hat; warum ſollen wir hart, oder eigenſinnig ſeyn, und ſie ihm denn verſagen? Ich ſezze meines Zeugen eigne Worte her, damit der Leſer nichts vom ſchönen Ausdruck verliere, oder ich untreu würde: artificum ratio huius diſputationis

tionis ſeveritatem refugere videtur. Nam vt in ſermone verba, ſic in pictura ſigna quaedam ſunt, ab antiquis temporibus, atque ex mythologia profana repetita, quae quaſi verborum ſermonisque vim nacta ſint. — Porro harum allegoricarum figurarum ope illud commodi nanciſcuntur artifices, vt in vna tabula complures res exponere queant, quarum ſingulae ſingulas tabulas poſtularent, ſi ab hac ratione recederent. — Praeterea res, quae in ſenſus non cadunt, hoc modo ante oculos ponuntur, et obmuteſcenti quaſi hiſtoriae ſuccurrit allegoria: attentio igitur conſeruatur, et dum omnia videmus, laetamur. — Wozu braucht ſie alſo der Künſtler? Zuerſt wegen ihres beſtimmten Charakters, da ſie bedeutungsvolle Worte ſind: ferner durch den Reichthum von Ideen, der ſie begleitet; drittens, ſie mahlt abſtrakte Begriffe ſinnlich. Nun! und wenn ſie zu dem allen der Dichter brauchen kann, und muß: um ihrer allgemeinen Beſtandheit, um ihrer hohen poetiſchen Nebenbegriffe, um ihres Lichts der ſinnlichen An-

Anſchauung willen: damit er allen verſtändlich, damit er poetiſch edel, reich und ſchön, damit er für die anſchauende Phantaſie rede: wer ſoll ſie ihm verwehren? Unſer Verfaſſer nicht, denn er erlaubt ſie ja deswegen dem Künſtler; ich auch nicht, da ich für ſie rede, der Verfaſſer der homeriſchen Briefe auch nicht: denn das angeführte Zeugniß iſt ſein eignes *, aus demſelben Briefe, und in derſelben Sache. Ich habe ihn durch ſich ſelbſt zurückgeführt: vorher hat er blos die Mythologie zu einſeitig angeſehen. Nicht wie Griechen, und Römer ſie brauchen **, (als Religions- und Hiſtorienwahrheiten,) nicht, wie ſie die Reformatoren nach der Barbarei oft beibehielten ***, (als eine heilige Antike, aus einem Vorurtheile des Anſehens,) nicht, wie ſie gebirnloſe Köpfe brauchen †, (als einen leeren Schall) nicht, wie ſie elende Schwätzer brauchen ††, (um neun und neunzig mal gebrauchte Gleichniſſe,

* ſ. Epiſt. Homer. 2. p. 129.
** pag. 132. *** pag. 125.
† pag. 126. †† pag. 127.

niſſe, ſtatt eines neuen, das Kopfbrechens macht, hinzuſtellen) ſondern mit einer neuen ſchöpferiſchen, fruchtbaren, und kunſtvollen Hand — und zwar blos wenn er ſie nöthig hat, und zu den angezeigten groſſen Zwecken gebrauchen kann.

2.

Ganz nothwendig für einen jeden Dichter ſchlechthin, iſt die Mythologie gar nicht. Ich ſehe die Urſache, womit ein Kunſtrichter * Klotzens Meinung begegnet, für gar keine Urſache an: „der Dichter überzeugt uns durch „ſeine Mythologie, daß er mehr als bloße „Verſe machen kann; er gibt einen überzeu„genden Beweis, daß er ein Gelehrter iſt, „der ſich in den Werken des Alterthums um„geſehen hat, oder noch umſehen kann, wel„ches unſre Poeten als was ziemlich Ueber„flüßiges anzuſehen anfangen.„ Der Recenſent, deſſen dies Urtheil iſt, will uns damit

* ſ. Deutſche Bibl. 1. B. 1. St. p. 203.

mit vielleicht überzeugen, „daß er mehr, als „bloße (d. i. nackte) Recenſionen ſchreiben „kann; er will uns damit einen überzeugen„den Beweis geben, daß er ein Gelehrter „iſt, der ſich in den Werken des Alterthums „umgeſehen hat, oder NB. noch umſehen kann, „welches unſre Recenſenten als was ziemlich „Ueberflüßiges anzuſehen anfangen.„ Deſſen hat er mich auch überzeugt, aber nichts mehr. Durch den Gebrauch der Mythologie lernt man nicht gleich mehr, als bloße Verſe machen: wer ein Compendium der Mythologie durchgeleſen, iſt noch kein Gelehrter, der ſich in den Werken des Alterthums umgeſehen haben muß: ein Gelehrter iſt noch kein Dichter, und ein Alterthumskenner kann ſich eben, wenn er ſich im Staube der Alten umſieht, das poetiſche Auge verderben: und denn um ſich in den Alten umſehen zu können, lieber Gott! dazu braucht man ja nicht mythologiſche Gedichte gemacht zu haben; ſo wenig als der Recenſ. mythologiſche Gedichte darf vertheidigt haben, um ſich in den Werken der Alten umſehen zu können.

Aber noch eine Urſache von ihm *: „wenn „die Mythologie aus der pindariſchen oder „horaziſchen Ode verwieſen werden ſollte: ſo „ſehe ich gar nicht, wie ſie den Namen einer „pindariſchen oder horaziſchen Ode verdienen „könnte. Der Begriff von beider Art Oden „involvirt die Mythologie, ohne ſelbige iſt „es nicht möglich, einen vollſtändigen Be„griff davon zu geben, oder wenn Sie das „nicht zugeſtehen wollen, Herr Klotz: ſo müſ„ſen Sie ꝛc.„ O ja, lieber Herr Präceptor, auch ich will Ihnen alles zugeſtehen, wenn Sie mir etwas, was für mich ſehr ſchwer fällt, den Begriff, den vollſtändigen Begriff einer pindariſchen oder horaziſchen Ode geben, und ſich herablaſſen, mir in ihm die Mythologie zu evolviren, die Sie involvirt haben. An meinem ſchwachen Verſtande liegts vermuthlich, daß ich dieſen Begriff noch nicht vollſtändig aus einander ſetzen kann, ſo genau ich ihn zu bemerken und mindſtens zu empfinden geſucht; daß ich nicht ſo entſcheidend behaupten kann, dies gehört zur pindariſchen und horaziſchen Ode weſentlich, und

* ſ. Deutſche Bibl. 2. B. 1. St. p. 204.

und dies zufällig; dies muß, und jenes darf nicht nachgeahmt werden, in einer fremden Sprache, bei einer ganz verschiednen Religion, auf einer ganz verschiednen Stuffe der Litteratur, unter ganz andern Umständen und zu ganz andern Zwecken. Ich habe nach dieser schwachen Blödigkeit endlich geglaubt, daß der Charakter Pindars und Horazens am sichersten, nicht in dem, was, sondern wie sie es singen, ertappet werde, daß es nicht darauf ankomme, ob sie eben diese Materialien zu ihren Farben nähmen, sondern, daß hier die Manier zu mahlen in Betracht komme. Ich habe geglaubt, daß man, um ihren Geist zu erforschen, genau drauf Achtung geben müsse: wie sie die Umstände ihres Helden oder Vorfalls nüzzen, wie sie in der Anlage des Plans, in der Fortführung der Ideen, der Art, Gleichnisse zu mahlen, und sie zu stellen u. s. w. sich charakterisirten. Ich glaube, daß eine Nachbildung schon den Namen einer pindarischen oder horazischen Ode verdiene, (etwas, was ein Römer oder Grieche allein entscheiden müßte, der uns kennete,) die, damit ich das Gleichniß von einem Ge-

bäude gebrauche, die Materialien, die ſie gebrauchen könnte, nach der Bauart, Form, den Theilen, und der äußern und innern Zierlichkeit einer griechiſchen oder römiſchen, aufrichtete: ich glaubte dies nicht allein, ſondern ein andrer *, der ſchon ſeinen Mann beſſer kennet, ſagt ſo gar: „ſeit dem Homer „hat man geglaubt, daß die Zuſammenſetzung „der Hauptzüge eines beſtimmten Subjekts „nach den Regeln der Uebereinſtimmung, und „nach der Beſchaffenheit des Zwecks, den „man hat, den Plan eines ſchönen Werks „ausmachten, ſo wie die Grundriſſe der Zeichnung und die Stellung der Figuren gegen „einander den Plan eines Gemäldes darlegen.„ Alles dies glaubte ich, und wünſchte alſo unſern Homers, Pindaren und Horazen mehr die Art, wie jene die Mythologie nuzzten, anwandten und zum Theil erfanden, um dieſes Namens würdig zu ſeyn, als die Mythologie ſelbſt; Aber —

Nun höre ich ſo viel Ausſprüche neuerer Kunſtrichter, die mein ganzes Ohr fühlet, und

* Litt. Br. Th. 19. p. 97.

und meine Zunge kaum nachſtammelt: z. E.*
„Machen Sie mir doch einmal ein Helden-
„gedicht, ein Deutſches, aber nach keinem
„griechiſchen oder lateiniſchen Maaßſtabe.
„Oder eine Ode; aber das verſteht ſich, we-
„der nach griechiſchen noch lateiniſchen Mu-
„ſtern. Ich möchte dergleichen wohl ſehen!„
Hier lief mir ein Schauder über den Leib, und meine Hände ſanken. Mir ſtrichen zwar Fingal, und Regner Lodbrog und die Skaldriſchen, und Bardengeſänge, und die Pſalmen Davids, und arabiſche Gedichte, durch die Seele, aber in der Angſt ſchnell und verworren. Ich wagte nichts hervorzubringen, denn das gravitätiſche Kopfnicken des Präceptors, bei den Worten: „ich möchte das wohl ſehen! ſchreckte mich. „Ei! dachte ich, dieſe Leute haben vielleicht „die Punkte, welche die Alten feſtgeheftet, „vielleicht unwiſſentlich aus einander geriſſen, „und dies iſt alsdenn ein neuer Geſchmack, „der nothwendig verkehrt ſeyn muß, – weil er „von den Regeln des weiſen Alterthums ab-„geht **.„ Nun entfiel mir aller Muth zu

 hoffen,

* Litt. Br. Th. 21. p. 45. ** Ebendaſ. p. 44.

hoffen, daß, da wir Helden haben, gröſſer als die Helden Pindars, und Könige, gröſſer als die Mecäne des Horaz, wir weit leichter, und paßlicher Stoff zu Oden für Pindars und Horaze hätten, als für Homere und Virgile: mir entfiel der Muth, es zu verſuchen, ob nicht eine pindariſche neuere Ode ſich ſo unter die Heldenthaten und Vorfahren eines Königes verirren könnte, wie der alte Thebaner in ſeine Mythologie, die National und verwandt mit ſeinen Helden war; ich gab alles auf, und entſchloß mich zum ſicherſten, meinem Lehrer die Oden Pind. und Hor. ſelbſt zu zeigen, ohne an Nachbildungen zu denken, und da war es freilich wahr: „wenn „die Mythologie aus ihnen verwieſen werden „ſollte, ſo ſind ſie freilich (p. princ. con„trad.) nicht mehr ohne Mythologie, was ſie „mit Mythologie waren, pindariſche und hora„ziſche Oden. Q. E. D.

Ich finde mich zum Verſ. der Homer. Br. zurück. Ich glaube, erwieſen zu haben, daß der Gebrauch der Mythologie an ſich nicht ganz verwerflich ſey: nun bleibt die groſſe Frage übrig: iſt er denn ſo nützlich?

3.

Es iſt eine leere Furcht, ohne alte Mythologie werde man ſchlechtere und froſtigere Verſe machen: Tantam rerum, quae hodie eſt, facies ſententiarum novarum et imaginum copiam praebet, vt homini ingenioſo, numquam deeſſe poſſint, quibus exornet carmina *. Hier muß ich erſt wiſſen, was fodert die Dichtkunſt; und wie weit kann ich ohne Mythologie dies erreichen? Man denke nicht, daß ich aus der Erklarung der Poeſie das Ideal im Allgemeinen beſtimmen werde; ich ſehe blos die Foderungen der Poeſie an, ſo fern ſie mit der Mythologie gränzen, oder nicht. So bald es in der Dichtkunſt auf mehr ankömmt, als auf Verſe machen, und fließend reimen: ſo kann ſie entweder für den Verſtand reden, oder für die Einbildungskraft: für dieſe, um ſie blos kalt zu vergnügen, oder zu rühren, und gleichſam zu täuſchen. Dies, glaube ich, iſt die pſychologiſche Eintheilung derſelben.

* Epiſt. Homer. p. 126.

Wenn die Dichtkunſt für Vernunft redet: ſo iſt das Ganze ihres Inhalts Wahrheit: was ſie dazu thut, ſind blos kleine Auszierungen, und Schnitzwerk: das Allgemeine iſt ihrem Gebiet gleichſam entnommen. Da ich unſre geiſtliche Gedichte gleich ausgeſchloſſen: ſo bleiben mir hier philoſophiſche Lehrgedichte übrig; in dieſen kann nie die Mythologie mehr als Schmuck und Erläuterung ſeyn, ohne zur Bildung des Ganzen was beitragen zu wollen. Allein, in dem angezeigten engen Geſichtspunkte, wer wollte ſie ausſchließen? Wird ſie blos zu verdunkelnden Anſpielungen angewandt; ſo iſt ſie verwerflich — aber zu Beiſpielen, zu Vergleichungen, zu einzelnen Bildern, da betrachte ich ſie auf dem Rande der Geſchichte, als eine Quelle von poetiſchen Exempeln: (würde ich hiſtoriſche Wahrheit immer verlangen; ſo könnte ich ja auch wenig aus der alten Geſchichte, die immer halb Fabel iſt, anführen,) prächtigen Farben, und redenden Bildern: und hier laſſe ich ſie mir nicht nehmen.

Wenn

Wenn die Dichtkunſt für den Verſtand redet, durch die Fabel, von der Aeſop der Urheber iſt: ſo kann ja die Mythologie handelnde Subjekte liefern, die uns in einem einzelnen Fall, der als würklich vorgeſtellet wird, einen gewiſſen allgemeinen Satz anſchauend erkennen laſſen: und warum ſollte ſie nicht die Quelle mancher Fabeln ſeyn können. Wenn man einige Geſchichten aus Bacons Weisheit der Alten von der gar zu vielen Kunſt entkleidete, die er tiefſinnig in ſie legte — wenn man ſie aus der Dämmerung der Allegorie, in der ſie bei ihm ſtehen, mit dem Licht einer Geſchichte völlig bekleidete: ſo würden doch wohl einige ſo ſchöne Fabeln daraus, als Leßings 5te im 1ſten Buche, ſeine 10te 18te 23ſte 28ſte im zweiten: und dieſe ſo ſchöne Fabeln will mir der Kunſtrichter rauben, die unter den Leſſingſchen gewiß zu den beſten gehören? wie viele werden wir aus Gellert, Gleim, Hagedorn, Lichtwehr verlieren? Hier ſind ja die mythologiſchen Perſonen nicht leere Schälle, ſondern handelnde Weſen, nicht bloße Namen, ſondern Weſen von einem beſtändigen

Chara-

Charakter, nicht gedankenloſe Wiederholungen, ſondern ein künſtlicher Gebrauch edler Perſonen, die mir einen allgemeinen Satz handelnd zeigen: kurz! alles was nur der ſtrengſte Kunſtrichter der Fabel von ihr fodern kann.

Hier ſteht die artige Fiktion des Gannazars an ihrer Stelle, die K. angreift *, ſie läßt einen allgemeinen Satz: Venedig übertrifft Rom anſchauend erkennen, und wäre Handlung in ihr: ſo gäbe ich ihr (nicht wie der Venetianiſche Rath Geldſäcke: denn dies war mehr für die Materie, als die Form,) ſondern einen ungebinderten Platz unter Fabeln. Jezt iſt ſie blos Epigramm, da ihr das Fortſchreitende der Handlung fehlt: aber kann ich wie Trapp ausrufen: vbi hic acumen? quid ſalſum, quid facetum? ne vmbra quidem ingenii! Das acumen und ſalſum und facetum liegt hier darinn, daß der allgemeine Satz, der Venedig ſo ſchmeichelte, gleichſam in die Morgenröthe einer Fiktion eingekleidet, und anſchauend dargeſtellet wird. — Kann ich wie Klotz ausrufen:

* Epiſt. Homer. p. 130-132.

ruſen: in his verſibus nil eſt, praeter inanem verborum ſonum, quibus nulla ſubiecta ſententia! Auch nicht! denn eben dazu iſt ja das Epigramm erfunden, um hinter bekannte, und poetiſchanſehnliche Perſonen eine Sentenz unterzuſchieben. Freilich wäre zu Horaz und Virgils Zeiten dies Epigramm paſſender geweſen, aber warum? aus einer Nebenurſache, weil Jupiter und Neptun damals Götter waren, denen man glaubte, und die man durchgängig kannte: das Epigramm hätte damals alſo Religions- und hiſtoriſche Wahrheit erhalten, und wäre feierlicher geweſen, weil jeder Leſer viele hohe poetiſche Nebenbegriffe ſich dachte. Jezt wird freilich Neptun und Jupiter verlacht, ſo bald ſie als Zeugen auftreten: man glaubt ihnen ihren Ausſpruch eben ſo wenig, als dem Sannazar ſelbſt. Was thut aber dies hier? legt Sannazar dies den Göttern in den Mund, um ſeinem Sazze durch ihren Ausſpruch Gewicht der Glaubwürdigkeit zu geben: ſo iſt er ein Narr! bezahlte ihn Venedig ſo theuer, weil es glaubte, ihre Größe würde in dem Munde der Götter unwiderſprechlich:

ſo

ſo zahlte es freilich ſo albern, als eine Mutter das Lob ihres Kindes in einer gelognen elenden Leichenpredigt: aber betrachtet man das Epigramm an ſich, ſo iſts ja artig, und (inſonderheit damals, da die Mythologie, als poetiſches Baugerüſte bekannter, und mehr in Ruf war, als jetzt,) poetiſch. Iſts aber ſo viel Geld werth? Das weiß ich nicht! wer kann Liebhaberei, und Lobgedichte taxiren, als der Liebhaber, und der Gelobte ſelbſt?

Ich trete eine kleine Stufe höher! Zu den Oden! Eine Ode, die wirklich Empfindungen ſingt, und in mir erregen will, muß ſich in das Labyrinth der Mythologie gar nicht, oder nur ſelten verlieren. In einem Empfindungsvollen klopſtockiſchen Gedicht, oder in Hallers Ode auf die Mariane würde es ohne Zweifel fremde und geſucht ſeyn, Bilder, die bei uns nicht ſo nahe an den Kammern des Herzens liegen, zu brauchen, um an das Herz des andern zu klopfen. Aber eine Ode, wenn ich ſie als eine poetiſche Ausbildung eines lebhaften Gedanken anſehe, die die Einbildungskraft des andern bis zur ſinnlichen Anſchauung erre-

gen,

gen, und bis zur Illuſion beſchäftigen ſoll: ſo erlaubt ſie die Mythologie als eine Quelle ſehr lebhafter Bilder anzuſehen, aus der ich welche herausheben kann, um meinen Gedanken gleichſam in ſie zu kleiden, daß er ſinnlich anſchauend erſcheine, die Aufmerkſamkeit bis zur Täuſcherei beſchäftige, und durch die Illuſion reizze. Man ſiehet, daß ich die Mythologie als Werkzeug, und nicht als Zweck empfehle, um pindariſch und horaziſch zu ſeyn. Hat die horaziſche und pindariſche Ode nicht höhere Zwecke, höhere Verdienſte, und Vollkommenheiten, als Mythologie: ſo kann ja ein Feind der leztern ſagen: wohlan! könnt ihr nicht horaziſch und pindariſch ſingen, ohne Mythologie; ſo laßt auch jenes meinetwegen nach, lernt von dieſen guten Alten in andern Stücken, oder gar nicht: und laßt den Vogel ſingen, nach dem deutſchen Sprüchwort, wie ihm der Schnabel gewachſen iſt. —

Es iſt bei der Ode auch ferner nur immer ein Nebenzweck, oder vielmehr blos ein Mittel zu Zwecken, woraus einige neuere Kunſtrichter ſo viel machen, eine Anordnung und

Stel-

Stellung der Ode nach gewiſſen Muſtern und Satzungen. Könnte ichs doch laut rufen, daß, ſo wie ein regelmäßiges aufgenacſches Theaterſtück ein elendes Werk ſeyn kann, dagegen ein Shakeſpearſcher Lear oder Hamlet ohne alle Anlage den Zweck des Trauerſpiels erreicht, dramatiſch zu rühren: ſo ſey es ganz und gar nicht die Hauptvollkommenheit einer Ode, ſo und ſo, nach dieſen und jenen Muſtern, mit der und jener Kunſt angelegt zu ſeyn, daß ſie die ſchöne Einheit, und die ſchöne Unordnung, die ſchöne Kürze und die ſchöne Methode habe, und was dergleichen ſchöne Regeln mehr ſind, die nichts gelten, wenn man, um ſie zu beobachten, ſchöne, künſtliche und froſtige Oden, macht. Könnte ichs doch laut genug rufen, daß wer Horaz nachahmt, um ihn nachzuahmen, und ein ſchönes, regelmäßiges, künſtliches, und gelehrtes Gerippe ſeiner Oden darzuſtellen, noch kein Horaz ſey, wenn er nicht den Zweck der Ode erreicht, uns den lebhaften Gedanken ſinnlich darzuſtellen, daß jeder Zug der horaziſchen Mythologie, die es für ihn thun konnte, aber für uns nichts zu die-

dieſem Zweck beiträgt, der Ode zuwider, unnatürlich und Hinderniß ſey: kurz, daß eine Ode, die blos durch Gelehrſamkeit, Kunſt und Regelmäßigkeit ſchäzzbar iſt, keine Ode ſey, weil ſie ihren Zweck nicht erreicht, wohl aber eine Sammlung künſtlicher und ſchöner Verſe heißen könne. Ich ſehe es alſo nicht als einen Hauptgrund zur Vertheidigung an, wenn der vorige Rec. ſagt: „wenn der Poet, „der mythologiſchen Bildern einen Standort „gibt, von dem ſie, ſo zu reden, die glückliche „Aehnlichkeit, die darinn liegt, von ſelbſt „zeigen: ſo zeigt er ſich von der Seite des „Artiſten *.„ Am Artiſten iſt uns Gottlob! im Gedicht nichts gelegen, wenn er nicht durch ſeine Künſteley ſich als wahrer Dichter zeigt.

Nun ſollte ich mich auf das weite Feld des Drama und der Epopee wagen — unermäßlich und blos durch ſich begränzt, liegt es vor mir: ich wage es alſo nicht, ein Geſezzgeber zu ſeyn, und zu ſagen: „ein Helden„gedicht, ein Drama ohne griechiſchen und „römi-

* Deutſche Bibl. 1. B. 1. St. p. 204

„römiſchen Schnitt iſt unmöglich.„ Da würde Shakeſpear und alle unſre ungebohrne Shakeſpears, die wir für unſre Bühne hoffen, da würde Oſian, und Klopſtock, und alle Oſians und Klopſtocks, die wir noch hoffen, wider mich ſchreyen. Ich wage es aber auch nicht, ihnen Mythologie zu verbieten, ſie auch der Oper zu verbieten, und ſie blos dem Epigramm * zu erlauben; hier mag jedes Genie ſelbſt ſehen, was es zu machen, und der Kunſtrichter weiß in dieſen Fächern, auch ſchon mehr, was er zu urtheilen habe.

Herr Klotz ſcheint überall blos einen Gebrauch der Mythologie zu meynen, der in leeren Anſpielungen, bloßen Wortblumen, aufgedunſenen Vergleichungen, in Einkleidungen nach ſchiefem Geſchmack, und in gelehrter Bilderkrämerei beſtehet. Alsdenn geben wir ihm völlig recht: ſo bald aber die Anſpielung vielſagend, die Wortblume ein Schmuck der Materie, die Vergleichung natürlich und belebend, die Einkleidung poetiſch, täuſchend und ſchöpferiſch, die Fülle der Bilder redend, lebhaft und beſchäftigend iſt: ſo iſt

* Epiſt. Homer. p. 132.

ist die Mythologie nicht Zweck, sondern Mittel zu großen Absichten — wer sie uns untersagt, gebe uns andere.

Der Verf. gibt uns einige: aber Schade, daß sie nicht völlig seyn können, was jene sind: er empfiehlt uns Allegorie *: man soll Tugenden und Laster, die Affekten der Seele u. s. w. z. E. Scham, Fruchtbarkeit, Glück, Treu, Wahrheit, Neid, Wollust, Zorn, Uneinigkeit, Gerechtigkeit, Ueberfluß, Zeit u. s. w. in Leiber hüllen, und wie der Künstler, sie auch poetisch gebrauchen. — Wie Dichter und Künstler in dem Gebrauch derselben unterschieden sind, hat Leßing in seinem Laokoon ** im Vorbeigehen berühret: ob sie dem Dichter aber zu den großen Zwecken, zu denen er die Mythologie anwenden kann, dienen — Dies möchte hier am unrechten Ort eine zu lange Parenthese einschalten. Es gehöret, so wie der andre Vorschlag, die neuern Entdeckungen, und die Merkwürdigkeiten der Natur in neuerfundnen Län-

* Epist. Hom. p. 128.

** Leßings Laokoon p. 113. K

dern an die Stelle, da ich von dem neuen Wege rede, den wir einzuschlagen glauben, oder einschlagen können, um Originale zu seyn.

Ich will jezt mit einigen freyen Gedanken von den Gränzen in dem Gebrauche der Mythologie beschliessen, die ich nicht als künstliches Gebäude zum Anschauen hinstelle, sondern als Materialien hinwerfe: vorübergehender Leser! brauchst du etwas für dich, so stecke es bei dich, ohne daß ich dich namentlich rufe: Jezt treffe ich mehr mit dem Verfasser der homerischen Briefe zusammen, und vielleicht erkläre ich seine Gedanken.

4.

Man muß die Mythologie blos als Werkzeug brauchen, nicht als Zweck, um sich von der Seite des Gelehrten, oder Artisten zu zeigen: Die Erstern erinnern mich an die Worte in Vida Poetik:

- - - Sunt, qui, ut se plurima nosse
Ostentent, passimque suarum opulentia rerum
Quidquid opum congesserunt, sine more, sine arte
Irritum effundunt, et verbis omnia acervant.

Die

Die zweiten, die durch die Stellung der Mythologie ſich als Artiſten zeigen wollen, bringen mir den Maler des Horaz in den Sinn, der allen Fleiß auf Nägel und Zähen wandte:

Ponere totum neſcius.

Sobald nun die Mythologie blos poetiſches Werkzeug wird: ſo muß man nicht durchgängig in einer mythologiſchen Sprache reden, gleich als wenn unſre Denkart mit ihr umkraiſet wäre: ſonſt verirret man ſich in Anſpielungen, und Orakelſprüche aus den Alten.

Man muß die Mythologie von der Seite anſehen, auf die jedes geſunde Auge natürlich und zuerſt fällt. Viele leſen die Alten, aber weiß Gott! wozu? denn was ſie daraus behalten und anwenden, das bemerkt ſich kein ander ehrlicher Mann. Von dieſem Alten führen ſie ſo einen unbedeutenden Nebenzug aus ſeinem Gemälde an, daß da ſie ihn für den Leſer unbeſtimmt laſſen, ſie auch die Ehre haben, ihre Anwendung allein zu verſtehen. Dieſe Anmerkung erſtreckt ſich auch auf die alte Geſchichte, wo manche keine Kleinigkeit wollen umſonſt geleſen haben.

So ſagt ein neuerer Schriftſteller: „ich er„kannte Sie, ob ich gleich kein Marcell bin!„ Warum denn Marcell? Als ein raſcher, dreuſter, feuriger Held iſt mir Marcell zwar bekannt, als der Erbauer des Tempels der Tugend und Ehre auch: aber was thut das hier? Endlich fand ich, Marcell habe einmal nicht aus Rom ausreiſen wollen, weil er auf Zeichen gehalten: nun verſtand ichs, aber das hatte ich aus meinem Plutarch längſt vergeſſen.

Man muß die Mythologie nicht außer ihrem Zweck brauchen: dahin gehört, wenn man ihr einigen Religionswerth beizulegen ſcheint. Man legt etwas in den Mund eines Gottes, damit es Gewicht der Glaubwürdigkeit und Wahrheit bekomme: oder man thut Wünſche, an dieſen oder jenen Gott, von ganzem einfältigen Herzen. Dies iſt lächerlich, es ſey denn, daß dieſe Weſen perſonificirte Dinge der Welt, oder allegoriſche Perſonen ſind; als ſolche müſſen ſie aber offenbar auftreten: ſonſt rücke man ſie aus der dichteriſchen Sphäre, in das Gebiet der ſtrengen Wahrheit, und da ſind ſie nicht zu Hauſe.

Man

Man vermeide bei der Mythologie alles, was gleichsam leblose Schönheit ist: wohin die topographischen Beschreibungen gehören, die unsern Dichtern oft an unrechtem Ort so heilig sind, wenn sie von Mäandrischen Krümmungen, von Skamander, und der Tiber, vom Helikon und Pindus, dem Castalischen Brunnen und der Hypokrene, dem Dädalischen Labyrinthe u. s. w. blos gelehrt, und wie sie meinen, poetisch zu reden, ohne einen geistigen Sinn diesen anderthalb Schuh langen Worten zu geben.

Man vermeide allen Uebelstand, und hüte sich vor Maschinen, denen die Veränderung der Zeit und Denkart gleichsam Flecken und verkleinernde Nebenbegriffe angehänget. Wenn man Helden unsrer Zeit, die mehr durch den Geist, als Körper, Helden sind, immer und immer mit jenen Giganten und Herkuls vergleicht, alsdenn Beschreibungen aus den Alten häuft, und für ekle Ohren nicht gnug die Nebenbegriffe des alten Pöbelhaften entfernt: so kann man sich freilich mit der Ode des Horaz an seinen Drusus schüzzen; aber wenn man sich blos schüzzt, erobert man nicht.

Wenn man mythologiſche Geſchichte erzält, blos weil ſie die Alten erzält: ſo fehlt wieder der Zweck des Neuen; ich nehme dieſen aber nicht blos im Geſichtspunkt der Moral, ſondern der Poeſie; ſonſt würde ich alles einſchränken. Soll etwas nicht Ueberſezzung ſeyn: ſo muß es für uns einen Zweck haben, und wo möglich im Ganzen. Man möchte dies lezte an Wielands komiſchen Erzälungen vermiſſen, allein, die Art der Erzälung gibt ihm in allen Theilen Zweck und Neuheit gnug. Wenn im Ganzen nicht gnug Hauptzweck und Hauptton herrſchen dörfte: ſo ſind die komiſchen Nebenzüge unterhaltend.

Man hüte ſich vor der Mythologie, die durch einzelne Bilder ſpricht; denn entweder kann man dieſer entrathen, als eines überflüßigen Puzzes; oder, wenn man ſie zu poetiſchen Zwecken braucht, ſo wird leicht ſpielende und gezwungne Allegorie draus. Hingegen bediene man ſich ihrer in Handlung, dann wird ſie nie erſcheinen, als wenn ſie unentbehrlich iſt, und wo ſie erſcheint, wird ſie als poetiſche Fiktion, gleichſam in dem Gewande der Fabel ſich zeigen. In dieſem Gewande

wände muß ſie reizen und illudiren, und alsdenn iſt ſie eine Vertraute Apolls und der Muſen. Dieſer letzte Rath verdient vorzüglich die Aufmerkſamkeit meiner Leſer.

5.

Jetzt will ich mich einigen praktiſchen Betrachtungen überlaſſen, wie wir die Mythologie zur Bildung unſrer Erfindungskraft nuzzen können, um uns den Alten mehr an Geiſt, als durch Nachahmen, zu nähern.

Was war die Mythologie bey den Alten? Theils Geſchichte, theils Allegorie, theils Religion, theils blos poetiſches Gerüſte! Wie ſind ſie zu ihr gekommen? wie haben ſie ſie verſchönert? genutzt? verändert? Und können wir in alle dieſem was von ihnen lernen?

Was für eine griechiſche Einbildungskraft gehörte dazu, um ſtarke Bauerknechte zu Herkuls, zu Helden, zu Halbgöttern zu erheben, ſie in allen den Reichthum der poetiſchen Würde zu kleiden; die Fahrt der Argonauten,

die Belagerung von Troja, die Himmelsſtürmerei, und alle jene Fabeln, die in der Geſchichte ihren Urſprung haben, ſo ſchöpferiſch in poetiſche Leiber zu hüllen, und ihnen dichteriſchen Geiſt einzuhauchen. Was iſt Skamander, und Olymp, und alle die heilige Oerter und Geſchichte, die der Stoff zu ihrer Mythologie urſprünglich geweſen? Ich beſehe ſie in den Reiſebeſchreibungen, ich ziehe in der alten Geſchichte ihren poetiſchen Schmuck aus, was ſind ſie? — Himmel! das habe ich alles in meinem Lande, in meiner Geſchichte, rings um mich liegt der Stoff zu dieſem poetiſchen Gebäude; aber eins fehlt: poetiſcher Geiſt. Bewundern müſſen wir euch, ihr Alten, und die Augen niederſchlagen: ihr erhobt Kleinigkeiten aus dem Staube, zu einer glänzenden Höhe; wir laſſen die ganze Schöpfung um uns, öde und wüſt trauren, um euch nur zu plündern, und das Geplünderte elend anzuwenden.

Wenn Horaz ſich einen Auguſtus unſrer Zeit wählte: würde er wohl unter den Trümmern alter mythologiſchen Geſchichte ſich verirren, oder iſts wahrſcheinlicher, er würde

auf

auf das Lob und glänzende Beiſpiel ſeiner Verfahren, auf Individualfälle ſeiner Regierung, auf einzelne Umſtände ſeiner Reiche und Länder ſich ausbreiten: er würde inſonderheit die Umſtände und Seiten der Materie nuzzen, über die er ſingt, daß ſein Geſang individual für ſeine Perſon, national für ſein Land, patriotiſch für ſeinen Helden, caſual für den Vorfall, ſekular für ſein Zeitalter, und idiotiſch für ſeine Sprache wäre.

Wenn der griechiſche Pindar ſeinen Helden auch nur von ſeiner Vaterſtadt lobet: wie weiß er jede merkwürdige Begebenheit dieſer Stadt, von ihrer Stiftung an, zu nuzzen: er zeichnet das Charakteriſtiſche derſelben, ihre Vorzüge vor andern, die Verfahren aus der Familie ſeines Helden: wo es das ehrwürdige Alter und die Würde der Perſon erlaubt, kleidet er dieſen und jenen Vorfahren und Stammvater in die Stralen Olymps, ſchlingt die genealogiſche Kette bis an den Thron eines Gottes, oder macht einen Ort gleichſam dadurch heilig, daß hier vormals Götter gewandelt: ſo wird ſeine Ode voll Mythologie, aber warum? um ſich als Gelehrter, als Artiſt

eist zu zeigen, um eine mythologische Ode gemacht zu haben? — Ganz und gar nicht! seine Mythologie ist Geschichte des Vaterlandes, Geschichte der Vaterstadt, Familien- und Ahnenstolz seines Helden, Ursprung des Vorfalls, den er besingt. Und was wird also sein Gesang, ein heiliges National- Sekular- und Patronymisches Lied, das werth war, in dem Tempel des Gottes, und in den Archiven der Stadt, die er sang, mit goldnen Buchstaben geschrieben, aufbewahret zu werden; ein Familienstück für ein Geschlecht, und mehr als eine Bildsäule für den Helden, wie der edle Stolz des Pindars selbst wußte.

Haben wir zu unsrer Zeit solche Dichter, die das für den Vorfall, die Person, das Zeitalter, für welches sie singen, sind und seyn werden? Ein andrer antworte für mich; aber — was ist die Pindarische Ode auf den Tod des Kaisers Franz gegen eine Pindarische auf einen Jüngling, der blos gut laufen konnte? Nichts!

Zweitens: ein groſser Theil der Mythologie ist Allegorie! personificirte Natur, oder

eins

eingekleidete Weisheit! Hier belausche man die Griechen, wie ihre dichterische Einbildung zu schaffen, wie ihre sinnliche Denkart, abstrakte Wahrheit in Bilder zu hüllen wußte, wie ihr starrendes Auge Bäume als Menschen erblickte, Begebenheiten zu Wundern hob, und Philosophie auf die Erde führte, um sie in Handlung zu zeigen. Und, da wir eine neue Welt von Entdeckungen um uns haben: ihr Dichter unter uns, so kostet von jenem mächtigen Honig der Alten, damit ihr eure Augen wacker macht, um auch so viel Spuren der wandelnden Muse zu erblicken — Lernet von ihnen die Kunst, euch in eurer ganz verschiednen Sphäre eben so einen Schatz von Bildern verdienen zu können. Statt, daß ihr, nach jenem ekelhaften Gemälde, das, was Homer gespieen hat, euch belieben lasset: so stärkt euer Haupt, um aus dem Ocean von Erfindungen und Besonderheiten, der euch umfließt, zu trinken, ohne davon zu erblassen. Ich meyne, statt daß ihr aus den Alten Allegorien klaubet, oft wo sie gewiß daran nicht gedacht; so lernt von ihnen die Kunst zu alle-

gori-

goriſiren, vom philoſophiſchen Homer, und vom dichteriſchen Plato.

Kurz! als poetiſche Hevriſtik wollen wir die Mythologie der Alten ſtudiren, um ſelbſt Erfinder zu werden. Eine Götter- und Heldengeſchichte in dieſem Geſichtspunkt durchgearbeitet, — einige der vornehmſten alten Schriftſteller auf dieſe Weiſe zergliedert, — das muß poetiſche Genies bilden, oder nichts in der Welt. Aber wie groß muß der Mann ſeyn, der uns dieſen Gradum ad Parnaſſum, dieſes Cornu copiae, dieſe hylen inuentionum poeticarum, dieſe aurifodinam mythologicam, (oder wie die hochtrabenden Titel einiger ſpaniſchen Bettler mehr heißen) lieferte.

Da dieſe Erfindungskunſt aber zwei Kräfte vorausſezzt, die ſelten beyſammen ſind, und oft gegen einander würken: den Reduktions- und den Fiktionsgeiſt: die Zergliederung des Philoſophen und die Zuſammenſezzung des Dichters: ſo ſind hier viele Schwierigkeiten, uns gleichſam eine ganz neue Mythologie zu ſchaffen. — Aber aus der Bilderwelt der Alten gleichſam eine neue uns zu finden wiſ-

ſen,

ſen, das iſt leichter; das erhebt über Nachahmer, und zeichnet den Dichter. Man wende die alten Bilder und Geſchichte auf nähere Vorfälle an: legt in ſie einen neuen poetiſchen Sinn, verändert ſie hier und da, um einen neuen Zweck zu erreichen; verbindet und trennet, führt fort und lenket ſeitwärts, gebt zurück, oder ſteht ſtille, um alles blos als Hausgeräth zu ſeiner Nothdurft, Bequemlichkeit und Auszierung nach ſeiner Abſicht, und der Mode ſeiner Zeit, als Hausherr und Beſitzer zu brauchen.

6.

Was? höre ich hier einen Kunſtrichter entgegen rufen: „daraus werden mythologiſche „Unwahrheiten: z. E. nun darf Syſiphus „ſchlafen, Tantalus trinken u. ſ. w. Dieſe „Fabeln haben in der Mythologie einmal ihren gewiſſen Standpunkt, und ihn umdrehen wollen, heißt das Syſtem der Mythologie niederreißen. Sie werden an keinem

„ein-

„einzigen Ort im Pindar eine ſolche Inver-
„ſion finden; er läßt, wie alle Poeten, dieſe
„Dinge ſo ſtehen, wie ſie das Fabelſyſtem
„diktirt hat *„. Hier wollte ich zwar ein-
fallen: „Das möchten auch mythologiſche
„Unwahrheiten ſeyn. Sobald Sie die Alten
„in Ihrem Scholiaſteneifer nicht ganz vergeſ-
„ſen wollen: ſo werden Sie wiſſen, daß die
„Alten nie ein Fabelſyſtem gekannt, das ſie
„wie Luthers Catechiſmus hergebetet. Sie
„werden wiſſen, daß ſo viele mythologiſche
„Widerſprüche, Ungereimtheiten und Poſſen
„blos daher entſtanden, weil die Götterlehre
„nie ganz geweſen. Sie werden wiſſen, daß
„es eine neue und alte Mythologie gegeben,
„daß jeder Poet es für erlaubt gehalten, Zu-
„ſäzze und Veränderungen zu machen, und die
„folgenden Zeitalter endlich alles verunſtaltet.
„Oder wenn Sie mehr als dies wiſſen und
„behaupten: daß Pindar, ſo wie alle Poe-
„ten, alles hat ſtehen laſſen, wie es ihm dik-
„tirt iſt; haben Sie es etwa ihm und allen
„Poeten diktirt? Wie viele, viele Inver-
„ſionen

* Litt. Br. Th. 21. p. 73. 74.

„ſionen hat Pindar gegen die Alten, und ſei„ne erſte Ode ſpricht gewiß vom Tantalus „mit Delikateſſe, Sorgfalt und Wahl, die „er auch in einem Fabelſyſtem, wie es zu ſei„ner Zeit ausgeſehen, nöthig hatte.„ Dies wollte ich ſagen, und dachte dem traurigen Gedanken nach: „wie mißlich es ſey, ſich „auf ſein Gedächtniß zu verlaſſen —„ wie mißlich, einem Kunſtrichter zu trauen, der bei jeder Gelegenheit tadeln will, und in vielen Perioden Non-ſens ſagt (es dörfte dies viele nicht eben eine ungeheure Hyperbel ſeyn).

Aber ich dachte, hätte dieſer Mann Recht; wer biſt du, daß du es wagſt, „die Punkte „zu verrücken, die die Alten feſtgeheftet, und „einen neuen Geſchmack einzuführen, der „nothwendig verkehrt ſeyn muß, weil er von „den Regeln des Alterthums abgeht?„ * „Wie? wenn du alsdenn einſt im Reich der „Todten vor dem δικαστηριον ** der Alten „erſcheinen ſollſt, und du ſollſt mit dem ar„men Treſcho auf den Richtplatz: du magſt „Predi-

* Litt. Br. Th. 21. p. 44.
** Litt. Br. Th 22. p. 4. f.

„Prediger oder Amtsſchreiber, oder Holzin-
„ſpektor oder Küſter, oder Schulmeiſter ge-
„weſen ſeyn: denn wird man die erſchreck-
„liche Angſt auf deinem Geſichte abgemalt fin-
„den, die dich innerlich peinigt, und dir alle
„die Unordnung vorhält, die du unbedacht-
„ſam in das Fabelſyſtem eingeführet. Jezt
„biſt du noch ein vermeßner und ſorgenloſer
„Knabe, dem der morgende Tag keinen Kum-
„mer erweckt: aber einſt vor der σκυταλη
„des Gerichts! zittre! da wirſt du nicht wie-
„der durchkommen. Lucian (der, wenn er
„das Glück gehabt, eine lange Zeit ſpäter ge-
„bohren zu werden, gewiß die Ehre hätte ha-
„ben ſollen, ein Mitarbeiter der Litter. Br.*
„zu werden, weil er ſchon an ſeinen Vor-
„ſchriften ein würdiges Probſtück geliefert,
„das faſt verdient, ein Berlin. Litt. Br. zu
„ſeyn, und es auch wurde) dieſer Lucian,
„und Longin, und der Kunſtrichter werden
„den Minos, Aeacus und Rhadamanth vor-
„ſtellen. Nun ruft der dritte ** von ihnen:
„Nur

* Litt. Br. Th. 20. p. 6.

** Ich muß mich hier zur niedrigen Satyre wi-
der Willen herablaſſen, um mit ihren eignen
Worten

„Nur heran, Missethäter! . . . Guten Tag!
„Warum hast du nicht den 14. Abschnitt aus
„meinem Herrn Collegen Longin herausge-
„schnitten, und auf das Pult, wo du ordinair
„deine Muse sizzen hattest, angenagelt, um
„jederzeit die großen Muster des Alterthums
„vor dir zu haben? Warum die alte Mytho-
„logie verrückt? Wohlan! höre deinen Na-
„men griechisch von der σκυταλη lesen:
„. . ρδ . . προτερος εξιθι! denn du hast
„einen verkehrten Geschmack einführen wol-
„len.„

Dies jüngste Gericht ging mir lange durch die Seele: ich entschloß mich in der Angst, nicht blos den 14ten Abschnitt aus dem Longin, sondern die ganze Mythologie, damit kein Punkt in ihr verrückt werde, fest anzuschlagen, an das Pult, wo ordinair meine

Worten etwas von der übelanstehenden Lebhaftigkeit zu zeigen, mit der einige von den letzten Recensionen der Litt. Br. sich wegwerfen. Vielleicht wäre es zur Ehre des Werks gewesen, wenn nach dem 17. Theile der 24. gefolgt, oder einige Br. (z. E. 288. 91. 92. 95. 216. u. a.) weggeblieben, oder diese Theile durchgängig nahrhafter gemacht wären.

Muſe ſitzt, oder noch ſicherer, dieſe, und wenn es ſich thun läßt, alle neun Muſen des Alterthums anzuſchlagen. — Allein, wie es mit allen Angſtentſchlüſſen geht! ſie ſind ſchwer und verfliegen! Ich beſann mich, daß alsdenn alle alte und neue Dichter und Kunſtrichter müßten in die Acht erklärt werden; daß ſich denn auch Lucian, der große Verehrer der Mythologie, meiner wohl annehmen würde — ja endlich fällt mir ein: daß der böſe Leßing eine ähnliche Kühnheit begangen, und einen hevriſtiſchen Gebrauch der Fabel vorgeſchlagen! —* Und nun ſchreibe ich getroſt fort von meinem hevriſtiſchen Gebrauch der Mythologie.

7.

Kann man einen neuen Vorfall durch eine Fiktion aus der alten Mythologie erklären! — der ſchönſte Gebrauch, „wenn man ſeine „Grillen zu Orakelſprüchen einer göttlichen Er„ſcheinung zu machen weiß.„ Jene allerliebſte

Leßing.

* Leß. Fabeln 5te Abhandl.

Leßingſche Fabel: Zevs und das Pferd,* die vor unſern Augen das Kameel ſchaffet: jene **, die den Eſeln zum Troſt die harte Haut anzieht, jene ***, die es uns aus dem Rath der Götter erklärt, warum das Schaaf unbewaffnet iſt, woher den Ziegen der Bart entſtanden **** u. ſ. w. ſind kleine Anekdoten eines Dichters, der gleichſam ein Zeuge und Bote der Götter, und Erklärer der Natur iſt. So erzält uns Gerſtenberg den Urſprung des Kuſſes, der Syrene, und des Bärtchens, welches letztere aber die Litterat. Br. glücklich von dem Munde der Schönen weggeküſſet haben. So ſind Ovids Verwandlungen in dieſem Betracht voll poetiſches Erfindungsgeiſtes. Kurz! aus der alten Mythologie eine Wahrnehmung, eine Erfindung, eine Begebenheit, poetiſch wahrſcheinlich und poetiſch ſchön zu erklären — dieſes iſt, wie ich glaube, der am meiſten dichteriſche Gebrauch der Fabellehre, und der Quell zu den ſchönſten und reizendſten Fiktionen.

* 1 B. 5 Fabel. ** 2 B. Fab. 1.
*** 2 B. Fab. 18. **** 2 B. Fab. 24.

Diesem kömmt ein zweiter Gebrauch nahe: aus der neuern Zeit und ihren Sitten der alten Mythologie einen neuen Zug so glücklich andichten zu können, daß das Neue ehrwürdig und das Alte verjüngt wird. So weiß Rammler seinen alten Hymen durch das Brautband zu verjüngen und in unsre Zelten zu pflanzen.

Hiemit ist eine dritte Freiheit verwandt, in die alten Fabeln einen gewissen geistigern Sinn zu legen, ohne den sie uns minder gefallen. Da unsre höhere Stufe der Cultur so viel am Denken gewinnt, als sie an dem sinnlichen Erkennen verlieren möchte: so suche man einen neuern Geist in die Fabeln zu hauchen, daß Götter und Helden nicht als starke, wilde Männer ihrer Zeit gemäß handeln; sondern einen Zweck durchschimmern lassen, der sich für uns passet. Baco betrachtet die Mythologie als eine politische Bildergallerie, weil sein Auge politisch zu sehen gewohnt war: andre haben sie als ein chymisch und alchymistisch Laboratorium durchträumet: andre sie mit historischem

Auge

Auge angeſehen, andre die Naturlehre der Alten in ihr ſtudirt —, der philoſophiſche Dichter hauche in ſie einen neuen poetiſchen Sinn, daß ſie reizen. Hier wäre am beſten, zu zeigen, wie ungeſtalt alles wird, wenn man die Fabeln der Alten vorzeigt in ihren Fellen, die die rauhe Seite nach oben tragen, ſtatt ſie einzukehren; aber da käme es wieder auf das verwünſchte Anführen ſchlechter Exempel an, und das iſt beſchwerlich.

Endlich einen neuern Vorfall auf einen alten zurück zu führen, in denſelben ihn zu kleiden, daß er von ihm Würde, Reichthum, Anſtand und Reiz borge: dies iſt das glückliche Kunſtſtück unſers Rammlers, in allen ſeinen Gedichten. — Sein meiſter Gebrauch der Mythologie iſt hier Beyſpiel, obwohl mir noch der kleine Zweifel übrig bleibt, ob ſeine Oden, ohne dieſe Mythologie, nicht noch ſchöner ſeyn würden. Ein dichteriſcher Kopf, wie er, der in Tempeln und Palläſten ausgehölte Rücken der Vorgebürge, und in den Statuen der Künſtler, die Steine Deukalions ſieht,

wie ſie ſich beleben — ein ſolcher Dichter könnte, nach meinem vorigen Traume, der erſte ſeyn, der ſich eine politiſche Mythologie ſchüffe, wie einige neuere Dichter ſich eine theologiſche zu ſchaffen angefangen. So lange aber, als niemand dieſes wagt, ſo iſts das leichtere und ſichere, die Mythologie der Alten zu brauchen, die ſchon ein gefundnes Baugerüſte der Dichtkunſt iſt, und bei einer ungezwungnen und feſſelloſen Nachbildung noch freilich viel Dichtergeiſt und poetiſches Verdienſt zuläßt.

* * *

Ich betrachte jetzt einige lateiniſche Nachbildungen und Nachahmungen: tritt näher heran, Leſer, der du dir nicht die Augen geblendet, um eine römiſche Brille zu gebrauchen: trite an die Bruſtbilder unſrer Römer, um ſie zu bewundern, zu ſtudiren, und als Vorbilder zu betrachten. Und wenn du in dieſem Vorgemach voll Bilder der Vorfahren wandelſt: ſo belebe dich, wenn du einige abgeſchlagne Köpfe der Deinen ſieheſt, der Geiſt des jungen Cato, da er wider Sulla

für

für ſein Vaterland ergrimmte. Ihr Schulmeiſter aber, die ihr, wie der Pädagog des Cato, vor ſolchem heilloſen Anſchlage, vom römiſchen Joche frey zu ſeyn, zittert: entfernet euch:

- - - ſacer eſt locus: extra
meiite. - - - Perſ.

III.

Von einigen Nachbildungen der Römer.

I.

Von der Horaziſchen Ode.

Welche Altäre ſind dem Horaz gebauet: und wie viel Verehrung hat er auf ihnen genoſſen: ſollten wir wohl auf dieſe Altäre die Bruſtbilder einiger deutſchen Dichter ſezzen dörfen? — Auf der andern Seite, wie viel deutſche Horaze gibt es nicht, die dieſen Namen bei einem Publikum, das oft nicht Rom iſt, gepachtet haben, und ihn vor ſich her ausſchreien laſſen! — Ein Ding in vierzeilichten Strophen, voll Strohfeuers oder todtes Feuers, voll verworrener Conſtruktionen, die über das Ende der Strophe laufen, untermiſcht mit hinkenden Reimen heißt eine — horaziſche Ode. Pindar kennt man zum Glück nicht: ſonſt würde man noch ärgere

Mis-

Misgeburten hervorbringen: die mit dem dreifachen Haupt des Cerberus, der Strophe, Antistrophe und Epode, aus neun Rachen Unsinn bellen, und sich nennen — pindarische Oden. —

Rammler, Klopstock, Uz und Lange, vier Genies von so verschiedenen Talenten, sollten die nicht einem Horaz gleichwiegen? Rammler in seiner Kunst, das Ganze einer horazischen Ode zu bauen: Klopstock im fortgehenden Strom seiner Empfindung, Uz im Ton der philosophischen Ode, Lange in der Zusammensezzung horazischer Gemälde — Habe ich die Rollen recht vertheilt? recht für die Dichter? für den Horaz? für die Leser? — Ich werde die Stimmen sammlen.

Von Rammler haben wir eine längst erwartete Ausgabe seiner Gedichte, die klein an der Zahl, aber stark an innerem Gewichte sind. Wir wollen seine Muse beschleichen, um ihr ihre Kunstgriffe abzulernen, und vielleicht sind dies die vornehmsten: Erstlich: Sie zaubert Sujets unsrer Zeit in entferntere Zeitalter zurück, um sie eingekleidet in die Morgenröthe einer antiquen Allegorie, uns

ent

entgegenzuführen. Beſonders weiß ſie einen horaziſchen Odenplan ſo geſchickt auf einer neuern Vorfall zurückzuführen, daß ſich ſeine Wendungen, Bilder, und Ausdrücke, genau auf denſelben anpaſſen. Und denn iſt auch der feine Wohlklang und die genaue Verſifikation der äußere Schmuck, der Rammler zu einem deutſchen Horaz macht.

Fiktionen machen das ſchönſte Ganze der Ode, und der reichſte Quell zu dieſen Fiktionen iſt ohnſtreitig das Alterthum. Das Alterthum iſt voll von poetiſchen Erdichtungen, Bildern und Farben; wer dieſe mit einer Meiſterhand zu brauchen weiß, macht ſeinen Gegenſtand dadurch neu, ehrwürdig, und ſinnlich, und wie hoch ſteht eine Ode, die dies thun kann. Daher haben die gröſten Genies aus dieſem Quell der Muſen, der Allegorie, wenn ich dies Wort im weiteſten Verſtande nehme, getrunken: die kleinen Geiſter ſchaudern vor dieſem Trank, weil Känntniß und Geſchmack des Alterthums, ja faſt ein dramatiſches Genie dazu gehört. „Die höchſte poetiſche Kunſt, ſagt vielleicht

„eben

„eben dieſer Dichter *, iſt, die Allegorie in „ſeiner Gewalt zu haben.„

Seine Nymphe Perſanteis ** und Sprea *** verdient den Zuruf:

tu centum et plures inter dominabere nymphas.

Sein Ptolomäus und Berenice, ein edles hymenäiſches Geſpräch, das unter den Epithalamien vielleicht gleich nach dem Doppelgeſang des Catulls: Veſper adeſt, juvenes! folgt, hat die Naivetät durchaus, die im horaziſchen Geſpräch: — Donec gratus eram tibi — herrſcht: ja vielleicht läßt ſie ſich hin und wieder zu einer kleinen Nachläßigkeit herunter, wie vielleicht wenn Berenice von ihrer Locke ſagt:

— Die funfzehn oder ſechzehn Jahr
Die Zierde meiner Scheitel war.

Die Ode an die Göttinn Concordia † iſt des Altars im Janustempel würdig: nur dörfte die Göttinn Ate vielleicht zu altgriechiſch,

* Crit. Nachr. aus dem Reich der Gelehrſ. St. 1.
** Litt. Br. Th. 23. p.
*** Litt. Br. Th. 23. p. 92.
† Eben daſelbſt.

chiſch, oder altrömiſch ſeyn, da ſie freilich gegen die wilden Anfälle auch ſelbſt in Friedenszeiten ſich mit Drat und Beil waffnen mußte; wir bitten eine Concordia vom Himmel, die die Axe von der Erde ablöſe, nicht vor ſich gehen habe. — Die Ode an die Feinde des Königes verliert ſich glücklich, aber vielleicht zu weit in jene herkuliſche Zeiten, da die Götter dieſer Welt zugleich Ungeheuer heißen konnten, wenn die Allegorie es ſchön fand: in die poetiſche Zeiten, da weder Tapferkeit noch Verfolgung in dem Geſichtspunkt des Moraliſchen vom Dichter durften angeſehen werden. — Die Ode an Hymen * iſt werth, daß Hymen,

wenn ihn noch ein feſtlich Lied
herab vom Himmel ziehet —

auch dem Sänger ſelbſt erſcheine,

— zwei Ring' an einer Hand
und um die Schläfe Myrthen
und um den Arm ein goldnes Band,
ihm eine Braut zu gürten.

Sein Lied an Fabius iſt ein feiner Gedanke, der aber nicht zu einer Allegorie hat durch-

* Litt. Br. Th. 23. p. 90.

durchgeführt werden können *: denn eben durch sein Zaudern ward Fabius Roms Retter, und vielleicht durch dies Zaudern allein, das blos der Pöbel in Rom, der junge hitzige Marcell und der Eisenfresser Varro, zur spaten Reue tadeln konnte. Statt eines beißenden Tadels wäre also die Ode ein feines Lob geworden, wenn sie den Einfall fortgesezt hätte: denn so kann Sonnenfels auf den Tod dieses Generals singen:

Der Held — Rom wagt von seinem Fabius
Zu kühn ein Urtheil, Wien von Ihm.
Den Zauderer rechtfertigt Annibal
Und Daunen Friederich.

Man denke aber nicht, daß Rammler blos in der Wahl seines Hauptgedankens so glücklich sey: sein allegorischer Genius verläßt ihn nie, und oft sind in Theilen der Ode die Erdich-

* Ich glaube, dies ists, was diesem artigen, schönen, sinnreichen Gedichtchen zur Ode fehlt; nicht aber die Odenwendung (s. Litt. Br. Th. 8. p. 388.) Denn nicht jede Ode darf ja eben den kühnen Flug der Muse haben, die

sich wirrt, doch nie verirret —

Ich finde auch, nach dem, was ich vom Fabius weiß, nichts zu beißendes in dieser Ode.

Erdichtungen ſo ſchön, daß ſie wieder zu einem Ganzen Gelegenheit geben können. Die Ode an einen Granatapfel, in Berlin gewachſen, hat hierinne viele vorzügliche Beiſpiele, und weil ich in einer ſeltengewordnen Wochenſchrift * Erläuterungen finde, die nicht blos die Ode erklären; ſondern uns auf die feinſten Schönheiten aufmerkſam, und mit den Ideen der poetiſchen Kunſt vertraut machen, nach welchen der Dichter arbeitete: ſo mache ich meinen Leſern und mir ein Vergnügen, wenn ich ſie herſetze:

O die du dich zur Königinn der Früchte
mit deinem eignen Laube krönen mußt,
Aurorens Kind [1]), an welchem Sonnenlichte
Zerſpalteſt du die Purpurrothe Bruſt,
Die Proſerpinen [2]) ihre Körner
Im Tartarus zu koſten trieb

und

* Critiſche Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrſ. Berl. bei Haude und Sp. 1750. St. 6.

1) Sie wachſt im heißen Orient und verirrt ſich nach Norden.

2) Proſerpine ward vom Pluto entführt. Ceres bekam die Erlaubniß, ihre Tochter wieder zu holen,

Und machte, daß sie ferner
In Plutons Armen blieb.

Der Erdball ändert sich [3]: das Meer entfliehet
Und deckt uns Wunder auf, der Fels sinkt ein;
Und, o Berlin, dein dürrer Boden blühet;
Pomona füllt ihr Horn in dir allein:
Und Flora muß auf dein Begehren
Aus allen Blumen Kränze drehn,
Und mit gesunknen Aehren
Die blonde Ceres [4] gehn.

Und

holen, wofern sie noch nichts in der Hölle genossen hätte. Sie ward verrathen, daß sie einige Granatenkörner gekostet habe, und ihre Mutter kehrte einsam wieder zurück.

3) Die großen Veränderungen der Erde durch Zurücktretung des Meeres, wie zu den Zeiten des Tiberius, oder durch Erdbeben und Verschüttung der Berge, werden mit den fruchtbaren Veränderungen der sonst so sandigen Mark verglichen. Auf die botanischen Gärten wird durch das Wort: alle Blumen gezielet: mit gesunknen Aehren bringt uns die neuesten Bemühungen um den Ackerbau in den Sinn.

4) Pomona ist die Göttinn der Gartenfrüchte, Flora der Blumen, Ceres des Getraides.

Und zarte Bäume trägt, ihr Haupt umſchoren,
Der Gott Sylvan [5]) und zieht ein Labyrinth [6])
Selbſtirrend auf vor deinen offnen Thoren,
Die nicht umſonſt den Künſten offen ſind.
Die Künſte nehmen Dädals Federn [7])
Und kommen über Meer und Land
Mit Hebezeug und Rädern
In ihrer harten Hand.

Wer

5) Sylvan iſt ein Waldgott. Teneram ab radice ferens, Sylvane, Cupreſſum. *Virg.* Das Haupt umſchoren. Hier bemerken wir eine griechiſche Wortfügung, welche die lateiniſchen Poeten gleichfalls angenommen haben: Et teneras arbores portat, circumtonſas caput, Deus Sylvanus.

6) Zwiſchen Berlin und Charlottenburg iſt ein Irrgarten von jungen gerade geſchornen Fichtenbäumen angelegt, und mit Statuen geſchmückt.

7) Dädalus war ein großer mechaniſcher Künſtler, welchen Minos, der König von Creta, nicht von ſich laſſen wollte, er machte ſich aber Flügel und entkam: die ſchönſten Gewerke und Manufacturen kommen zu uns herüber.

Wer hat allhier der Vorgebürge Rücken
Zu Tempeln und Palläſten ausgehölt [8]),
Die rund umher der Pyrrha [9]) Wunder schmücken,
Noch halb den Steinen gleich u. halb beſeelt?
Ihr Götter! prächtig aus Ruinen
Erhebt ſich euer Pantheon [10]);
Die Weiſen alle dienen,
Die Völker lernen ſchon.

8) Man bauet nach einer großen und edlen Bauart. Einfalt und Pracht ſind beiſammen. Das Opernhaus, das Invalidenhaus, die Akademie, der neue Dohm ſind Zeugen davon, und können deswegen mit einem glatten Felſen verglichen werden, den man inwendig mit großer Arbeit ausgehölt hat.

9) Pyrrha und Deukalion blieben nach der Sündfluth allein übrig, und warfen, nach dem göttlichen Orakel, mit verhülltem Angeſicht Steine hinter ſich, woraus Menſchen in die Höhe wuchſen. Ein ſchmeichelhaftes Gleichniß für einen Bildhauer, wenn ſeine Statue mit einem Menſchen verglichen wird, in dem Zeitpunkte, wo er aufhört, Stein zu ſeyn, und anfängt, lebendig zu werden!

10) Pantheon, ein Haus, worinn alle Götter wohnen, aus welchen jeder Prieſter ſich einen

Sagt Sterbliche! den Sphären ihre Zahlen
Und lehrt dem tollen Winde seinen Lauf,
Und wägt den Mond und spaltet Sonnenstralen [11]),
Deckt die Geburt des alten Goldes auf
Und

Schutzgott wählen kann, der etwa über ein Theil der Natur, über Luft, Feuer, unterirrdische Schätze, Wälder, Meere, Mond, Sonne ꝛc. herrscht, oder der eine Kunst und Wissenschaft erfunden hat. Dieses Pantheon bedeutet ohnfehlbar das neue Akademiehaus, welches auf die Brandstäte des alten Stalles und der alten Mahler und Bildhauer Akademie gebauet, und mit Götterbildern gezieret ist.

11) Hier werden Sachen, die die Gelehrten noch nicht gnug bestimmet haben, und vielleicht nie bestimmen werden, mit solchen zusammengesezt, die schon mehr bekannt sind, dergleichen die Zerstreuung der Sonnenstralen durch ein Prisma ist. Ein artiger Betrug! Alle diese Aufgaben haben eine Art von Wunderbarem an sich: doch so unmöglich sie dem ersten Anblick nach scheinen, so wissen wir doch, daß die gelehrte Welt sich schon an alle gewagt hat.

Und ſteiget an der Weſen Kette [12])
Bis dahin, wo der höchſte Ring
An Jovis Ruhebette
Seit Chaos Aufruhr hing [13]).

Die Zwietracht, die mit Gift ihr Leben nährte,
Verliert den Hydrakopf [14]) durch einen Streich

12) Das mineraliſche Reich hängt endlich mit dem Pflanzenreiche zuſammen: der ſtaudichte Stein hat an beiden ſein Antheil. Auch die Pflanzen und Thiere gränzen an einander. Hier zieht ſich das fühlende amerikaniſche Kraut zuſammen, ſo bald es angerührt wird, dort ſproßt der Polypus wie ein abgeſchnittner Zweig. Ja alle drei Reiche gehen durch einander, und knüpfen ſich an tauſend Enden zuſammen. Laß uns einmal unter den Menſchen fortgehen bis zum Affen: dieſer und der behaarte wilde Menſch, wie ſind ſie unterſchieden? Der vortreflichſte Menſch, und . . . hier fehlt uns die Kette, die bis zum Stuhle Jupiters geht. Aber der größeſte Weiſe ſieht von dieſer Kette nur zerriſſene Glieder.

13) Seit der Erſchaffung, da ſich das Getümmel der Elemente legte.

14) Die Hydra Lernäa war ein vielköpfichtes Unge-

Von der Gerechtigkeit beflammtem Schwerte [15];
Der Aberglaube kämpft und flieht zugleich:
Wie vor den kühnen Sonnenpferden
Die blinde Nacht voll Selbstvertraun;
Denn tausend Städte werden
Ihm einen Altar haun.

Wohl dir, o du, durch meinen Freund regieret,
An Künsten reich, und groß wie Sparta war [16]:
Es zog vom Schall der Flöte schön verführet
In seinen Tod mit wohlgeschmücktem Haar,
Und

Ungeheuer, welches Herkules umbringen wollte. Allein, wenn er einen Schlangenkopf herunter hieb, wuchsen zwei an dessen Stelle. Endlich nahm er ein glühendes Eisen, brannte nach, und tödtete die Hydra.

15) Die schnelle Endigung der Processe ist bekannt, und schon ein Muster der Nachahmung.

16) Sparta oder Lacedämon war zum Kriege geboren und verbannete die Künste: eine gewisse Stadt liebt die Künste, und ist dennoch wie Sparta. Man weiß, daß die Spartaner unter dem Schall einer wohlgesezten Musik, ihre Haare mit großer Sorgfalt aufgebunden,

gegen

Und alle, die den Kampf verloren,
Beſtätigten durch einen Eid:
Die Stadt [17]) ſei nur geboren
Zu Waffen und zum Streit.

So ſang Calliope [18]), die voll Entzücken
Umhängt mit ihrer goldnen Tuba kam,
Und nicht geſehn von ungeweihten Blicken,
Den Weg zum Tempel des Apollo nahm [19]),

gegen den zahlreichſten Feind gingen und ſiegten. Man unterſuche die genaue Aehnlichkeit ſelber.

17) Wird von Sparta geſagt, und deucht unſerm Dichter ſchöner, als wenn es gerade zu von Berlin geſagt würde: weil man die Eigenſchaften von Sparta ſonſt nicht erführe, weil der Geiſt die angenehme Beſchäftigung bekömmt, es auf Berlin zu deuten, weil ein ſolches Lob zugleich feiner iſt, und weil kein lyriſcher Schwung darinn wäre, wenn der Poet in eben der Conſtruction fortführe: Du zogſt vom Schall ꝛc.

18) Calliope, die Muſe, beſingt, wenn man ihr ein beſondres Amt geben will, die Helden am liebſten. Dieſes deutet auch ihr Ehrenzeichen, die Drommete, an.

19) Apollo iſt der Gott der Muſen, oder der Erfinder der freien Künſte. Unſer Opernhaus

Wo mit dem Pinſel und mit Sauten
In Larven und im Lorbeerkranz
Die Muſen ſich bereiten
Zum ſchönſten Reihentanz.

Eine Ode von dieſer Art iſt mehr für ein Odengenie, als ein ſchlechtes poetiſches Collegium: faſt jede Nummer zeigt „die höchſte poetiſche Kunſt des Dichters, die Allegorie in ſeiner Gewalt zu haben:„ auf die Art beſtrebe ich mich, den Pindar und Horaz mir ſelbſt zu erklären: und ſo erkläre man ſich, jede Ode Rammlers, um ihre ſinnlichen Bilder in aller ihrer bedeutungsvollen Schönheit zu erblicken. — Ich ſollte meinen Leſern dieſe Ode jetzt von einer andern Seite zeigen, um ſie nach ihrer ganzen Anordnung und Bauart zu betrachten, die Ordnung, Verbindung und Ausſchmückung ihrer Theile zu bemer-

haus führt die römiſche Aufſchrift: Fridericus Rex Apollini et Muſis. Der Schluß des Liedes bezeichnet es deutlicher: denn aus Poeſie, Muſik, Decorationen, und Balletten erwächſt die Oper.

bemerken: da dies aber zu weitläuftig ist, und bey andern Oden von ihm füglicher geschehen kann: so kann ich nicht umhin, meine Leser wenigstens auf den feinen Wohlklang dieser Ode aufmerksam zu machen. Ich rede nicht selbst, sondern schreibe aus dem angeführten Wochenblatt folgende Bemerkungen hin:

1) Die ganze Zusammensezzung der Strophe ist zum Wohllaut eingerichtet, ihre Zeilen laufen schmal zusammen, und spitzen sich mit einer männlichen Schlußsylbe fast wie ein Pfeil. Diese Figur deucht dem Auge so schön, als ein solcher Gang des Verses dem Ohre klingt.

2) In den vier langen Versen kann der Abschnitt bald forn bald hinten gesezt, und dadurch der Gleichlaut vermieden werden.

3) Der Abschnitt bleibt gar weg, wenn eine andre Schönheit erhalten werden kann:

Umhängt mit ihrer goldnen Tuba kam,
Und nicht gesehn von ungeweihten Blicken
Den Weg zum Tempel des Apollo nahm.

Beide Verſe laufen fort, und drücken einen Gang aus

Mit deinem eignen Laube krönen muß

ſcheint den Kranz herum zu flechten.

Und lehrt dem tollen Winde ſeinen Lauf

läuft wie der Sturmwind.

4) In jedem Vers findet man einen oder mehrere von den ſtarkklingenden Vokalen A und O oder einen Diphthongus, welcher gleiche Wirkung thut,

5) Nicht leicht über 3 Conſonanten ſtehn hintereinander, auch ſo gar zwei Wörter bringen nicht mehr zuſammen.

6) In den Verſen:

Die Proſerpinen ihre Körner —
Pomona füllt ihr Horn in die allein —
In ihrer harten Hand —
Die Weiſen alle dienen —
So ſang Calliope, die voll Entzücken —

ſehen wir, daß wenn ein Wort auf einen Conſonans ausgegangen iſt, das folgende mit einem Vokal anfängt, und daß es mit einem Conſonans anfängt, wenn das vorige mit

einem

einem Vokal schloß. Dieses ist zwar selten möglich zu machen, wir finden es indeß in einem jeden Vers einmal bis viermal.

7) Kein Hiatus beleidiget das Ohr, weder in der Mitte des Verses, noch zwischen zweyen Versen.

8) Vom Reim müssen wir auch gestehen, daß keiner zweimal vorkömmt. Horaz schließt gleichfalls keinen Vers zweimal mit einerlei Worten. Ueberhaupt nimmt er nicht gern einerlei Worte zweimal in seine Ode; welches zu verstehen ist, von den vornehmern Worten, nicht von non, qui sunt etc. Dieser Odendichter wird bei seiner Arbeit vielleicht nicht alle diese Regeln deutlich gedacht haben, aber wie kömmt es, daß man sie am Ende doch alle beobachtet findet, und daß das Stück nichts dabey verloren hat?

So stolz höret ein feines lyrisches Ohr, und sollten auch einige dieser Schönheiten wirklich verfliegen, wenn man sie zu Regeln macht: sollten sie auch, so bald als sie Gesetze werden, Hindernisse seyn: so muß man um

um so mehr den Dichter bewundern, der diesen Zwang hat überwinden und zur Schönheit machen können. Ein so feines Ohr muß auch von einer Zunge begleitet seyn, die eben so stolz deklamirt; denn so wie die lyrische Poesie, nach Klopstocks gerechter Bemerkung, des meisten Wohlklanges fähig ist: so nähert sich auch die lyrische Deklamation der Musik am meisten. Und würde also auch nicht der allgemeine Ruf von Rammlers Deklamation voll seyn: so würde schon sein feiner Wohlklang in mir den Wunsch erregen, ihn deklamiren hören zu können.

Nicht blos Allegorie und Wohlklang: die Anordnung zum Ganzen der Ode ist der Vorzug, weswegen der Name Horazisch seinen Oden zukömmt. Oft arbeitet er über Horazische Plane bei ähnlichen Gegenständen: sein Päan an die Concordia folgt dem Gange der Ode des Flaccus an das Glück, so gar bis auf das Bild der Nothwendigkeit

Te semper anteit saeva necessitas
Clavos trabales et cuneos manu
Gestans ahena, nec severus
Uncus abest liquidumque plumbum - -

Ich

Ich bin mit Rammler Varinnen wohl zufrieden, daß er dies überladne Bild, das schon Sanadon und noch neuerlich Leßing für frostig erklärt, abgekürzt; nur scheint der Periode, nach seiner sinnlichen Inversion betrachtet, etwas mißrathen zu seyn. Die Ode an seinen Arzt bringt uns die horazischen Zurufe an seinen Weinknaben in den Sinn, und ist mit Geist und Körper nach dem Flaccus gebildet. Seine Ode an die Kanonenkugel bringt uns die an den unglücklichen Baum: die Ode an Hrn. Krause eine ähnliche über sich, und am allermeisten die Lobgesänge auf den König, das Lob in den Sinn, das Flaccus dem Augustus und Mecänas opferte.

In einzelnen Bildern, Construktionen, und Wendungen findet Horaz noch häufiger das Seinige wieder, und überhaupt kenne ich keine deutsche Oden, die leichter und schwerer ins Lateinische zu übersetzen wären, als diese — Leichter: weil man Idiotismen, Periode und Wohlklang nach dem Lateinischen abgezirkelt, gleichsam vor sich findet: schwerer, um der Fülle, Kürze und Wohlklange

keinen Eintrag zu thun. Was Leßing mit dem Anfange des Meßias verſuchte probire man mit Rammlers Ode an den Arzt, an die Kugel u. ſ. w.

Was iſt nun von dieſer horaziſchen Nachbildung zu urtheilen? Es iſt nicht zu vermuthen, daß Rammler blos horaziſche Vorfälle wähle, um horaziſch ſingen zu können; wenn wir ihn blos in dieſem Geſichtspunkt betrachten: ſo dörften die beſten horaziſchen Oden nicht alle von ihm nachgebildet ſeyn, und erreicht? — vielleicht keine. Alsdenn iſt er Geſchmack- und Kunſtvoller Nachahmer. Aber er iſt mehr, — und hat es bewieſen, daß er ohne horaziſche Plane und Bilder horaziſch ſingen könne, und dies erhebt ihn in meinen Augen zum Dichter, jenes zeigt ihn als einen feinen Kenner des Alterthums, und einen Artiſten von Geſchmack.

Vielleicht hat Rammler den Grundſaß mit einem andern großen Genie gemein: daß Horaz alle Muſter aller Oden geliefert, und ſo zu ſagen, jede Schönheit derſelben erſchöpft: vielleicht ſind die erſten Eindrücke von den Poeſien des Römers bei ihm ſo mächtig,

tig, und in ihren Spuren so ewig gewesen, daß sich leicht alles, selbst Originalgedanken nach diesen Eindrücken modeln; denn in der That! unser Genie und Geschmack nimmt die Bildung von dem an, was vorzüglich und zuerst auf dieselben wirkte: vielleicht sehe ich nicht alle die Reize ein, die gewisse mythologische Bilder noch in unsrer Zeit haben können — aber ich sage nichts, als meine Meinung. Fesselt nicht Horaz dies große Genie oft zu sehr? — Mir kömmt, damit ich ein paar Beispiele anführe, in der Ode an die Kugel, die Beschreibung der Hölle etwas fremde * an diesen Ort:

— ganz nahe war ich schon dem Styx, ganz nahe
Dem giftgeschwollnen Cerberus.
Ich hörte schon das Rad Ixions rasseln, sahe
Die Brut des Danaus
Verbannt zum Spott bei bodenlosen Fässern —
Und Minos Antlitz und das Feld
Elysiens.

Horaz

* Si quaedam nimis antique, si pleraque dure
— — credi dicta — —
Et sapit et mecum facit et Ioue iudicat aequo.
Hor. L. 2. Ep. 1.

Horaz ſelbſt iſt kürzer und anſchließender, obgleich dieſes Bilder ſeiner Religion waren: hier ſind ſie aber zu bekannt, zu allgemein, und zu wenig aus dem Individualfall genommen; die folgenden ſind es ſchon mehr:

— Den großen Ahnherrn eines größern
Urenkels und ſein Zelt
Voll tapfrer Brennen ſah ich! Ihre Lieder
Ihr Feſt bei jedem Nektarmal
iſt Er. — —
Schon ſäng ich ſeine jüngſte That —
Alcäus würde jetzt mein Lied beneiden
Schon ſäh ich Cäſarn lauſchend nahn
Mit ihm den weiſen Antonin, und den von
Geſeyrten Julian. (beiden

Bei dem letzten Ausdruck haben die Litteraturbriefe * dem Hrn. Prof. Rammler einen höflichen Verweis gegeben, daß er es aus der Kaiſerhiſtorie vergeſſen hätte, wenn Julian gelebt: und trauen ihm beinahe eine türkiſche Chronologie zu, daß Cäſar und Antonin den Julian haben feiren können. Allein, ſie vergeſſen, daß dies im Reich der Todten vorgeht, und daß je alle drei Friedrich feiren ſollen. In Rammlers Oden iſt viel-

* Th. 8. p. 388.

vielleicht weniger ein Ausdruck zu vermuthen, quem incuria fudit; als in den Litteraturbriefen.

Vielleicht möchte in der Ode an die Feinde des Königs die herkulische Beschreibung eben die Note verdienen, die ich bei der Hölle gemacht, daß ihre Bilder zu bekannt, zu antik, und etwas zu unedel seyn möchten.

Abstrahirt von diesem horazischen: ist Kamler ein vollkommenes Muster der Ode: jedes Wort abgewogen, abgemessen, abgezählt: jede Construktion gewählt, geordnet, gewaffnet: jede Freiheit nicht blos Licenz, sondern Muster: seine undeutsche Redarten bereichern die Sprache: seine fremden Worte verdienen das Bürgerrecht: der Zwang in seiner Periode ist von der Gewalt und dem hinreißenden Strom der Ode verursacht: ein Werk des Vorsatzes und Fleißes, nicht der Noth und des Unvermögens: sein Mangel an der Cäsur bisweilen, und sein schwerer Reim durch ein Beiwort sind Boten des lebendigen Lauts, um Nachdruck anzukündigen. Alle Vorwürfe, die man seinen Oden von dieser Seite macht, sind kurzsichtig, und eigensinnig.

Zum Schluß will ich die Theorie von der Ode * herſezzen, die ſich am beſten aus Rammlers Oden erklären läßt:

„Die wahre Critik erkennet in der Ode „eine höhere Ordnung, die zwar verſteckt „ſeyn, aber niemals vernachläßigt werden „darf. Es gibe mancherlei Ordnungen, in „welchen die Gedanken unſrer Seele auf ein„ander folgen können. Die Ordnung der „Zeit, des Raums, der Vernunft, des „Witzes, der Scharfſinnigkeit u. ſ. w. „die Ode verwirft alle dieſe Ordnungen. „Sie ſchreibt nicht hiſtoriſch, wie der „epiſche, nicht topiſch, wie der maleriſche „Dichter: ſie folgt auch nicht der Ordnung „der Vernunft, wie etwa der Lehrdichter. „Die Ordnung, die ihr weſentlich iſt, kann „die Ordnung der begeiſterten Einbil„dungskraft genannt werden. Eine einzige „ganze Reihe höchſtlebhafter Begriffe, „wie ſie nach dem Geſezz einer begeiſterten „Einbildungskraft auf einander folgen, iſt „eine Ode. Die Mittelbegriffe, welche „die Glieder mit einander verbinden, aber „ſelbſt nicht den höchſten Grad der Lebhaftig„keit

* Litt. Br. Th. 17. p. 149. ꝛc.

„keit besitzen, werden von dem Odendichter „übersprungen, und daraus entsteht die an„scheinende Unordnung, die man der Ode „zuschreibt. Durch diese Betrachtung läßt „sich auch entscheiden, in welcher Gattung „von Oden ausgemahlte Bilder und Gleich„nisse, öfters auch Digreßionen und Neben„betrachtungen erlaubt sind, und in welcher „die Bilder und Gleichnisse, nur mit großen „Pinselstrichen zu berühren, und die Aus„schweifungen von dem Hauptgegenstande „sorgfältig zu vermeiden sind. Aus diesen „Begriffen kann man die Regeln herleiten, „wo die Ode anfangen und schließen muß.„

„Da die Anlegung des Plans zu einem „Gedichte, und also auch zur Ode kein Werk „der Begeisterung, sondern des Nachdenkens „und der überlegenden Vernunft ist: so muß „der Plan der Ode dem Dichter ungemeine „Schwierigkeiten machen: denn hier muß die „Vernunft überdenken, was die feurige Be„geisterung für einen Weg nehmen würde. „Man muß durch Nachdenken und Vernunft„schlüsse ergründen, welche Ideen die lebhaf„testen seyn, und in welcher Ordnung sie nach

„dem Geſetz der Einbildungskraft auf einan-
„der folgen werden. Der Dichter muß ſich
„alſo in beide Verfaſſungen zugleich ſezzen;
„er muß nachdenken und empfinden, und man
„ſiehet leicht, was ihm dies für Schwierig-
„keit machen muß. Ueberläßt er ſich ganz
„ohne Plan dem Strome der Begeiſterung
„und dichtet: ſo wird er zwar eine Folge von
„ſehr lebhaften Begriffen hervorbringen kön-
„nen; aber dieſe Folge wird ſelten ein Gan-
„zes ausmachen, ſelten ein beſtimmtes Sub-
„jekt, und nur durch ein Ungefähr die gehö-
„rige Einheit und angemeßne Kürze haben,
„vermöge welcher ſie den kürzeſten Weg zu
„ihrem Ziel eilet. Dieſes geſchieht, wenn die
„Gemüthsbewegung, als die Urſache der Be-
„geiſterung, ſehr heftig iſt. Alsdenn eilet der
„Strom der Gedanken ſeinen Weg, unauf-
„haltſam und ſicher, und die bloße Natur er-
„füllet alle Bedürfniſſe der Kunſt. Wenn
„aber ein gemäßigter Affekt herrſchen ſoll:
„als nehmlich Hoffnung, Dankbarkeit,
„ſtille Freude ꝛc. ſo iſt die Natur ohne Leit-
„faden der Kunſt eine mißliche Führerinn.
„Sie führt den Dichter auf Abwege, ſie er-

„laubt

„laubt ihm zu schwärmen, wo er den kürze-
„sten Weg nehmen sollte: sie verbindet Ge-
„danken, die eine allzugeringe Beziehung auf
„einander haben, und bringt also poetische
„Phantasien hervor, aber keine Oden.„

Dies Fragment einer kritischen Betrachtung über die Ode bringt mir den Wunsch in die Feder, daß endlich ein philosophischer Kopf eine vollständige Theorie von der Ode liefere, die unter den schon gelieferten Beiträgen zur angewandten Aesthetik uns noch am meisten fehlt. Denn da Aristoteles Poetik in diesem Theil verlohren gegangen: so haben sich wenige an eine Arbeit wagen wollen, in der ihnen niemand unter den Alten vorgearbeitet hat, und die Wenigen, die sich daran gewagt, wiegen zusammen nicht so viel, als der einzige Aristoteles wiegen würde. Die Poetikenschreiber — die schönen Geister unter den Franzosen, La Motte, St. Mard, Batteux, Racine, Fontenelle, und noch neuerlich Marmontel und Garnier — unter den Deutschen, die Abhandlung in den Breslauischen Beiträgen zur Philosophie mit ihrer Recension in der Allgem. Bibl.,

das angeführte Fragment, einige Klopstockische, Rammlerische im Batteux, und das mittelmäßige Gemisch von Anmerkungen in den epischen, lyrischen, und dramatischen Gedichten sind Fußtapfen genug, nur einen, der aus ihnen eine Landstraße zu machen weiß.

Ich habe eine Geschichte des lyrischen Gesanges angekündigt, gelesen; vielleicht wird der Verf. den Charakter desselben unter Ebräern, Arabern, Griechen und Römern bestimmen, und aus der Denkart, Zeit, und den äußerlichen Hülfsmitteln, der Sprache und Musik erklären: vielleicht wird er das Genie jedes großen Originals unter den lyrischen Dichtern entwickeln, ihre Hauptwerke ästhetisch nach Plan und Composition, nach den Schönheiten des Details *, dem Lichte und

* „Vielleicht wird er von dem Unterschiede der „griechischen, römischen und orientalischen Ode „handeln. Er wird zeigen, warum die Horazische Ode mehr ausgeführte Gleichnisse verträgt, als die Pindarische, und diese mehr, als „die Davidische, und aus eben demselben Grunde erklären, warum der heilige Dichter an „Kühnheit der Metaphern jene weit hinter „sich

und Schatten, den Wendungen und Bildern und Versifikation und Sprache zergliedern: vielleicht wird er die Nachbildungen aus den Alten gegen ihr Original und ihre Nebengemälde halten, und den großen Zweck ausführen: ein Odengenie in die magische Werkstatt des Apells, und in den Geist seiner Muster einzuführen; ja vielleicht wird er endlich aus diesen verschiednen Gattungen Hauptbegriffe des Schönen in dieser Dichtungsart herausziehen, sie zu Regeln erhöhen, diese Regeln in unsere Seele zurückführen, und also einen philosophischen Begriff der Ode festsezzen, aus welchem man auf ein weites Feld der Aesthetik sichere und kühne Blicke wird thun können.

Plaudamus amici!

„sich läßt. Er wird ferner zeigen, wie der „Odendichter von einem Gleichniß in das andre übergeht, und wenn er sich denn von seinem Gegenstande zu sehr entfernt hat, plötzlich abbricht. Er wird ferner auseinandersezzen, in welchem Fall es dem Dichter erlaubt sey, von dem Gleichnisse zurück zu kehren, und den Faden seiner Empfindungen wieder zu ergreifen, oder wo sein Feuer mitten im „Gleichniß, wie ein Blitz verschwinden muß.„ Litt. Br. Th. 9. p. 184.

Sollte dieſer Plan mit dem ſeinigen übereinſtimmen: ſo würde er durch die Ausführung Creditiv gnug gezeigt haben, daß er auch folgende Zugabe zu ſeinem Werke thun könnte: daß er die zerſtreuten Oden der Deutſchen ſammlete, ſich über alle fließende Reime im lyriſchen Sylbenmaaß erhübe, und blos den Geiſt der antiquen Ode zum Rathgeber ſeiner Wahl machte: ein mäßiges Bändchen, das aber alsdenn die fliegenden Stücke dieſer Dichtart der Zeit rauben könnte. Wenn Rammler es für gut geachtet, die Lieder der Deutſchen zu ſammlen: ſo wären „ernſthafte und erhabne Geſänge unſrer lyriſchen Poeten, die ſich beſſer deklamiren, als ſingen laſſen: die wenigen Oden der Deutſchen, die ſich durch Anlage und Schwung und Wohlklang empfehlen, * dieſer Sammlung eben ſo würdig; ja vielleicht noch würdiger, weil meiſtens ein Individualfall der Zeit ſie gebiert, ſie auf ſeinem Flügel umherwirft, und ſehr leicht verflüchtigen macht. Man müßte Stücke wählen, die keine Ausbeſſerung nöthig

* ſ. Vorrede zu den Liedern der Deutſchen bei Winter, Berl. 1766.

nöthig hatten, oder uns wenigstens die Ausbesserung als eine Note und Marginalaleſſe geben? denn alle fremde Correktur iſt mißlich und bey einer Ode faſt unmöglich. — Wie ſehr muß ich aber befürchten, daß mein Vorſchlag nicht flugs von einem Sammler aufgefangen werde, der uns vielleicht ſchon folgende Meſſe: auserleſene Stücke aus den beſten deutſchen Odendichtern * ungekaut und unverdauet auftrage.

Ich kann Horaz und Rammler nicht verlaſſen, ohne den Wunſch zu wiederholen, daß der letztere uns den erſtern endlich in einem deutſchen Kleide liefern möge: alsdenn werden wir den Franzoſen ihre Camadons, Dacier und Batteux nicht beneiden dörfen.

* * * *

Klopſtock hat in ſeinen Oden weniger horaziſche Züge: ſeine Ode an Friedrich vor dem Meßias, ſcheint im Anfange das: quem tu, Melpomene, ſemel nachzubilden; allein, bald erhebt ſie ſich zur Welt der Gedanken

* Braunſchweig bei . . .

und Empfindungen *, zu der ihm eignen Kunſt, die Seele des Menſchen und Chriſten zu ſchildern, worinn er eben mit Horaz nicht zu vergleichen iſt. Alle ſeine Oden ſind meiſtens Selbſtgeſpräche des Herzens: ſein Pſalm läßt Empfindungen, eine nach der andre fortrauſchen; wir hören Welle über Welle ſchlagen: eine wird die höchſte, und es erfolgt eine Stille: wir ſtehen in Gedanken, bis plözlich eine neue Folge von Ideen uns mit einer ſüßen gedankenvollen Betäubung berauſcht. — Seine meiſten lyriſchen Arbeiten nähern ſich dem Hymnus: in einigen Stücken, die der Sammlung vermiſchter Schriften eingerückt ſind, ſind freilich vortreffliche Horaziſche Züge, inſonderheit in der Ode auf den Zürchersee; allein nie das Ganze, nie der Hauptton, nie der Wohlklang des Horaz. Ich möchte alſo Klopſtock aus ſeiner Sphäre reißen, wenn ich ihn hier gegen Horaz ſezzte; und doch — iſt es nicht Klopſtock, der in einem Stück des Nordiſchen Aufſehers dieſe wunderbare Gedanken ſagt:

„Faſt

* Litt. Br. Th. 8. p. 229.

„Faſt allen neuern Oden fehlt etwas von „dem Haupttone, den die Ode haben ſoll. „Horaz hat den Hauptton der Ode, ich ſage „nicht, des Hymnus, durch die ſeinigen, bis „auf jede ſeiner feinſten Wendungen beſtimmt. „Er erſchöpft alle Schönheiten, deren die „Ode fähig iſt. Man wird alſo den Werth „einer Ode am beſten ausmachen können, wenn „man ſich fragt: würde Horaz dieſe Mate„rie ſo ausgeführet haben? Aber man müßte „ein wenig ſtrenge bei Beantwortung dieſer „Frage ſeyn. Denn ſonſt bekommen wir zu „viel Horaze unſrer Zeiten. — Ich erkläre „mich hiedurch gar nicht gegen die Anſprüche, „die beſonders der lyriſche Dichter auf einen „Originalcharakter hat. Ich rede nur von „der Biegſamkeit, mit der ſich ſelbſt ein Ori„ginalgenie dem Weſentlichen, was die lyri„ſche Poeſie fodert, unterwerfen muß. Und „dieſes Weſentliche, behaupte ich, hat Horaz „durch ſeine Muſter veſtgeſezzt„ *. Ueberhaupt iſt dies ganze Stück im zweiten Bande ſo ausnehmend, als das 26te des erſten.

Ich

* Nord. Auff. 2 B. St. 105.

Ich werde von Uz und Lange kürzer seyn können. Des erstern sein philosophischer Odengeist ist bekannt, und von den Litterat. Br. * würdig gepriesen worden: er ist der einzige, der so viel Weisheit mit so vielem Schwunge sagen kann. — Von Lange dörfte es heißen: die Ersten werden die Letzten seyn; und nach meiner Meinung hat er mehr Horatisch gesungen, als übersezt. Die besten Oden des Horaz leiden bei ihm, seines Fleißes, Genies, und einiger glücklichen Stellen ohngeachtet: überall verfehlte Stellen, verlohrner Nachdruck, unschickliche Einkleidung, an Kolorit und Wohlklang nicht zu denken: quid faciant hostes capta crudelius urbe. — In seinen eignen Oden hat er insonderheit in der Anordnung der Bilder, in der Wahl der Beiwörter, und gleichsam dem Zuschnitt zum Wohlklange, den Horazischen Ton getroffen. — **

Ob

* Th. 8. p. 214.

** Darf ich hier Gelegenheit nehmen, Klotzens *Vindicias Horatii* auch denen Liebhabern des Horaz

Ob wir Deutsche Katulls haben? mögen die Lieder der Deutschen beantworten: unter allen hat vielleicht Leßing zu seinem Hauptzuge die meiste Katullische Schalkheit.

Ob

Horaz anzupreisen, die sich nicht mit dem Pat. Harduin streiten wollen. Sie sind voll von feinen Anmerkungen, Vergleichungen, Erklärungen, die man aber mitten unter Rettungen findet, zu denen sich der Verf. nicht hätte herablassen sollen, weil die meisten Harduinschen Anschuldigungen keine Antwort verdienen. Von Anmerkungen gefällt mir die critische Muthmaßung, (p. 16.) in welcher Ordnung Horaz seine Gedichte geschrieben: wie weit er gegen die Griechen sich Original schätze (p. 25-30.) von seinem Wohlklange und seiner Kühnheit (p. 51-58.) von seinem Urteil über Plautus (p. 272. 273.) und viele andre. Vergleichungen verschiedner Dichter voll Belesenheit und Geschmack sind häufig, z. E. über das Talent des Horaz zur Dichtkunst (p. 18-25.) über den Flug der Muse (p. 95-103.) über Musa potens lyrae (p. 104-106.) über den, der seine große Seele verschwendend hingab, den Patrioten, Aemilius Paullus (p. 119-123.) über die cura laqueata circum tecta volantes (p. 175-177.) über die Blandusische Quelle (p. 207-210.)

und

Ob wir Ovidianiſche Verwandlungen haben? Dies werden blos die behaupten, die in einem Journal den Titel geleſen: Zacharia Verwandlungen, oder Verwandlungen in den Bremiſchen Beiträgen, und blos nach dieſem Titel urtheilen. Ob Wieland unſer Lukrez ſey? Dieſe Frage iſt älter, als die Periode, über die ich ſchreibe. Ich nehme aber Gelegenheit, etwas von dem Lukreziſchen Lehrgedicht zu ſagen.

2.

Vom Lukreziſchen Gedicht.

„Ich weiß nicht, was heutiges Tages ein „Skribent für Beifall erhalten würde, der es „wagte, nach dem Beiſpiele des Lukrez, die „Lehren einer Schule mit trocknen Worten „vor-

und dann über die Küſſe der Venus, Cupido und die Gratien (p. 125. 249–255.) — Erklärungen und Erläuterungen des Horaz ſind häufig und einige neu, inſonderheit aus den Werken der Kunſt und Denkmälern des Alterthums.

„vorzutragen, und etwa hie und da durch „eine poetiſche Stelle aufzuputzen? Gewiß iſt „es, daß er in Reimen und in der gewöhnli„chen Versart ganz unerträglich ſeyn würde. „Dieſe Art des Vortrags hat, wenigſtens im „Deutſchen, eine gewiſſe Feyerlichkeit, die ſo „wohl mit dem Aufgeweckten des Theaters, „als mit dem Trocknen der Schule einen ſelt„ſamen Contraſt macht.„ —* Ich weiß nicht, wie mir dieſe Stelle in die Feder kömmt, eben da ich Wieland unſern Lukrez genannt: auch er hat die Lehren einer Schule, in Reimen, in der gewöhnlichen Versart vorgetragen, ziemlich trocken, und freilich ſchön aufgeſtutzt mit poetiſchen Stellen — und doch hat er Beifall gefunden? — Je nun! es iſt offenbar mehr des letztern, als des erſtern wegen geweſen. Ich ſchlage alſo zurück:**

„Unſere Schriftſteller haben ſich in der all„gemeinen betrachtenden Weltweisheit unge„mein hervorgethan; aber in der beſondern „ausübenden Sittenlehre möchte der Deut„ſche eher über Mangel zu klagen haben — „Unſre Lehrdichter ſind vortrefflich, wenn „ſie

* Th. 8. p. 216. ** Th. 8 p. 153 ff.

„ſie die Syſteme der Weltweiſen vortragen,
„wenn ſie ſich in die Höhen des Unermäßli-
„chen emporſchwingen, wenn ſie den Schö-
„pfer und ſeine Werke beſingen; hingegen
„ſinken ſie unter das Mittelmäßige, ſo bald
„ſie ſich zu den Sitten der Menſchen herab-
„laſſen. Popens *Eſſay on man* möchte man
„einem Deutſchen weit eher zutrauen, als ei-
„nem Franzoſen; aber ſeine Moral Eſſays
„verrathen eine ſo feine Känntniß des menſch-
„lichen Herzens, als noch nie ein deutſcher
„Schriftſteller gezeigt.„ — Dieſe beide ganz wahre Bemerkungen machen, daß ich den deutſchen Dichtern die philoſophiſche Dichtungsart des Lukrez, als ein glückliches und reizendes Feld anpreiſe: doch mit einiger Einſchränkung. — Lukrez iſt in meinen Augen nach dem Feuer ſeiner Bilder einer der erſten Genies unter den Römern. Wenn man die trockne Philoſophie ſieht, mit der er kämpfen mußte, die Schwierigkeiten, mit denen er ſtritte — — propter egeſtatem linguae ac rerum nouitatem — — und die er doch überwand, die Strenge, mit der er ſeiner Schule gnug thut, und die herrlichen Gemälde

und

und Ausschweifungen, die er einstreuet: so muß man erwarten, daß unsere Lukreze in einer zur Weltweisheit ausgebildeten Sprache, in einer weit bequemern und biegsamern Materie, mit einerlei Genie, um so viel höher vor dem Römer stehen müssen, je höhere Vorzüge sie nach der Cultur ihrer Werkzeuge haben. — Betrachten wir dies, so bleiben von allen unsern deutschen Lukrezen * vielleicht nur drei noch, die diesen Namen verdienen; die übrigen können gute Lehrdichter seyn, allein Lukreze sind sie nicht, wenn Lukrez zu unsrer Zeit gelebt hätte. Haller — Witthof und Creuz, drei Dichter auf drey verschiednen Stufen! — Nimm Hallers Gedicht auf die Ewigkeit, und auf den Ursprung des Uebels, und zeige mir im Lukrez, du, der du sein Anbeter, und vielleicht ein zweiter Creech bist, zeige mir im Lukrez so hohe, wahre und dringende philosophische Wahrheiten in so reelle und kurze Bilder eingehüllt.

* Ich sondre hier gleich die moralischen Lehrdichter ab, Hagedorn, Dusch, Wieland u. s. w.

gehüllt. Hallers Geiſt iſt in zween Dichter getheilt, in Witthof und Creuz. Jener hat die nachdrucksvolle Kürze in Sentiments und Beobachtungen oft bis zum Neide in ſeiner Gewalt; dieſer hat zu viel Talent zur ſchwermüthigen Malerei eines Weiſen, als daß man ihn unter den G . . . anern vergeſſen ſollte.* Jener weiß abſtrakte Ideen in poetiſche Körper zu kleiden; dieſer, abſtrakten Ideen poetiſche Farben zu geben: jener iſt glücklich im Ausdruck der menſchlichen Denkart, ſo fern man ſie aus einer genauen Weltweisheit kennen kann: dieſer in der dichteriſchen Abbildung einiger metaphyſiſchen Hypotheſen. Beide würde ich wegwerfen, wenn ich jenen blos als Dichter nach dem Aeußern, und dieſen als Metaphyſikus nach dem Innern allein beurtheilen müßte.

In der That, um ein guter Lehrdichter zu ſeyn, wird weder ein Stern von der erſten philo-

* Die Litt. Br. haben nie an ihn gedacht, obgleich ſeine Gräber auf ihre Zeit treffen, wie mich dünkt.

philoſophiſchen noch dichteriſchen Größe erfodert. Der wahre Geiſt der Weltweisheit an ſich leidet kein beinahe Wahres, kein halbgründliches; und unſere philoſophiſche Wizlinge, die uns Schaum der Weltweisheit mit dem Goldſchaum der Aeſthetik überdeckt, verkaufen, ſehen zwar, daß ihre Philoſophie im Anfange ſiedet, und von Kindern und Narren, (die aber diesmal nicht die Wahrheit reden,) gelobt wird – aber Schaum und Philoſophie zergeht, und iſt nicht mehr! – Laß dieſe das philoſophiſche Lehrgedicht wählen, den Reihn zwiſchen Philoſophie und Einbildungskraft: ſie werden vielleicht gut werden! — Auf der andern Seite gibt es ſchöne Geiſter, die zu viel Philoſophie an unrechtem, und zu wenig poetiſches Genie an rechtem Ort haben: die uns in Fabeln und Erzählungen, in traurigen Luſt- und erbärmlichen Trauerſpielen mit ſeichter Weltweisheit quälen — auch dieſen gebe man das Lehrgedicht vor: denn die Epopee, das Drama, die Ode, und jede Erdichtung fodert Schöpfungsgeiſt im Ganzen, und kann kein beinahe Schönes leiden; aber das Lehrgedicht

leidet noch zuerſt die Lieblingswendung ſo vieler deutſchen Vorreden:

vbi plura nitent in carmine, non ego paucis offendar maculis. —

Dies fodert die wenigſte Einbildungskraft, iſt am wenigſten an Regeln gebunden, und vielleicht iſt das freieſte und leichteſte Sylbenmaaß auch das angemeſſenſte und einzige für das Lehrgedicht — ich meine nicht das Alexandriniſche, ſondern das ſogenannte Recitativmetrum, das ſich am meiſten der Proſa nähert, die meiſten Formen annehmen kann, ſich jeder Materie am beſten anſchlieſſet, und die Aufmerkſamkeit am füglichſten erhält.

* * *

Bisher habe ich einige Dichterlein mit dem Lehrgedicht abzufertigen, und im Vorhofe der Poeſie aufzuhalten geſucht, damit ſie, als Ungeweihte ſich nicht ins Heilige wagten: jezt lege ich einen Gegenſtand vor, der ins Allerheiligſte der Dichtkunſt gehört, und wie ich glaube, würdig iſt, die ganze Seele eines Genies allgnugſam auszufüllen: es iſt zwar blos

ein

ein Lehrgedicht', aber ein Lehrgedicht, dem ſelbſt die epiſche, dramatiſche und lyriſche Muſe zujauchzen würde. Laß es ſeyn, daß die deutſchen Lehrdichter unter das Mittelmäßige herabſinken, ſo bald ſie ſich zu den Sitten der Länder und der einzelnen Menſchen herablaſſen. „Laß es ſeyn, daß ſie nicht Kenntniß des menſchlichen Herzens gnug hätten, um Moral Eſſays zu ſchreiben:„ ich zeige ihnen ein Eſſay on Man an, wo ſie ſich in die Höhen des Unermäßlichen emporſchwingen, und im zwiefachen Verſtande Geiſtſchöpfer durch ſich ſelbſt werden können.

Man weis es, daß die deutſche Weltweiſen, wenn in einem Stücke der Philoſophie, ſo in der Pſychologie vorzüglich, gleichſam auf eignen Grund und Boden ſind, weil ſie die kühnen Blicke, die Plato, Baco und Locke in die menſchliche Seele gethan, weiter verfolgt, oder wenigſtens die Erfahrungen dieſer drei Männer wiſſenſchaftlicher gemacht. Sie haben wenigſtens Kunſt und Mühe angewandt, um die Materialien fremder Nationen zu einem Gebäude zu erheben, deſſen Bauart das merkwürdigſte Phänome-

non der neuern Zeiten bleibt. — Und was kann ich hieraus folgern? — Dies, daß ein poetiſches Gebäude von dieſer Art ebenfalls auch das Denkmaal unſres Volks und unſrer Zeit ſeyn könnte. In dem eigentlichen Spekulativen der Weltweisheit iſt der Dichter immer ein Fremdling; man ſage, was man will, er bleibt ein Gileaditer, der ſich in dieſe platoniſche Republik einſtiehlet, um Holzhauer und Waſſerträger zu ſeyn. Das Dichteriſche, was der Lehrdichter, der Syſteme reimt, behalten kann, um den Weltweiſen nicht gleich für den Kopf zu ſtopfen, ſind alte Schub, und verſchimmelt Brodt: und allen den Nutzen, den er dem Philoſophen gibt, iſt, daß er ſo viel von dem philoſophiſchen Geiſt ihm raubt, als er ihm dichteriſchen gibt: eigentliche Bürger können ſie nie zuſammen werden.

Aber die philoſophiſchen Erfahrungen, Muthmaßungen und Hypotheſen über die menſchliche Seele; — die ſind aller Stärke der Dichtkunſt fähig, und aller ihrer Reize werth. An der Fähigkeit wird niemand zweifeln, und wenn zehn feige Kunſtrichter zitter-

zitterten und Einwürfe machten, und Bollwerke bauten, und Schlingen legten: so fühle ichs doch, daß alle ihre Warnungen zu klein sind, um ein Genie zitternd zu machen: großmüthig würde es sie verachten, und sehr gern eine Ausnahme machen, wenn seine Ausnahme nur Meisterstück ist. Wenn da, wo der Weltweise nur von fern furchtsam lauschen muß, der Dichter, als Bote der Götter, als Vertrauter der Geheimnisse des Geistes, mit kühnen Schritten fortginge, um in das Heilige zu dringen: was würde er sehen? Von keinem Auge gesehene Dinge! Was würde er hören? Heilige und geweihte Worte, die niemand gehöret! Und was sprechen? Geflügelte Sprüche, die keine Zunge vor ihm wagte. — Ich will mich erklären. Wenn die Erfahrungen, die man über und in der menschlichen Seele angestellet, zu poetischen Körpern umgeschaffen würden: wenn die Muthmaßungen des Weltweisen vom Dichter, nach der ihm verliehenen Freiheit, sinnliche Gewißheit bekämen: wenn die Hypothesen zu dichterischen Fiktionen sich umbildeten: wenn jede große psychologische Wahrheit sinnliches

Leben erhielte: kurz, wenn die ganze Welt der menſchlichen Seele ins Licht des poetiſchen Glanzes träte, deſſen ſie fähig iſt: — welch ein Gedicht! — Wenn der Dichter die ganze Ausdehnung der menſchlichen Seele ihre Höhen und Tiefen, mit ſeiner mächtigen Hand umſpannte: wenn er zu der Größe, deren eine menſchliche Seele fähig iſt, ſich erheben, die Stärke des Geiſtes umfaſſen, und die Güte des Herzens, wie einen pieriſchen Quell, koſten könnte, da ſeine Ideen ſo hoch, ſeine Wahrheiten ſo ſtark, und ſeine Empfindungen ſo bezaubernd wären, als der gröſte Geiſt, die ſtärkſte Seele, das beſte Herz: — und er hiezu alle Macht der Dichtkunſt aufböte — wie lebhaft hat nicht ſchon Abbt gedacht, der doch blos beobachten, nicht ſchildern; der inſonderheit lehren, nicht rühren wollte, der vorzüglich die Geſchichte zu ſeiner Gehülfinn machte, da dem Dichter alles zu Befehl ſteht.

Der Dichter würde da anfangen, wo der Philoſoph aufhöret: er würde von ſeiner göttlichen Höhe den ganzen dunkeln Grund der Seele überſchauen, aus dieſem Chaos alle die

Ideen

Ideen aufrufen, die in ihm ſchlummern, aus dieſem Ocean alle die Gedankenſchätze heben, die der Zoll der ganzen Schöpfung ſind, und in ihm verſenkt liegen: auf dieſem ungeheuren Felde alle Leichname mit Lebensgeiſt beſeelen, ſo wie dort Rieſen aus der Saat des Jaſons entſtanden. Wenn er alle Fähigkeiten des menſchlichen Geiſtes: die Schöpfungskraft ſeiner Einbildung, die Zauberquelle zu Erdichtungen, die inſonderheit in den jugendlichen Zeiten der Welt ſo reich geweſen, die Hypotheſen von der Göttlichkeit der Seele im Schlaf und Träumen, den Enthuſiaſmus der Leidenſchaften und der Raſerei, die Stärke, die ſie anwenden muß, um Abſtraktionen gegen die ganze ſinnliche Welt, die auf ſie ſtürmet, zu vertheidigen, ihre Feinheit in Zergliederung, und ihre Schnelligkeit in Zuſammenſezzung der Begriffe: ihr Nervengebäude, in Abſicht des vergnügenden und moraliſchen Gefühls; die Macht ihrer Triebe, und alle Wirkungen ihrer Leidenſchaften: die Freiheit ihrer Beſtimmung, die ſich über Schmerz und Plage und Tod erhebt — wenn er alle dieſe Seiten uns gegen-

wärtig machte, und alles, was er in der Seele siehet, selbst fühlte, und selbst in uns zu wirken wüßte; so wäre dies ein Gedicht, was alle Saiten des menschlichen Herzens treffen müßte, da Epopee und Drama nur immer eine oder wenige anrühren kann. Unsere ganze Seele würde ihm entgegen arbeiten, wenn wir theils seine ganze Seele in Aufruhr sehen, theils sein Objekt, eben auch die menschliche Seele, in aller ihrer Wirksamkeit erblickten. Wenn er sie uns, eingehüllt in die Stralen Apolls, in dem Schmuck der Dichtkunst, von Musen umgeben und von Grazien begleitet, als eine Braut des Himmels, eine zweite Eva, unsere Hälfte, entgegen führte: wie Adam würden wir auf sie zueilen, und ihrer Umarmung entgegen jauchzen: das ist Fleisch von meinem Fleisch! Das ganze sympathetische Saitengewebe unsrer Empfindungen würde in diesen Zuruf nachschallen; denn nie rührt uns das, wo wir nicht unser Bild erblicken: dies wäre der höchste und kühnste Weg über die unbetretnen Höhen der Vernunft in das Gebiet der Leidenschaften: es wäre vielleicht die größte Höhe des poetischen Genies in unsrer

Stufe

Stufe der Cultur: und die originalste Ausgabe der menschlichen Seele. — Wie würde ich mich freuen, wenn etwa ein Genie, indem es dieses läse, erwachte, sich fühlte, seine Schwingen wiegte, um von ihnen den Staub der Systeme abzuschütteln, und alsdenn seinen Flug zur Sonne nähme. Eine neue Sonnenbahn würde sich alsdenn eröffnen; Zaunkönige auf seine Flügel sezzen, um ihn ruckweise zu überholen; keichend der Neid ihm nachstreben, und zurückfallen: wir aber würden, mit einem Fernglase in der Hand, ihm nachschauen, und ihn bewundern. — Sollte jemand so unglücklich seyn, zu denken, daß das Probstück, die Psychologie in Reime zu bringen, ihn so hoch bringe: der würde alsdenn die Fledermaus vorstellen, die von Nachtphilosophen, und von den schönen Geistern des Tagelichts, den Sperlingen, gleich verfolgt wird.

Wie weit hat es Akenside gebracht, da er blos eine Seite der menschlichen Seele, die Vergnügen der Einbildungskraft, besang: mit welcher Stärke besinge Young blos einige Widersprüche des menschlichen

Her-

Herzens: wie rührt Shakeſpear in ſeinen Monologen, wenn blos eine Leidenſchaft kämpft: wie gefällt ein einziges Klopſtockiſches Gleichniß aus der menſchlichen Empfindung gehoben! — Wenn nun alle Seiten, und alle Widerſprüche, und alle Leidenſchaften, und alle Empfindungen aufwachten, die zuſammen ſeyn, und auf einander folgen könnten — welch ein ſchöner Aufruhr! —

3.

Von Nachahmung der lateiniſchen Elegien. *

Es iſt eine eigne Sache mit den Elegien. Man kann nicht immer ohne Unverſchämtheit fodern, daß das Publikum ſich ſoll Klagen vorwinſeln laſſen. — Und wenn es vollends Klagen eines Verliebten ſind! — Mir hat es immer

*. Dieſe ganze Abhandlung, ein ſchätzbares Fragment zu einer Poetik, die noch zu den unbekannten Ländern gehört, iſt aus den Litter. Br. Th. 13. p. 69–83. Bloß die kleinen Anmerkungen gehören mir.

immer geſchienen, daß die Aufmerkſamkeit, die ſich die alten Dichter durch ihre verliebten Elegien erworben haben, mehr durch unſre Neugier, als durch derſelben innere Kraft, hervorgebracht worden. Man iſt gleichſam nach den Anekdoten eines ſolchen Mannes begierig, und will von ſeinen beſondern Angelegenheiten Nachricht haben. Man betrachtet ſeine Elegien als einen kleinen Roman, darinn die Geliebte erſt ſpröde, dann erweicht, dann eiferſüchtig und ungetreu wird; und der Unterſchied zwiſchen dieſem Roman und den andern Romanen iſt der, daß in dem letztern die Urſache dieſer Erfolge weitläuftig, in der verliebten Elegie aber nur die Wirkungen, die ſie auf das Gemüth des verliebten Dichters hervorgebracht haben, erzählet werden. Die Kunſt des Dichters beſteht nun darinn, daß er dieſe Wirkungen rührend und angenehm beſchreibe. Und hieraus läßt ſich zugleich erklären, warum dem geliebten Gegenſtande eine Elegie am beſten gefalle. Es iſt nehmlich ſchmeichelhaft für ihn, Wirkungen beſchrieben zu ſehen, davon er ganz allein die Urſache iſt. Andre Leſer, deren Eigenliebe

nicht

nicht ſo gut ins Spiel gebracht wird, werden vielleicht gar darüber aufgebracht, wenigſtens des Leſens überdrüßig, weil der Verſtand bei der Erforſchung der Urſach und ihrer Verbindung mit den Wirkungen gar nichts zu ſchaffen hat *.

Die meiſten Dichter ſcheinen den Begriff der Elegien allzuſehr eingeſchränkt zu haben **. Man könnte ſie überhaupt erklären, als die ſinnlich vollkommene Beſchreibung unſrer vermiſchten Empfindungen. Was ſie mit andern Gedichten gemein hat, iſt das ſinnlich vollkommene: der Gegenſtand nur, den ſie bear-

* Alles dies dachte ich auch bei der Mad. Klopſtock hinterlaſſenen Schriften; und demohngeachtet träumte ich ſie ſo angenehm durch, weil überall das Gewand des Außerordentlichen und Empfindungsvollen mich aufmerkſam machte: ich las ſie, nicht wie ein Jüngling an der Brautkammer der Verliebten lauſcht, ſondern wie ein Fremder, der als Freund in das Haus eines Ehepaares geführt wird, das er aus Hochachtung zu ſehen wünſchte. Wie verſchieden iſt das Denkmal, das ein K. und ein Gottſched ſeiner Gattinn aufrichtet.

** So wie man auch den Begriff der Ode, wie ich glaube, immer zu ſehr einſchränkt.

bearbeitet, unterſcheidet ſie von den übrigen Arten. Ich habe dazu die vermiſchten Empfindungen * angegeben; und glaube, ſo viel ich jetzt ſehe, Recht zu haben. Die reinen, oder richtiger, die merklich reinen Empfindungen der Luſt, gehören, ſo wie ihr Gegentheil, wenn ſie die Seele nicht ganz übermannet, und ihr zum Ausdruck gleichſam den Athem benommen haben, für die Ode. Alle Arten der Empfindungen und Handlungen, die in einem Geſellſchaftlichen, das weder Zwang noch Verbrechen kennet, entſtehen, gehören für das Schäfergedicht; wenn die elegiſchen Dichter ſich hieran erinnert hätten: ſo würden ſie einem der gewöhnlichſten Verwürfe, daß ſie nehmlich unnatürlich werden, entgangen ſeyn. Allerdings iſt es widerſinniſch, bei einem großen Schmerzen ſich geſchwätzig zu zeigen. Wenn dieſer die Seele auf einmal an allen Orten angreift, wenn ihre Kräfte durch den plötzlichen Anſtoß niedergeriſſen werden, und der Schmerz ſie alſo gleich

* Von denen man in der Rhapſodie des Verf. der Phil. Schr. Th. 2. ſcharfſinnige Gedanken findet.

gleich den Fluthen des Meeres überſchwemmet: ſo ſind alle ihre ſchöne Auswüchſe von angenehmen Bildern, alle Früchte nützlicher Ueberlegungen auf einmal verdecket *. Man erblickt nichts, als eine traurige Fläche, und hört nichts, als das wilde Rauſchen der Wehmuth. Es gibt Seelen, welche beſſer verwahrt,

* Hieraus glaube ich, geht man der Frage entgegen, die unter einigen neuen Kunſtrichtern, bald verneint, bald bejahet iſt: ob die Ode wahre Empfindung, oder Nachahmung ſey? Spielt man nicht mit der ganzen Frage: ſo muß man theilen, und fragen: iſt die Ode ein wirklicher Ausbruch von Leidenſchaft und Empfindung? unmöglich, wenn ich eine Ode nach der gewöhnlichen Bedeutung verſtehe, ſo iſt ſie ſchon immer künſtliche Sprache. Kann die Ode ein poetiſcher Ausdruck einer wahren Empfindung ſeyn? Ja, und billig ſollte ſie es durchaus ſeyn. Kann der poetiſche Ausdruck einer wahren Empfindung Nachahmung heißen? Meinetwegen! nur den poetiſchen Ausdruck betrift das Nachahmende allein; die Empfindung bleibt die wahre, nur ſie iſt ſchon ſo gelindert, daß die Einbildungskraft gleichſam ihren natürlichen Ausdruck in einen Ausdruck der Kunſt überträgt.

wahrt, und gleichsam mit frischen Dämmen umgeben sind: an diese prallen die Wellen an und zerschellen. Diese Seelen brechen bei einem großen Schmerz nicht in Klagen: sondern in Rechtfertigungen, in Vorwürfe, in Drohungen, in unerwartete Entschlüsse aus. Ein solcher Schmerz zeigt sich im Trauerspiele; er kann aber auch in der Ode vorgestellt werden. Von der Empfindung der Lust lassen sich eben die Anmerkungen machen. Dem elegischen Dichter bleiben also nur Empfindungen übrig, die durch die gegenseitigen schon gemildert sind: Empfindungen, die in der Seele nach und nach entstehen, nicht im Sturm der heftigen Leidenschaft; sondern wenn sie dieselben erhält: so ists bei ihr öfters nur

— ein Frühlingstag,
der durch ein Wölkchen lacht.

Es versteht sich, daß es dabei auch auf die Verschiedenheit der Seelen selbst ankomme.

Die vermischten Empfindungen können entweder * aus der Betrachtung des menschlichen

* Von hier fängt, wie ich glaube, die wahre Abhandlung an, da das vorige, wie fern sich

lichen Zuſtandes überhaupt, oder dieſer und jener Geſellſchaft eines beſondern Standes, einer einzelnen Perſon entſtehen, und bei der letztern werden die verſchiedenen Zuſtände in Erwegung gezogen, die dergleichen Empfindungen nothwendig hervorbringen müſſen. Der Satyrenſchreiber betrachtet auch den Zuſtand der Menſchen überhaupt, bricht zuweilen in eine bittre Klage aus: aber dieſe Klage entwiſcht ihm nur aus Ungeduld, wenn er die Ungereimtheiten ſo gehäuft ſieht, daß faſt alle Hülfsmittel dagegen mangeln. Der elegiſche Dichter hingegen überläßt ſich mehr einer mitleidigen und jammernden Empfindung. Das Elend, das er vor ſich ſieht, rührt ihn bis zur Klage, ohne daß er es unterſucht, wo die Urſachen dazu liegen, und da die Gegenſtände nicht nahe gnug ſind, um ſein Mitleiden in eine ganz unangenehme Empfindung zu erhöhen: ſo genießt er

Elegie von den andern Gedichtarten pſychologiſch und aus der Natur der Seele unterſcheidet, ſich nicht eben über alle Einwendungen erheben möchte.

er des Vergnügens, das ihm die Mäßigung deſſelben darreicht *.

* Daß Elegien über den Zuſtand der Menſchen überhaupt, möglich ſind — wer wird das läugnen, der es zugibt, daß es leider! zu viel Uebel gibt, welche die Menſchheit drücken und Klagen erpreſſen konnen — Aber daß dieſe Klagen nicht ſo oft in Elegien zerfließen, daß eine ſo allgemeine und philoſophiſche Elegie ſo ungebraucht iſt — woher mag dies kommen? Wenn ich recht rathe, ſo beſtimme ich zugleich dieſe Art der Elegien beſſer, oder vielmehr, ich ſchränke ſie ein! Zuerſt: Betrachtungen über das Elend des ganzen menſchlichen Zuſtandes gränzen zu ſehr in das Gebiet des philoſophiſchen Gedichts, um blos Elegie zu werden. Das Elend des ganzen menſchlichen Geſchlechts liegt blos im Einzeln vor uns: klagen wir über dieſe einzelnen Fußſtapfen: ſo iſts nicht mehr die Elegie über das allgemeine Elend, die der Verf. vorzeichnet. Soll dieſe letztere würklich werden: ſo iſts beinahe unmöglich, „zu klagen, „ohne daß man unterſucht, wo die Urſachen „dazu liegen „ Der allgemeine Gegenſtand kann nicht anders in unſrer Seele lebendig werden, als durch ein abgezogenes Bild. Dieſes kann ſich uns nicht ganz darſtellen, ohne

Wenn die Schickſale einer beſondern Geſellſchaft dergleichen Empfindungen erregen ſollen;

daß die Urſachen gleichſam die einzeln Züge vereinigen — und ſo wird ein philoſophiſches Gedicht daraus, das zwar in einzelnen Tönen elegiſch wird, (wie in vielen Stücken unſrer philoſophiſchen Dichter,) aber nicht den Hauptton der Elegie annehmen kann, weil dieſer dem Gegenſtande nach fremde iſt. Und er iſts auch zweitens nach der Würkung, die der Gegenſtand auf uns macht. Ich ſezze zum Voraus, daß er unſern Empfindungen nahe gnug liege, denn ſonſt kann die Poeſie bildervoll und tiefſinnig, aber ganz und gar nicht elegiſch werden. Ich nehme an, daß er in dem Geſichtspunkt betrachtet werde, daß er uns intereßirt, daß er auf unſer Herz würkt: — was wird geſchehen? Voll Gefühl über die Unvollkommenheiten der Menſchheit wird der Dichter in Klagen ausbrechen, die eher ein tragiſches Selbſtgeſpräch als Elegie werden: ſo ſind die rührenden Selbſtgeſpräche Hamlets, die nicht eigentlich voll Leidenſchaft, ſondern als Ausbrüche einer düſtern Laune zu betrachten ſind. Ich müßte die ganze dritte Scene: Oh that this too too ſolid fleſh would melt u. ſ. w. die das Selbſtgeſpräch, da ihm der Geiſt erſchienen,

ſollen; ſo müſſen mir eine beſondre Neigung für dieſelbe haben: ſie betreffen alsdenn ent-

ſchienen, und welches mit dem Denkwort: remember thee, ſo launiſch ſpielt: der rührende Kampf mit ſich, ob er ſeyn, oder nicht ſeyn ſoll, und das darauf folgende Geſpräch mit der Ophelia, ſeine Unzufriedenheit mit ſich, bei Gelegenheit des Fortimbras, ſeine vertrauten Unterredungen mit Horatio, ſeine Betrachtungen über die Hirnſchädeln am Grabe, kurz, ſeine miſanthropiſche Geſinnungen, die er lebend und ſterbend äußert, herſetzen: ſie ſind über den Zuſtand der Menſchheit; ſie ſind nicht Satyre, wenn ich das Geſpräch mit der Ophelia ausnehme: ſie ſind nicht ſchlagende Donner der Ode: ſondern von fern her dumpf murmelnde Gewitterwolken — aber doch nicht Elegien. Denn ſolche Klagen über das Allgemeine müſſen doch durch einzelne Vorfälle veranlaßt werden, und da erheben ſie ſich immer eher zu einem Tone, der unzufrieden mit ſich, oder der Welt, jetzt mit ſeinem Selbſt, und jetzt mit dem Schickſal hadert. Oder wem das Verderben, und die Sünde als Mutter des Elends, erſcheint, (denn wer kann die eine ſehen, ohne Widerwillen an die andre zu denken): ſo wirft ſich der klagende

weder unſer Vaterland, oder unſre Geburtsſtadt, oder das Land unſrer Vorfahren, oder ſonſt

Dichter, der jetzt die Geißel des Satyrs verachtet, auf diſe Furie mit dem Grimme der ſchäumenden Pythiſſe. Er ſieht die Erde rings um ſich, als ein weites Grabmaal, entweiht, von Verbrechen rauchend, von Bruderblut und Frevel bedeckt, von einer giftigen ſchwarzen Atmoſphäre umfloſſen, ein großer Garten voll Unkraut, und giftiger vielklauichten Plagethiere, die unter demſelben kriechen, eine Einöde, wo die Sonne, wie Apoll unter den Griechen, mit jedem feurigen Stral einen Pfeil des Verderbens ſendet, wo das Geſchrei der Laſter die hinüberziehenden Donnerwolken herunterzieht, daß ſie treffen — Bei diſem Elende wirft der Dichter ſeine thränende ſanftwimmernde Leyer weg, ſein Helikon wird ein Ebal des Fluchs: ſeine Klagen werden ſo ſchwere Lieder, wie die Laſten der prophetiſchen Weißagungen im alten Teſtament, wie die Klagen Youngs an verſchiednen Orten, wie die Strafoden z. E. das Ende der dritten horaziſchen: audax omnia perpeti u. ſ. w. — Kurz! die Ausſicht über das allgemeine Elend iſt entweder zu kalt, um Elegien zu weinen; oder ſie wird von einzelnem Elende erzeugt, und unterhalten, und der Schmerz muß

ſonſt ein Volk, für welches wir beſonders eingenommen ſind. Wenn alſo ein Krieg das Vaterland verwüſtet, die Wuth der Feinde eine Vaterſtadt in die Aſche legt; Länder, wo die Muſen ſonſt gewohnt haben, durch Barbarei entheiligt ſind: ſo können dergleichen Empfindungen entſtehen; nur muß die

muß wahrhaftig mehr als elegiſch ſeyn, der von mir Klagen über das allgemeine Elend erpreßt, der es mich als Unglück fühlen läßt, daß ich ein Menſch und der Mitbürger in einem Thale voll Thränen bin. Daher iſt dieſe Elegie ſelten; aber nicht unmöglich, wenn ich einen mittlern Standpunkt annehme, wo mich nicht mein Unglück über den allgemeinen Jammer klagen lehrt; noch auch meine Betrachtung ſtoiſche Ausſicht iſt, und dieſer Standpunkt iſt — das Unglück anderer. So kann bei der Wiege eines Neugebohrnen, und an dem Sarge eines Junggeſtorbnen eine Elegie angeſtimmt werden, wie ohngefähr das Geburtslied und Grablied unſres Kleiſts iſt: ſo kann vor dem Anblick eines Hoſpitals voll Armen, und Abgelebten, eines Schlachtfeldes voller Leichen und Sterbenden, eines Lazarethes voller Kranken ꝛc. eine Elegie Thränen weinen, die die Ehre der Menſchlichkeit ſind.

Zeit den Bildern ihre allzugroße Lebhaftigkeit geraubt haben: die ſchwarzen Formen müſſen nicht mehr ſo gedrängt ſtehen, daß die Erinnerung nicht zugleich einige angenehme dazwiſchen ſtellen könnte. Eine Mutter, die ihr einziges Kind verloren hat, ſieht in den erſten Tagen nichts vor ſich, als den erblaßten Leichnam, nichts als eine Zukunft ohne Troſt, ein Alter ohne Stütze, Hoffnungen, die vergangen ſind, Feinde, die ſich freuen, und iſt betäubt ohne Sprache, ohne Thränen: — ſo bald ſie ſich erſt wider erinnert, wie viel Witz ihr Kind ſchon gezeigt habe, was für lebhafte Antworten es gegeben, wie artig es ſich ſchon in Geſellſchaften bezeiget: ſo löſet ſich der Schmerz in Thränen auf: die Empfindung wird vermiſcht und zur Elegie weich genug *. Zu dieſer Gattung gehört der 137te Pſalm

* Von der Elegie über die Schickſale einer beſondern Geſellſchaft gelten beinahe die vorigen Einſchränkungen, damit ſie weder prachtvolle aber empfindungsloſe Malereien, noch Ausrüfe eines patriotiſchen Enthuſiaſmus werden. Von dem erſten ſieht man bei jedem öffentlichen Unglück einer Stadt und eines Lan-

Pſalm in dem Kirchenliede: „An Waſſer„flüſſen Babylons,„ den auch der Aufſeher nach Sidneys Ueberſezzung gegeben hat. Die Klagelieder Jeremiä werden ohne mein Erinnern hieher gerechnet werden.

Landes leider! nur zu oft Spuren: ſo daß, wenn alle Götter ihren Zorn wider Stadt und Land ausgeleeret, man es für die lezte Zornſchale anzuſehen hat, wenn nachher Apoll elende Dichter weckt, die unſer Schrecken und Wehmuth in Ekel zu verwandeln wiſſen, oder uns durch ihre Schilderungen, ſtatt eine elegiſche Thräne abzulocken, einen ſanften Schlummer zutröpfeln, und den dunkelgrauen Mantel des Schlafs, (wie Sancho Panſa ſich ausdruckt) über unſer Antlitz leiſe und tröſtlich verbreiten, daß wir die Scenen des Jammers nicht mehr ſehen. — Auf der andern Seite ſtehen die begeiſterten Oden über öffentliche Trauerfälle von Patrioten geſungen: ſie mögen ſtrafen, oder lehren. So hat vielleicht Aleäus geſungen: ſo ſingt Horaz zum römiſchen Volk über das Verderben Roms, in der 6ten Ode des 3ten Buchs, die uns Hagedorn überſezzt, und inſonderheit in der prächtigen ſiebenten und 16ten Epode: ſo ſind Uz Oden an Deutſchland, die dritte, neunte

und

Die besondern Stände unter den Menschen können auch zu solchen Empfindungen Anlaß geben; besonders denjenigen, welchen eine Art von Ungerechtigkeit von den Gegenseitigen wiederfährt. Die Elegie auf dem Gottesacker in einem Dorfe, welche Dodsley in London bekannt gemacht hat *, ist hierin ein Meister-

und 14te in der neuen Ausgabe der Klotzischen Gedichte, und wie mich dünkt, ganze Bücher von den Gedichten mittlerer lat. Dichter. Die Elegie steht mitten inne, und die Klaglieder Jeremiä und andre Stücke der Propheten sind in dieser Gattung die besten Beispiele, die ich kenne.

* Ich glaube, sie in einem Theile der Erweiterungen übersezt gelesen zu haben; allein wie weit stärkern Eindruck empfand ich, da ich sie in den Dodsleyischen Sammlungen an der Seite eines Freundes las, der mit mir die stille Stärke im Ausdruck des Originals empfand! Vielleicht werden viele mit mir wünschen, daß ein Ebert oder Meinhard aus diesen Sammlungen einige der vortreflichsten Gedichte uns mittheilte, unter denen mir jezt vorzüglich einige schöne Stücke von Dyer im Andenken schweben, mit denen uns die Briefe zur Bildung des Geschmacks nicht bekannt gemacht haben.

Meiſterſtück. Dieſes Dichters Empfindungen entſtehen aus der Betrachtung, daß mancher brauchbare Mann, manches Genie, das auf einem höhern Poſten einen lichten Glanz, erquickende Wärme rings um ſich würde verbreitet haben, auf dieſem Gottesacker unbekannt und unerwähnt liege. Weil ich jetzt dies Muſter in Gedanken habe; ſo will ich ſo gleich ein paar Anmerkungen, die ich dabei machen kann, hier mit nehmen.

Zeit, Ort und Umſtände ſind dem elegiſchen Dichter nicht ganz einerlei. Die Stunden, darum der einſame Vogel der Nacht aus ſeinem philoſophiſchen Schlummer ſich erhebt, und durch das mitternächtliche Echo ſeinen Flug ankündigen läßt, ſind für ihn am bequemſten. Nicht allemal muß es eben ein Gottesacker auf dem Lande * ſeyn, ob ich gleich

* Mir fällt hiebei einer der beſten Gellertſchen Briefe ein, der ſeine Gedanken auf einem Landkirchhofe erzählet. — Ich glaube, daß eben ſo Zeit, Ort und Umſtände dem Leſer der Elegien nicht ganz einerlei ſind. Nie habe ich Youngs Klagen und Creuzens Gräber mit ſo gleichgeſtimmten Ton der Seele geleſen, als

gleich geſtehe, daß zu der von dem Engelländer ausgeführten Materie nicht leicht ein glücklicherer Ort hätte erwählet werden können. Aber Einſamkeit muß immer herrſchen; die Lage ſelbſt muß ſolche vermiſchte Empfindungen erwecken können. Daher ſind einſame Zellen und Creuzgänge, wo Eloiſe ihre Briefe geſchrieben, Ufer, wo ein Strom traurig dahinrauſcht, (wo der iſraelitiſche Dichter ſeine Elegie verfertiget,) Wälder *, Felſen,

als in einigen Sommernächten, unter einem beſtirnten Himmel, in der ſchweigenden Laube eines Gärtchen, das an einen Kirchhof ſtieß, wo alte heilige Linden, vom Hauche der Nacht beſeelt, Schauder in die Seele rauſchten, und aus den etwas entferntern Trümmern eines ſinkenden ritterlichen Schloſſes, und aus ihren Wohnungen im alten gothiſchen Kirchthurme die philoſophiſche Eule ihre hole Accente manchmal darunter ſties — Alsdenn findet man ſich in einer Lage, da die Stürme von Gedanken herabbrauſen und ruhn, und die Seele wird ſtille, wie eine ſtille See in der Sommernacht, und hört gleichſam die Stimmen aus den Gräbern der Todten, und präget ſie in ihr Innerſtes.

* Wem fällt hier nicht jener hallerſche Eingang zu ſeinem Gedicht über die Ewigkeit ein, wo

er

Felſen, wo die Ausſicht und Stille in der Seele die Vorſtellung der Gefahr und das Bewußtſeyn der Sicherheit wechſelsweiſe hervorbringen, meiſtens dazu erwählt worden. Ein einſames Zimmer * kann aber auch dazu dienen;

er uns in dunkle Wälder, an rauſchende Flüſſe, in ein einſames Gehölz, in hole Felſen führt, plötzlich den Schatten ſeines Freundes vor unſern verwirrten [illegible] ſtellet, ſeine letzten Worte und das unbekannte Gebiet der Ewigkeit in unſre Seele leitet — und jetzt in dieſer ehrwürdigen Faſſung unſern Geiſt erwiſcht. Dies iſt das Kunſtſtück, das der Genfiſche Bürger vorzüglich gebraucht, um ſeine Lehren einzudrucken, und der gute Savoyiſche Vikar würde ſeinen Schüler oft Jähnen gemacht haben, wenn nicht ihre Situation ſo lebhaft vorbereitete.

* Nur nicht die einſame Stube eines Poeten, drey Treppen hoch, unter dem offnen Dach, bei zerſchlagnen Fenſterſcheiben, wo Schnee und Kälte durchzeucht, weil hier ſo viel ſatyriſche Nebenzüge ſich aus den Dichtern und witzigen Köpfen mit in unſre Seele ſtehlen. — Indeſſen hat der Verfaſſer des Drama: das Gemälde der Dürftigkeit ſich einiger dieſer Züge glücklich zu bedienen gewußt.

dienen; besonders wenn noch äußere Dinge dazu kommen, von denen die Seele etwas leidet. Ein trüber Himmel, ein aufsteigendes Gewitter, rauschende Winde *, zitternde Fenster, eine Leiche, die vorübergetragen wird, das Geläute der Sterbeglocken, eine Trauermusik **. — Ja, wenn von dergleichen

* Das Klopstockische Stück im nordischen Aufseher (Th. 2. St. 94.) das seine Empfindungen aus einigen rührenden Naturscenen nimmt, drängt sich immer an ein gefühlvolles Herz, das auf diese Nuancen Acht hat, und etwas anders sucht, als Malereien oder Non-sens von geistlichen Empfindungen.

** Die brittische Trauerspiele haben sich solcher äußern Mittel der Rührung sehr bedienet, wie einem jeden das Grab und der Leichenzug im Hamlet, die Todtenglocke und Ausführung zum Gericht im Kaufmann von London, und dergl. beifallen. In den Trauerspielen des Rowe soll dieses Aeußere den Mangel des Innern rührenden ersetzen. — In vielen Gegenden wird der Sterbeustag des Erlösers durch solche Zeichen ehrwürdig gemacht, und vielleicht ists solchen frühen Eindrücken zuzuschreiben, daß ich in einer Stadt unter dem gemeinen Manne die herrschende Meinung gefunden,

chen Umſtänden mehrere auf einmal zuſammenkommen: ſo kann die Seele auch in der gröſſeſten Verſammlung in dieſen Zuſtand der vermiſchten Empfindungen geſetzt werden. Man muß ſich aber hüten, alle dieſe äußre Sachen ſo ſchwarz zu machen, daß dadurch eher Schrecken, als ſüße Melancholey, in der Seele entſtehen würde. So würde es widerſinniſch ſeyn, wenn jemand an einem Ort, wo er ſich würklich vor Geſpenſtern fürchtet, eine Elegie machen wollte. Die Schildwache im Hammlet war gewiß nicht dazu aufgelegt. Die Seele wird alsdenn von einer ganz unangenehmen Empfindung, dem Schrecken, bemeiſtert.

Alle dieſe Regeln leiden einige Abänderungen *, wenn die vermiſchten Empfindungen aus

funden, daß von den Zeiten ihrer Väter und Urväter her, dieſer Tag traure, der Himmel meiſtens voll dunkler Wolken ſey, und in den Sterbeſtunden gegen Abend eine Stille zu herrſchen pflege, die dieſem Tage den Namen: ſtiller Freitag gegeben. —

* Warum leiden ſie Abänderungen weil der Verf. in der Parentheſe von Zeit, Ort und Umſtän-

aus der Betrachtung unſres eignen Zuſtandes * entſtehen. Natürliches oder von der Ein-

Umſtänden ſich von dem Elegiſchklagenden auf das Schreckhaftrührende zu weit eingelaſſen. So ſehr die Empfindungen von Mitleiden, Schrecken, Zorn, Furcht u. ſ. w. in einander zuſammen flieſſen: ſo muß doch in der Elegie das ſanfte Gefühl, nicht aber Schauder der herrſchende Ton ſeyn. Indeſſen als Vorbereitung und Nebenſache betrachtet: hilft eins dem andern, und ich bin dem Verfaſſer auf ſeinem Spaziergange unbekümmert nachgeſchlichen.

* Dies iſt die Reſidenz der Elegie, und alles vorige wird blos dadurch das Gebiet der Elegie: ſo fern es ſich unſerm Selbſt nähert, ſo fern wir Antheil daran nehmen. Fehlt dieſe Beziehung auf uns ſelbſt: ſo kann die Elegie ein ſchones Exercitium ſtili werden; aber nie ein Meiſterſtück. Und hat man nicht Elegien gnug, die offenbar in fremden Namen ſind? — Du darfſt nicht rathen, mein Leſer! ſiehe die Heldenbriefe an, die Ovid in Gang gebracht: ein Dichter, der in mehr als einer Abſicht mit der Poeſie geſpielt hat. Betrachte dieſe Heroiden als rührende Situationen: ſo ſind ſie eine dramatiſche Uebung, die für junge Dichter nützlich ſeyn können: aber höher ſtelle

ſie

Einbildung geſchaffenes Unglück kann alsdenn in der Elegie angetroffen werden. Mitleiden mit uns ſelbſt oder mit einem andern kann darinn herrſchen. Es würde überflüßig ſeyn, alle

ſie nicht, als unter Uebungen, denn ſie borgen fremde Situationen und leyern im Ganzen ungefühlte Empfindungen, und zeichnen ungeſehene Charaktere. Sie rauben alſo der Dichtkunſt alle ihre Würde, eine Dollmetſcherinn unſrer ſelbſt zu ſeyn, wie ſie es bei den Alten war, und verpachten unſre Talente in fremde Zeiten, Umſtände und Perſonen. Dadurch gewöhnet man ſich an jene erkünſtelte Sprache der Leidenſchaften, die mit Worten ſpielt, mit erdichteten Sentiments um ſich wirft, und ſich übt, von beiden Seiten Linſen durch ein Nadelöhr zu werfen. Wird aber ſo gar dieſer Geſchmack an Heroiden der herrſchende Geſchmack einer Nation und einer Zeit: ſo verfällt man auf unwichtige Situationen, auf ſpielenden Witz, und zeichnet aus fernen Zeiten nach dem Geſchmack ſeiner Nation Charaktere, die von Herzen ſchief, und nach aller Kunſt albern ſind. Sollte man dies nicht von der jetzt in Frankreich herrſchenden Mode ſagen, wo man ſchon den Adam an die Eva, und Kain an Mehala, und Philomele an Procris, und Procris an Philomele u. ſ. w.

alle verſchiedne Fälle aus einander zu ſezzen. Die verliebten Klagen * gehören zu dieſer Gattung, und faſt ſcheint es, daß außer dieſen

hat, und nächſtens die Sonne an den Mond, und den lieben Mond an die liebe Sonne wird ſchreiben laſſen. Daß viele unter ihnen nicht ſchöne Stellen haben, wer wollte das läugnen, der z. E. Dorats Poeſie kennet; aber daß alle ſeine Nachahmer ſchön, daß dieſes Feld einer Hauptbeſchäftigung würdig ſey, daß das Gedichte dieſer Art vorzüglich nuzbar ſeyn, wer wollte das behaupten!

* Woher ſind dieſe ſo allgemein für den einzigen Gegenſtand der Elegie gehalten? Rathe ich recht, ſo möchten drei Urſachen ſeyn. Zuerſt die lieben Alten, z. E. Ovid, Tibull und Properz haben ſich meiſtens in dieſe Gattung eingeſchränket, und ihr Beiſpiel hat meiſtens Regel abgeben müſſen. — Ferner die verliebte Empfindung iſt der Elegie am paßlichſten: das ſtille Feuer in ihr, das ſelten ſtürmende Leidenſchaft wird; aber deſtö mehr durch die Glieder ſchleicht, wie die Sappho in ihrem zweiten [illegible] aus Erfahrung ſinget, und Kleiſt ſeine Phyllis an Damon ſingen läßt; dieſe ſtille Glut erhält ſich am beſten in dem Maaſſe, das die Elegie fodert. Drittens iſt auch kein Misvergnügen uns ſo angenehm, als die verliebte

diesen und den Todesfällen die meisten keinen andern Gegenstand der Elegie kennen *. Ich will nur noch dieses anmerken. Auch ohne

liebte Traurigkeit. Wenn ein andrer Schmerz bis zum Verdruß, ein andrer Verlust bis zur Verzweiflung, ein andrer Zorn bis zur Feindschaft, ein andres Schrecken bis zum Entsetzlichen, ein andrer Unwille bis zum Ekel übergeht: so unterhält uns der verliebte Schmerz noch mit Annehmlichkeit: der verliebte Verlust macht uns nicht untröstlich: der verliebte Zorn ist ein kleines Wölkchen in der Morgenröthe, der verliebte Schrecken läßt uns die Zunge zu sprechen, und die Hand zu schreiben frei: der verliebte Unwille wird erneuerte Liebe. Daher fließt diese bittersüße Empfindung in jene hinkende Verse aus, die halb sich, halb den andern rechtfertigt, hasset, liebet und ergötzet.

* Hier kommen die Elegien über Thiere, oder leblose Sachen, die uns lieb gewesen, zu stehen: Catulls Liedchen auf den Tod seines Sperlings, und Gleims sterbende Nachtigall, der Mad. Karschinn Klagen über einen Canarienvogel u. s. w. Obgleich die Zeit ziemlich vergangen, da die Helden Homers mit ihren Pferden sprechen, und diese über den Tod ihrer Herren, „erstarret stehen, wie ein „Leichenstein über dem Grabe eines verstorb-

„nen

das Zuthun äußerer Zufälle kann jeder zuweilen in die Gemüthsverfassung etwa bei einem einsamen Spaziergange gesezzt werden, daß er sein ganzes Leben zusammenrechnet, das Gute und Böse darinn überdenkt, und sich denen daraus entstehenden Empfindungen überläßt. Mit einem Worte, die Seele muß sich in der Gelassenheit befinden, wo ihr weder die bittre Thräne des Leides ausgepresset, noch der tiefe Seufzer der Angst entrissen, noch das röchelnde Schluchzen der Wehmuth abgezwungen wird. Wenn ja die Thränen fließen: so mögen sie so milde fließen, und wenn

„nen Menschen, die, da sie die Häupter sin„ken lassen, und heiße Thränen fließen ihnen „unter Seufzern über die Wangen zur Erde „nieder: und die schöne Mähne sinkt aus den „Locken herab, und wälzt sich im Staube:„ Ich sage, ob diese Zeit, da sich Thiere und Menschen noch mehr kannten und verstanden und liebten, ziemlich vorbei ist: so dörfte doch eine Elegie auf ein treues und geliebtes Thier oft verdienter und herzlicher seyn, als manches stattliche Trauergedicht auf einen Jost: ich nehme an, daß jenes und dieses nicht Satyre ist.

wenn Seufzer gehört werden: ſo mögen ſie milde fließen, und wenn Seufzer gehört werden: ſo mögen ſie uns zum ſanften Mitleid ſtimmen, und nicht zur Bangigkeit quälen.

Die Gedanken nun ſelbſt müſſen der Würde der Empfindungen angemeſſen * ſeyn. Es wird dabei ein Geiſt vorausgeſezzt, der ſich weder durch den Verluſt eines ſchlechten Gutes dahin reißen läßt, noch auch jedem Verluſt friſch widerſteht. Folglich werden die erhabnen Gedanken ** aus der Elegie

* Oder vielmehr der Weisheit der Empfindungen. Hiezu gehört, daß er ſich ganz mit ſeinem Gegenſtande beſchäftige, doch ſo, daß ich ihn nicht mit einem feurigen unverwandten Blicke anſehe, wie in der Ode, ſondern mit einem naſſen thränenden Auge, das auf ſeine verſchiedne Seiten irret, und die genoßnen Zeiten, die Gegenwart und die Zukunft mit matten ſuchenden Blicken durchwandert, — Hiezu gehört zweitens, daß er den Gegenſtand nie anders, als in Beziehung auf ſich, betrachtet: dies iſt inſonderheit das Zeichen der wahren Empfindung; dies rührt, und iſt ſtatt aller beobachteten Regeln.

** Wohl kann ſich unter die reichen Empfindungen hin und wieder ein Gedanke miſchen, in dem

wegbleiben. Da die Seele ferner in einer Art von Erſchaffung iſt: ſo iſt ein geſchärfter Witz, das Epigrammatiſche, das allzuweitherge-

dem eine ſtarke Empfindung eingehüllet liegt. Nichts aber iſt der Elegie ſo entgegen, als der geſchraubte Witz. Eine von Thränen erſchlaffete Saite tönt nicht hell, und macht keine Bockstriller. Da man das Nervengebäude der Empfindung ſehr treffend mit einem Saitenſpiel vergleichen kann: ſo merke ich hier an, daß wie eine Saite blos mit einer gleichgeſtimmten harmoniſch tönet: ſo fodert das Wimmern der Elegie gleichſam einen Leſer von gleichem Ton der Seele. Weil nun ganz gleiche Bildungen der Seele eben ſo unmöglich und ſelten ſind, als völlig gleiche Geſtalten des Geſichts: — welche eigne Dreuſtigkeit gehört dazu, das ganze Publikum für einen Abdruck ſeiner Seele anzuſehen, und jedem Fremden den ſympatheriſchen Zug zuzutrauen, ohne den unſre Klagen ihm langweilig, ekelhaft, oder lächerlich werden können. Wenn man es bedenkt: daß wir zwar im Denken uns einander ſo ziemlich ähnlich, aber im Empfinden gewaltig verſchieden ſind: ſo muß ich dem Troſte jenes Autors faſt recht geben, der zu ſich ſagte: „ich bin mein eigner, einziger und „beſter Leſer!„

hergeſuchte in der Elegie unnatürlich. Hingegen finden Vergleichungen, kleine Geſchichte, Fabeln darinn ihren Platz. Denn die Einbildungskraft iſt bei einem ſolchen Zuſtande der Seele faſt allein beſchäftiget *. Sie ſucht alſo alle vergeſellſchaftete Bilder auf, die mit ihrer herrſchenden Empfindung übereinſtimmen, um entweder ſich dadurch zu

 tröſten,

* Ich kann hierinn die Elegie nicht beſſer als mit einem Traume vergleichen: dieſe Vergleichung ſagt vielleicht viel. Die ganze Bilderreihe, die vor ihrem Auge vorbeiſtreichet, iſt in einen heiligen Schleyer halb verhüllt, der das dunkle Gewand der Traumgeſichte zu ſeyn pflegt: ſie iſt an ſich verbunden, ſo wie die Folgen der nächtlichen Gedanken, nur das Band iſt nicht ſo regelmäßig und ſichtbar, als im Wachen: dazu kömmt, daß in der Elegie, ſo wie im Traume, Einbildungskraft und Gegenwart zuſammengemiſcht wird, und hieher gehört jetzt die vorige Einſchaltung mit, wie viel Macht, Zeit, Ort und Umſtände in die Elegie ſich eindrängen, nicht blos Gedanken nähren, ſondern auch erzeugen, die ſich alsdenn unter die andren hinſtellen, anſchließen, und gleichſam elegiſch werden.

tröſten, oder noch mehr zu betrüben *. Sie bleibt öfters bei einem einzigen Gedanken ſtehen und wiederholt ihn; ja macht unmittelbar die Anwendung auf ſich. Daher kömmt die Wiederholung einerlei Worte am Ende des vorhergehenden, und im Anfange des folgenden Verſes, welche die Elegiendichter öfters ſo glücklich anbringen **.

Alle

* So wie jede Leidenſchaft ſich der ganzen Welt mittheilen will: ſo ſucht auch die Betrübniß überall Zeugen und Begleiterinnen ihres Schmerzes: ſie will ſich nicht widerſprechen laſſen, und tröſtet ſich, wenn man ihr Recht gibt.

** So bald dieſe Wiederholungen regelmäßig, und bei dem dieſem Regelmäßig noch dazu ſchleppend, eintönig und leer werden: ſo ermüden ſie, wie z. E. die Elegie Daphnis und Daphne in der Sammlung verm. Schr. — So verwirft auch die Elegie oft den Perioden, heftet ſich auf ein Wort, das ſie wiederholt, und ſich recht vors Auge ſtellet: hierinn iſt ſonſt Klopſtock ſehr glücklich, nur in dem Trauergeſange Davids um Jonathan, den zwei Sänger ſeinem Salomo ſingen, und wie ich glaube, in ſeiner neuern Elegie: Rothſchilds Gräber ſind einige Verſetzungen zu gezwun-

Alle Gedanken, die ins Groteske fallen *, allzuhäufige O und Ach und Weh! Verwünschungen, die Abscheu erregen, zu heftige Betheurungen seines Schmerzes tödten die Elegie. Die erstern erwecken Gelächter; die andern sind entweder Zeichen einer allzuheftigen Traurigkeit, oder eines gänzlichen Mangels der Empfindung, die dritten bedeuten mehr Wuth und Kummer, und die letztern sind entweder verdächtig oder überflüßig. Die Traurigkeit muß sich durch die Reihe von Gedanken, auf die der Dichter verfällt, an den Tag legen. Vor allen Dingen muß der elegische Dichter die kleinsten Umstände **,

gezwungen, einige Wiederholungen zu todt, und manches O und Ach! ein Asterisens, der da sagt: hier ist zu gähnen!

* Wenn jener Elegiensänger dem, der nicht mit ihm weint, den Cypressenstrauch ins Gesicht werfen will: so muß man sich vor ihm hüten, weil, wenn unsre Augen sich thränend schliessen, und unsre Thränen ihm nur nicht kugelrund gnug sind, wir nicht vor einem Wurf sicher seyn möchten.

** Man erinnere sich hier an das Lied unter Langens Gedichten, da alles ein Zeuge vom

die mit ſeinem Gegenſtande verwandt geweſen, ſammlen und anführen. Dieſes zeigt, daß ſeine Einbildungskraft ganz damit angefüllt ſey, und nicht das Geringſte habe verloren gehen laſſen.

Der Ausdruck wird ſo wenig als möglich prächtig ſeyn dörfen. Reinlich und auch zierlich — ſine ſqualore aber auch auro absque ac gemmis. Je natürlicher dieſe Empfindung iſt, je weniger ſind die Worte geſucht. Ich will eine kleine engliſche Elegie herſetzen, die ich irgendwo in Muſik geſetzt geſehen habe: es iſt die Anrede eines Mädchens an ihren Geliebten:

Gentle Youth, o, tell me why
Tears are ſtarting from my eye;
When each night from You I part
Why the ſigh, that rends my heart?
Gentle Youth, o, tell me true,
Is it then the ſame with you?

Die

Verluſte wird, und jeder Umſtand das Bild des Freundes zurückbringt.

Die Naivetät, welche hier herrscht, hat einen ganz ungeputzten Ausdruck erwählet; und glücklich! — Wenn nur das [illegible]e auf beiden Seiten vermischt wäre: so wird die Verschiedenheit der Materie den Ausdruck an die Hand geben.

Die verliebten Elegien * sind für die wenigsten Leser. Wenn es ein dritter schon überdrüßig wird, dem Gespräche zweier Verliebten zuzuhören: was für eine Dreustigkeit gehört nicht dazu, ein ganzes Publikum in die Gesellschaft zu bringen? Ueberhaupt sind die Elegien eben nicht die Gedichte, die

* Eins der schönsten Klagegedichte in dieser Art ist das Gleimische: Mich, o Doris, willst du hassen ꝛc. Uebrigens gefällt es mir, daß der Kunstrichter die Elegie in kein eigensinniges Sylbenmaaß einkerkert: es kann elegische Oden in vielerlei Sylbenmaaß, elegische Eklogen u. s. w. geben, nur wenn einige das förmliche elegische Sylbenmaaß erwählt: so ist der Pentameter, der freilich zu elegischen Wiederholungen gebildet zu seyn scheint, mir immer im Deutschen noch sehr hart und gezwungen vorgekommen. —

die man zu allen Zeiten lesen kann. Es wäre zu wünschen, daß die Dichter auch daran dächten *.

4.

Von der Horazischen Satyre.

Noch immer ist an mir die Reihe, die Hand auf den Mund zu legen, und zu schweigen. Unserm Rabner habe ich es immer anzusehen geglaubt, daß er aus Swifts Schule der erste seiner Zöglinge sey: hier ist ein Schriftsteller, der uns in seinen Satyren mit der Urbanität eines Horaz unterhält: der Verfasser, der Mores Eruditorum, Genius seculi, Ridicula etc. geliefert. Ich urtheile nicht: sondern schreibe ab: **

„Es

* Wenn einigen meine Anmerkungen langweilig gewesen, so denke man daran, daß ich über die Elegie commentirt. — Elegische Noten, die sich nicht zu aller Zeit lesen lassen.

** Litt. Br. Th. 9. p. 82.

„Es ist eben nichts neues, daß man den „Juvenal vom Horaz unterscheidet, daß „man des letztern ridendo verum dicere, „seine schalkhafte Verziehung des Mundes, „seine vielbedeutende Mine, von den geißeln„den Streichen des erstern, von seinem ent„flammten Gesicht, und von seinem zornigen „Auge unterscheidet. Aber was macht denn „diesen Unterschied? — Die alte Komödie „brachte die Bürger mit ihren Sitten ganz, „bis auf ihren Namen unverändert, auf die „Bühne; dies ist Juvenal, wenn man noch „dazu sezt, daß er seine Mitbürger nicht blos „von der lächerlichen, sondern auch von der „lasterhaften Seite, und von dieser öfter, als „von jener zeigt. Sein lebhafter Blitz dringt „in das Innerste des Heuchlers; er reißt ihm „die Maske ab, wenn auch sein Gesicht dar„über blutrünstig werden sollte, und gibt ihm „nur einen andern Namen; aber niemand „läßt sich betriegen. Der ist es, ruft man, „nach dem Leben! — Zu dieser Satyre ge„hört so viel Anlage nicht! Man darf nur „aufmerksam seyn, auf das, was um uns vor„gehet. Wenn sie gut werden soll: so muß

„ich

„ich merken, daß der Mann vom Herzen weg
„redet, und daß er bei allem Eifer, den er
„hatte, doch Beurtheilungskraft gnug beſeſ-
„ſen hat, mir unter den verſchiedenen Origi-
„nalen nur die wichtigſten, und an dieſen nur
„das Merkwürdigſte zu ſchildern.

„Mittelmäßige Köpfe fallen immer zuerſt
„auf das, wovon ſie bei ſich empfinden, daß
„ſie es vielleicht erreichen könnten. Allein,
„weil es doch eine gefährliche Sache iſt, Nar-
„ren und Böſewichter kenntlich zu ſchildern:
„ſo vermeiden ſie dieſe Gefahr, und machen,
„daß das ganze Stück nichts taugt. Sie
„mahlen uns platte Karaktere, die ekelhaft
„ſind, und an denen man weder genaue Zeich-
„nung, noch das lebhafte Colorit eines Ju-
„venals findet. Beiſpiele davon können uns
„in unſern unzählbaren Wochenſchriften nicht
„mangeln. — Unter den Franzoſen iſt viel-
„leicht der einzige La Bruyere, der den Aus-
„weg eines Genies gefunden hat. Er hat ſei-
„ne Zeichnungen übertrieben, um ſie nicht
„kenntlich zu machen. Aber für ſeine Zeit-
„genoſſen waren doch die Züge nicht verſtellt,

„und

„und für uns haben seine Farben noch nichts
„von ihrer Lebhaftigkeit verloren.

„Die horazische Methode hingegen, eine
„Satyre zu schreiben! ich wollte wohl be-
„haupten, daß man mit dem Talent dazu
„müßte gebohren seyn. Vielleicht ist dieses
„ein Grund, warum der satyrische Dichter
„auf dem Parnaß auch seine Stelle hat.
„Denn jene von der ersten Art sind, deucht
„mir, in nichts von dem prosaischen Schrift-
„steller unterschieden. — Dies Talent ist
„nichts anders, als die Naivetät, mit wel-
„cher der Dichter an sich auf eine lebhafte
„Art zeigt, was er an andern lächerlich ge-
„funden hat, und es an seinem eignen sonst
„einfachen Karakter besonders auszeichnet.
„Oder auch: er weiset auf etwas, was lächer-
„lich ist; aber ohne daß er es als ein solches
„zu kennen scheint — und eben weil es die-
„sen sonst so simpeln Mann befremdet: so
„werden die übrigen jetzt aufmerksam, und
„entdecken das Lächerliche. Nicht daß der
„Dichter gar niemals seine satyrische Geißel
„mit sich führte: auch Horaz, wenn er auf-

„gebracht

„gebracht iſt, gibt ſeinem ineptus Faunus
„etwa einmal einen Hieb, und läßt ihn
Diſcipulorum inter plorare cathedras.
„Aber es geſchieht ſelten. Der ſatyriſche
„Dichter iſt ſeinem Temperament nach cupi-
„dus pacis, und dies macht ihn eben zu die-
„ſer Naivetät geſchickt. Keine ſtarke Leiden-
„ſchaft, welche tobend iſt, wohnt in der See-
„le, die einen naiven Gedanken ausdrücket,
„oder eine naive Handlung vornehmen ſoll.
„La Fontaine und Gellert haben nur dies
„ſatyriſche Talent, und ich vermuthe ſogar,
„daß ſie durch daſſelbe zu der Erzählungsart
„in ihren Fabeln ſind gebracht worden, die
„ihnen beliebt hat. Faſt allein ihre Aus-
„ſchweifungen, durch welche ſie von der äſo-
„piſchen Kürze abweichen, und die unſre ein-
„fältige Nachahmerheerde für bloße Aus-
„ſchmückungen der Erzählung gehalten hat,
„ſind ſatyriſche Züge, die dem Dichter entwi-
„ſchen, und eben deswegen ſo ſehr gefallen,
„weil er ſich ſo blöde und unerfahren anſtellt.
„Ein Mann, der ſo unſchuldig iſt; wie könn-
„te der mir Schaden thun, wenn er mir auch
„die Wahrheit ſaget? Er ſagt ſie in ſeiner
„Un-

„Unſchuld. Dies iſt der Grund der man-
„nichfaltigen Erdichtungen, in welche ein gu-
„tes Genie ſeine Satyren einkleidet. Es muß
„ſich Situationen erfinden, in welchen er dieſe
„Naivetät am beſten zeigen kann. — —

„Die Mores Eruditorum und Genius
„ſeculi * zeigen auch dieſe Mannichfaltigkeit
„in Erfindungen, den feinen Spott, der aus
„der Unſchuld des Herzens zu kommen ſcheint;
„aber auch eine Art von Einſchränkung auf
„eine gewiſſe Gattung von Gelehrten. —
„Indeſſen gibt ihnen das lateiniſche Kleid
„eine Neuigkeit, in der ſie ſich uns zum Ver-
„gnügen darſtellen. Was mag wohl die Ur-
„ſache davon ſeyn? Liegt es an dem Gedräng-
„ten der lateiniſchen Wendungen, an den
„Ausdrücken, die uns durch das Natürliche,
„und durch einige ihnen anklebende Nebenbe-
„griffe anreizen; oder entſpringt dieſes An-
„genehme aus dem Vergnügen, das wir über
„die glückliche Mittheilung der Gedanken un-
„ſers Verfaſſers in der Sprache der Römer
„haben? Ein Schriftſteller, der dieſes un-

„gezwun-

* Litt. Br. Th. 10. p. 197.

„gezwungen erreicht, läßt uns gleichsam einen „Zeitgenossen des Tullius hören, der sich über „unsre Sitten in seiner Sprache ausdrückt.„

* * *

Ich unterschreibe im Ganzen das Bild, das man von Juvenal, Horaz, und unserm Klozz mahlt: ohne aber auch die Naivetät des Horaz durch Fragen affektiren zu wollen: muß ich doch folgendes fragweise dazusezzen, weil ich mir selbst nicht antworten will:

Sollte das Lächerliche der alten Komödie, mit dem Lächerlichen des Juvenals einerlei seyn? Ich meine nicht das Belachenswerthe, was beide schildern, denn da versteht es sich von selbst, daß dies mit den Sitten und Zeiten sich ganz verändert haben muß: sondern nur das Lächerliche, wie beide es schildern? Ich will nicht an den Unterschied denken, den schon die lehrende Satyre, und ein pöbelhaftes Drama fodert: sondern ich rede von dem charakterischen Ton beider, unabhängig von der äußern Einkleidung, blos an sich gegen einander gesezt.

Sollte

Sollte Juvenal Sitten dergestalt in seine Satyre bringen, daß blos die Namen verändert sind: so daß nur Aufmerksamkeit auf das menschliche Leben, ein Eifer, der vom Herzen weg spricht, und Beurtheilungskraft, das Wichtigste und Merkwürdigste zu schildern, die Talente zur Juvenalschen Satyre wären?

Wäre Juvenals Charakter, daß er Narren und Böswichter kenntlich schildert; und er würde nicht bei diesem Känntlichen ein Pasquillant? Sollte er von den schlechten Charakterschmierern unsrer Wochenblätter blos durch Genauigkeit und Kolorit unterschieden seyn? Eine Satyre, die das Känntliche, das Genaue zu ihrem Hauptzuge hat, verdient die den Rang, den doch Juvenal mit Recht fodert?

„Die horazische Methode in der Satyre — „mit dem Talente muß man gebohren seyn!„ Muß denn das Juvenalsche Talent nicht angebohren seyn? — Sobald man das kindische Vorurtheil ablegt, die Einkleidung sey das vornehmste in der Satyre, so kömmt Juvenal an Genie zur Satyre, immer über Horaz.

„Juvenal iſt ein proſaiſcher Schriftſtel„ler, und Horaz hat ſeine Stelle auf dem „Parnaß, weil er mit dem Talen zur Sa„tyre gebohren worden.„ Dörfte ich nicht hingegen ſagen: Horaz iſt in ſeinen Satiren ein proſaiſcher Schriftſteller, weil er vorzüglich als Dichter zur Ode gebohren iſt: Juvenal iſt nach ſeiner Kühnheit, ſeinem Feuer, ſeinem Kolorit, und ſelbſt ſeinem Sylbenmaaß nach, ungleich mehr Dichter *.

Wäre

* Denn „keine ſtarke Leidenſchaft wohnt in der „Seele, die einen naiven Gedanken ausdrü„cken ſoll,„ heißt es auf der folgenden Seite, und Th. 18. p. 119. heißt es gar: „Horaz muß den Misſtand, kleine Thorheiten mit dem Schwunge des Hexameters zu belachen, ſelbſt empfunden haben, weil er, der es ſo wohl verſtand, einen recht wohlklingenden Hexameter zu machen, ihn gerade in ſeinen Satyren ſo nachläßig bearbeitet, daß man glauben ſollte, er habe es mit Vorſatz gethan, um ihn dadurch ſeinem Inhalt mehr zu nähern, und ihn mit dem Ton ſeiner Materie übereinſtimmiger zu machen.„ — Dieſer Ton iſt naive Proſe, und eben wegen dieſer naiven Proſe ſoll Horaz ein größerer Dichter ſeyn, als andre, die feuriger ſchildern? —

Wäre La Bruyere unter allen Franzoſen der einzige, der den Ausweg eines Genies gefunden, in der Zeichnung der Charaktere? Unter allen Franzoſen, die in der Zeichnung des Lächerlichen auf ſo viel Schriftſteller ſtolz ſeyn können, von denen jeder eine eigne Art der Zeichnung hat — die vielleicht hierinn, und hierinn allein, Originale vor den Alten und Neuern ſind? — Und hier wäre La Bruyere das einzige Genie? Und das einen Ausweg eben von der Juvenalſchen Zeichnungsart gefunden hätte, mit dem er doch gewiß am wenigſten gemein hat? — Der Kopf thut mir bei dieſen Fragen weh! Was muß ein Franzoſe denken, wenn er dies lieſet?

Dörfte nicht die Anmerkung über La Fontaine und Gellert wichtig ſeyn? Wer zweifelt dran, daß ihre Ausſchweifungen ſatyriſch ſind? Und folgt hieraus, daß ſie in einer äſopiſchen Fabel etwas mehr als Ausſchmückungen ſind, „dafür ſie die einfältige Nachahmerheerde gehalten hat?„ Hat denn La Fontaine ſeine luſtige Schwatzhaftigkeit für etwas anders ausgegeben, als für Ausſchmü-

ckung? Ja blos für eine kleine Schadloshaltung gegen die Kürze des Phädrus?

Und dann? Dörfte Klozz, wenigſtens in einigen ſpätern Schriften und Streitigkeiten, völlig frei vom Zorn des Juvenals, der horaziſchen Laune immer getreu bleiben, die ihm freilich eigner läßt. Ich ſage dies nicht, um ihn zu tadeln: denn freilich, zu unſrer Zeit, muß man oft ſagen, nicht blos aus Juvenal, ſondern auch mit ſeinem eifernden Tone: difficile eſt, ſatyram non ſcribere! — — und in den meiſten Stücken geben wir der Klozziſchen Freimüthigkeit unſer geheimes und herzliches Plaudite. Ein Mann, wie er, der das Mark der lateiniſchen Denkart, und Sprache, inſonderheit der horaziſchen Laune, in ſich geſogen, der durch ſeine Abhandlungen und Gedichte, durch Ausgaben und Beurtheilungen, die in Deutſchland ſo ſeltnen lateiniſchen Muſen, bekannter und nutzender zu machen ſucht: ſein Name beſchließe dieſe Fragmente von lateiniſchen Dichtern.

5.

Haben wir deutsche Ciceronen *?

Erst müssen wir Beredsamkeit und Wohl-
„redenheit unterscheiden, und mit dem Ci-
„cero bei der erstern diejenige, welche in der
„Feldschlacht gegen die bloßen Schwerter an-
„rückt, quae in acie versatur et ferro, von
„der absondern, die nur auf der Uebungs-
„bahn sich zeiget. Die erste mangelt uns,
„und wir können keinen Redner haben, den
„wir mit Cicero oder Demosthenes messen
„könnten.

„Wir haben keine politische Beredsam-
„keit; nicht einen Schatten davon, und kön-
„nen sie auch nicht haben, weil unsre Staats-
„verfassungen gar nicht dazu eingerichtet sind.
„Wo ist das Volk? Wo sind die versammle-
„ten Provinzen? Wo sind die angeklagten
„Feldherren und Fürsten? wo ist öffentliche
„Berathschlagung über Krieg und Frieden?
„In unsern Verfassungen bezahlt das Volk
„seine Abgaben, und wird über den Gebrauch

* Dies ganze Fragment ist aus den Litt. Br: Th. 13. p. 106.

„derſelben nicht gefragt; die Vornehmen wer-
„den nicht angeklagt und vertheidigt, ſondern
„fallen in Ungnade: und im Kabinette ge-
„ſchieht der Ausſpruch: es ſoll Krieg ſeyn,
„weil wir es wollen, und Friede, weil wir
„nicht mehr können — und der Unterthan
„hört es. Nun kommt zu Haufen, ihr De-
„moſthenen und Ciceronen. Nicht wahr,
„alles iſt euch fremde; — verlaßt den klei-
„nen Markt, und lernt — trockne Proceſſe.

„Ich thue noch einen Schritt: die große
„Beredſamkeit kann nirgends, als in der ge-
„richtlichen Art zu reden angebracht werden.
„Das Forum iſt das einzige Treibhaus für
„ſie, und jeder andre Boden zu kalt. Wir
„wollen ſehen, was die gerichtliche Art für
„Vortheile habe; ob dieſe Vortheile die große
„Beredſamkeit zuwege bringen; und ob die
„andern Arten eben dieſe Vortheile ver-
„ſchaffen.

„Die Materien bei der gerichtlichen Art
„ſind immer neu; immer höchſtwichtig,
„ſelbſt nach der Meinung der Zuhörer. Die
„Zeit zwiſchen der Ueberlegung und dem Er-
„folg iſt kurz. Dadurch drängen ſich die Gegen-
„ſtände

„stände näher hinzu, und werden folglich gröſ-
„ser, sinnlicher und lebhafter. Die Gründe,
„deren sie sich bedient, sind ganz aus dem
„Reiche der Wahrscheinlichkeit. Ein unend-
„licher Vortheil! Denn aller Scharfsinn des
„Redners kann sich dabei üben: alle seine Er-
„findung. Ferner; weil das Wahrscheinli-
„che seine Hülfe von allen kleinen Umständen
„zusammen sucht: so bereiten eben diese Um-
„stände, folglich schon die Beweisgründe, die
„Leidenschaften zu. Denn diese Umstände lie-
„gen in den Seelen der Zuhörer, so zu sagen,
„neben andern verwandten, die dem Zunder zu
„vergleichen sind. Der Redner darf sie
„gleichsam nur rühren, damit Luft hinein-
„komme, und alles fängt an zu glühen.
„Bläset er vollends an: so ist alles eine
„Flamme.

„Wenn Cicero einen Clodius verdächtig
„macht: so geht er sein ganzes voriges Leben
„durch. Wie viele Handlungen müssen dar-
„inn nicht gewesen seyn, wodurch diesem oder
„jenem von den Zuhörern Unrecht geschehen!
„Diese Erinnerung gibt in der Seele dieses
„Mannes dem Beweise des Redners schon

„ein gröſseres Gewicht. Einen Ariſtides „ſelbſt würde es leicht geweſen ſeyn, anzukla„gen, weil die Beweiſe ſeiner vorgeblichen „Schuld in den Herzen der meiſten ſchon vom „Neide vergiftet lagen. Daher kam es auch, „daſs die meiſten groſsen Männer ſich vor den „Anklagen ſo ſehr fürchten muſsten. Grün„de hingegen, welche auf die Gewiſsheit ge„hen, haben dieſe Vortheile nicht.

„Endlich die Leidenſchaften. Alle kann „der gerichtliche Redner im höchſten Grade „erregen. Er erweicht nicht blos zum Mit„leid, er rührt bis zum Schluchzen. Er bringt „den Zorn nicht nur zum Kochen, er läſst ihn „auch zur Wuth ausbrechen. Der Zuhörer „wird vom Schrecken nicht nur blaſs: er läuft „in der Angſt wie ein Unſinniger herum; „kurz, er macht nicht, daſs der Zuhörer an„fängt zu überlegen, ſondern daſs er ſich auf „der Stelle entſchlieſst. In dieſem Zeit„punkte ſteht er vor der beweglichen Menge „faſt, wie ein Gott, da, der die Herzen der„ſelben, gleich den Waſſerbächen in Händen „hat.

„Nun wollen wir die übrigen Redearten „dagegen halten. Wie die Menſchen heut zu „Tage von Homers Helden an Stärke ver„ſchieden ſind: ſo ſtehen auch die bei uns übli„chen Redearten von der alten gerichtlichen „Art ab. Bei den panegyriſchen und aka„demiſchen Reden erhellet es von ſelbſt. „Was ſind die leztern? Abhandlungen ab„ſtrakter Sätze. Sie können ſchön vorgetra„gen werden: aber was iſt dieſer Schmuck „gegen die Rüſtung auf das Schlachtfeld? „Der Panegyrikus? O laß die Zeiten noch „ſo heldenreich ſeyn: er iſt ſelten anzurathen. „Hundert Biographen; aber höchſtens einen „Panegyriſten. Boſſuet unter den neuern „iſt wohl das größte Muſter hierinn, (denn „Fleſchier iſt meiſtens nur wohlredend) aber „einmal hat er nicht viel Lobreden geſchrie„ben: und denn wird ſie auch niemand mit „den größten Reden der Alten vergleichen. „Wenn dieſe lobten: ſo war das Lob nie„mals ihre Hauptabſicht, ſondern nur ein „Mittel zu derſelben: den Plinius ausge„nommen. Einiges Mitleid und Bewunde„rung ſind die einzigen Rührungen, die wir

„dabei

„dabei fühlen können; und ehe uns der Red-
„ner dazu bringt, muß er bei einer einzigen
„Rede faſt alle ſeine Schätze verſchwenden.

„Nun bleiben noch unſre Kanzelreden übrig.
„Ohne mich durch die Frage zu ſchützen: ob
„es nicht viel beſſer wäre, auf der Kanzel
„Homilien als Reden zu machen? — ſey
„es einmal angenommen, daß wir alle Be-
„redſamkeit dabei anwenden ſollen, die in
„unſerm Vermögen iſt. Ich läugne es, daß
„wir dieſelbe zu dem Grade der gerichtlichen
„erheben können. — * Materie, Beweiſe
„und Affekten verweigern dem Redner ihre
„Hülfe, bis dahin zu ſteigen. Die Mate-
„rien des Kanzelredners rühren wohl ſelten
„durch ihre Neuigkeit **, wenigſtens diejeni-
„gen gewiß nicht, die eine chriſtliche Erzie-
„hung genoſſen. Zu den Zeiten der Apoſtel

„und

* Und ich läugne, daß ſie ſich mit der gerichtli-
chen vergleichen laſſe, daß ſie dabei gar nichts
verlöre, wenn ſie ihr auch in allem folgenden
nachſtände: eine wichtige Materie.

** Nie durch eine zum voraus anlockende Neuig-
keit; aber ihre Art iſt auch eben die entgegen-
geſetzte: ſo viel hineinzulegen, daß die Mate-
rie neu werden muß.

„und bei Völkern, die erst bekehrt werden sol-
„len, ist dies freilich ganz anders; daher läßt
„sich auch menschlicher Weise die Menge der
„Bekehrten in einem Tage begreifen. Allein,
„wie kann unter uns der Kanzelredner seine
„Materien neu machen?* Es bleibt ihm
„also nur das Interesse derselben übrig; und
„dies werde ich doch nicht laugnen? Nein.
„Ohne daß man mir es zu deklamirt, begreife
„ich wohl, daß die Entscheidung über unser
„Wohl oder Elend auf eine Ewigkeit wichti-
„ger sey, als die Entscheidung über Krieg
„und Frieden auf etliche Jahre. Ist sie es
„aber auch nach der Meinung aller Zuhö-
„rer, und zwar in dem Grade der Lebhaftig-
„keit**, welcher allein den Willen bewegen
„kann? Der Redner kann es vielleicht da-
„hin

* Ich könnte es dem Verf. mit einem Worte sagen, wenn der Homilet nicht über Worte, sondern über das menschliche Leben spricht; allein dies eine Wort fordert zur Erklärung viel andre.

** Der geistliche Redner hat es selten zum Zweck, augenblickliche Thaten, Zeitentschlüsse zu erwecken, wo er es zu seiner wirklichen Absicht hat, kann ers auch erregen.

„bin bringen; aber er muß es erſt thun, wenn „es für den gerichtlichen Sprecher ſchon ge„than iſt. — * Deſto ſchlimmer für ſolche „Weltkinder! — Zugeſtanden, und dieſe „Weltkinder ſind der gröſte Theil der Zuhö„rer. Die meiſten Seelen entſchließen ** „ſich nicht eher, bis aller Zwiſchenraum der „Zeit von dem Entſchluſſe bis zur Wirkung „gleichſam vernichtet iſt. Dieſe Trägheit hat „ſogar dem beredten Apoſtel einen Triumph „entriſſen. Felix und Druſilla entdeckten, „daß ſie noch wahrſcheinlicher Weiſe Zeit hät„ten, neue Vorſäzze zu faſſen, und ſchickten den „Redner von ſich. Dies liegt in der Natur der „Sache ſelbſt, und keine blos menſchliche Kraft „kann es bei dem undenkenden Haufen über„wiegen. Glei-

* Eben hier trennt ſich der politiſche vom geiſtlichen Redner; dieſer fängt an, wo jener aufhört: keiner erreichet ſeinen Zweck wenn ſie beide einen Weg nehmen.

** Immer entſchließen! In einem Taumel von Entſchlüſſen iſt der Zuhörer endlich noch zu ſtürzen; wenn das des Homileten Amt wäre; aber vom Entſchluß zur That! die Kluft überſpringt der Kunſtrichter, und ſie iſt die ſchädlichſte.

„Gleiche Unbequemlichkeit entſteht für die „Kanzel aus den Beweiſen. Die Ausſprüche der heil. Schrift, ſo bald es klar iſt, „worauf ſie geben, ſchneiden alle Erfindungskunſt ab. Gott hat es befohlen: hier iſt „der ganze Beweis *. Nur ſelten zeigt ſich „eine Schwierigkeit in der Anwendung auf „einen beſondern Fall. Das freieſte Feld „für den Kanzelredner verſchaft der Contraſt „der Handlungen mit der Ueberzeugung von „den Geſetzen; und zu dieſem Felde öffnet „ihm das Geſchehene die Schranken. Daher ſind unſre beſten geiſtlichen Reden über „dergleichen Materien geſchrieben. Bourdaloue, Maſſillon, Mosheim – man wähle die beſten ihrer Reden, und man wird mir „Recht geben.

„Wie ſteht es nun mit den heiligen Affekten? Sie werden freilich eben ſo erregt, wie „die

* Dieſe Worte ſind der ſchönen Abhandlung ganz und gar unwürdig: iſt das predigen, wenn man ſeine Materie mit einer Kette bibliſcher Spruchſtellen umflicht, und ſie ſo aufführt? Hier verkennt der Verf. die wahre Natur der geiſtlichen Beredſamkeit, und der menſchlichen Seele.

„die übrigen, aber nicht eben so leicht, nicht „eben so stark *. Freude, Traurigkeit, „Liebe, Haß, Bewundrung kann der Kan„zelredner erregen, aber nur in einem gewis„sen Grade. Ja, die ersten werden vielmehr „vermischte Empfindungen, und die letztere „verliert sich in stille Anbetung. Steigt er „über jenen Grad: so entgehen ihm die See„len ganz aus den Händen, überlassen sich ih„ren ruhigen Empfindungen, und der übrige „Theil seiner Rede ist verloren. Ja, je öfter „einerlei Bild vorgebracht wird: desto schwe„rer fällt es, die ihm zusagende Leidenschaft „zu erwecken. Wie weit kann es also der „geistliche Redner bringen? O wahrhaftig! „Cicero könnte wohl vielleicht der beste Kan„zelredner unter uns seyn; aber ein Cicero „würde er nicht seyn. Ja, wenn Cicero un„ter uns wäre erzogen worden: hundert ge„gen eins, nach seiner herrschenden Neigung „der

* Wenn der politische Redner kein Akteur an Rührung seyn kann, so muß es der geistliche noch weniger seyn, wenn er nicht alle Zwecke verfehlen will: — Doch alles dies würde theologisch!

„der Eitelkeit würde er Gedichte herausgege„ben haben, und ganz gewiß schlechte Ge„dichte. Aber die Theile in den Reden der „Alten sind einerlei mit den unsrigen gewe„sen, und auf einerlei Art gemacht worden? „Was kann das helfen? Es kömmt auf den „Gebrauch dieser Theile an. Ein Haufen „macht seine Kriegsübungen so wie ein gan„zes Heer. Er rückt fort, er lenkt sich, er „hält zusammen, jeder Soldat handelt. „Wird deswegen ein Stadthauptmann in ei„ner Reichsstadt, der seine Bürgerkompa„gnien mustern kann, Feldherr seyn? Viel„leicht bis auf die zwo Kleinigkeiten, daß „der Feldherr ein ganzes Heer in Bewegung „setzt, und gegen einen Feind in Bewegung „setzt — Unsern Rednern fehlt die Materie, „ein solches Ganzes zu machen, und der „Feind, den sie überwinden müssen. Dieß „ist der Unterschied zwischen der acies und „der palaestra des Cicero.„

6.

Sollen wir Ciceronen auf den Kanzeln haben?

Ich ſuche die bisher vorgezeichnete Ausſicht der Litter. Br. etwas weiter zu verfolgen. — Wenn wir auf unſern Rathhäuſern keine Ciceronen mehr haben, da jezt das Urtheil einer wichtigen Sache nicht mehr vom Volk, und von dem Zuklatſchen ſeiner Hände, nicht mehr von den Rednerfiguren eines Advokaten, nicht mehr von einer glücklichen Viertelſtunde oder einem muntern Einfall abhängt: ſondern von Richtern, bei denen Geſezze, Proceßformen, Rechtsgänge, oder höchſtens Schmeicheleyen, die die Hand, und nicht das Ohr kizeln, ihr Urtheil beſtimmen: ſo iſt die Beredſamkeit, wie es ſcheint, in die Tempel geflohen, und auf den Kanzeln ſtehen noch viele Ciceronen.

Ciceronen können ſie nicht ſeyn, und darf ich dazu ſezzen: ſie ſollen es auch nicht ſeyn: denn ſie ſinds am unrechten Orte. Zuerſt: da das Volk, dem ſie reden, nie das römiſche Volk iſt: nie jene Quiriten von ſtolzem Ohr und feiner Empfindung,

nie

wie jene verſammlete Curien und Centurien, der Ausſchuß von den Geſchlechtern Roms, ſondern nach der Menge zu rechnen, eine Verſammlung von geſundem guten Verſtande iſt, ſo wie ihn die Natur gibt, eine mittlere Erziehung bildet, und denn das gemeine Leben beſchäftigt: ſo muß auch der innere Geiſt des Vortrags ſich nie über dieſe Sphäre erheben. Es iſt eine ſehr alte Schwierigkeit, daß die Zuhörer bei keiner Verſammlung getheilter und verſchiedner an Geſchmack und Cultur wären, als die Verſammlung des Kanzelredners, und bei vielen, inſonderheit jungen Rednern, hat ſie den Schaden gethan, daß ſie ihrem Vortrage die gröſſeſte Ungleichheit gegeben: hier verliert er ſich in Wolken, dort ſchleicht er im Staube, um wie man ſich entſchuldigt, beiderlei Denkarten zu umfaſſen. Allein, eine mittlere Höhe, die man zu treffen ſucht, iſt, nicht blos bequemer, ſondern auch wirklich die einzige, und beſte, und das iſt der populaire, freundſchaftliche und vertrauliche Ton, der ſich zur feinern Sprache des gemeinen Lebens herabläßt, alle ſcharfe abſtrakte Ideen lieber in fließende ſorg-

ſamere Beſtimmungen auflöſet, alle das ſpitzige, aufgeſtutzte, und concentrirte Allgemeine, das ſich ſo oft hinter einzelne, willkührliche und wiſſenſchaftliche Worte verbirgt, zu dem glatten, ungeſchmückten, und entwickelnden Tone herabſtimmet, der es vorausſezzt, aber nicht zeigt, daß man wiſſenſchaftlich dachte, daß man für die Kanzel dachte, daß man ſelbſt einer Bücherſprache gewohnt ſey. Dieſer Ton ſtielt ſich ſo wohl dem Gelehrten, als gemeinen Mann ins Herz, denn es iſt die Sprache des geſunden Verſtandes, und fühlenden Herzens; weder die Sprache der niedrigern Sinne, noch die Sprache der höhern Vernunft.

Zweitens: da der geiſtliche Redner nie mit den Ciceronen und Demoſthenen einerlei Abſicht hat, ſo können auch ihre Mittel nie einerlei ſeyn. Jene wollten das Volk eine Viertelſtunde übertäuben; es war ihnen gnug, daſſelbe auf eine kleine Zeit zu bezaubern, und ihren Vortrag und Foderung gleichſam zu dem Element ihrer Gedanken und ihrer Entſchlüſſe zu machen, ſo lange ſie

ſprachen: ſie ſchlugen alſo an jede Saite ihrer Empfindungen, die mit ihrem Zwecke einſtönig war: ſie weckten den Haß, die Liebe auf, die in ihren Herzen ſchlummerte, weil ſie ihnen vortheilhaft, nicht weil ſie moraliſch gut war. Sie flößten ihnen Affekten ein, nicht weil ihre Seele in dieſem Feuer ſchöner und beſſer würde: ſondern weil dieſe, oft blinde, oft ſchädliche, und immer kurze Hitze ihren Zweck beförderte. Der Redner hätte in den wenigſten Fällen, die Entſchlüſſe, die er wirkte, gleichſam zur beſtändigen Geſinnung, zur herrſchenden Denkart machen können, theils weil die Entſchlüſſe Zeitentſchlüſſe waren, und die Affekten, die er aufregte, oft unmoraliſch ſeyn mußten. — Welch eine ganz andre Bewandniß mit den geiſtlichen Ciceronen unſrer Zeit: Reden ſie um eine Viertelſtunde zu bezaubern, ſo predigen ſie ſicherlich nicht die Religion, ſondern ſich ſelbſt. Regen ſie die ganze Phantaſie der Zuhörer auf: ſo bleibt ihr Verſtand um ſo viel kälter: erfüllen ſie die ganze Atmoſphäre des Tempels mit Specereyen: ſo wird der Zuhörer um ſo freier athmen, wenn er in die

frische Luft kömmt. „Der Begrif der Bered-
„samkeit aus den Schriftstellern des Alter-
„thums, nach welchen man sich auch eine geistli-
„che Beredsamkeit ausgedacht, und derselben
„ihren Sitz auf unsern ordentlichen Kanzeln
„angewiesen hat: scheint in seiner Anwen-
„dung so offenbar unrichtig, daß ich mich
„über ihren Beifall und Eingang wundern
„muß. Der römische und griechische Redner
„suchte gar nicht seine Bürger auf ihre Le-
„benszeit zu moralisch guten Menschen zu ma-
„chen, sondern er wollte sie nur für jetzo zu
„einem Entschlusse bringen, der durch erregte
„Gemüthsbewegungen am besten gewirkt wer-
„den konnte. Wenn also auf jenen Ver-
„sammlungsplätzen nur so in die Seelen ge-
„donnert ward, daß dieselben für dasmal
„nichts anders sehen und denken konnten, als
„z. B. die Gefahr von einem macedonischen
„Philipp, oder einem Catilina: so hatte
„man alles, was man gesucht, und man
„ließ ihre übrigen praktischen Grundsäzze so,
„wie sie immer seyn mochten. Der christ-
„liche Prediger hingegen hat einen ganz an-
„dern Zweck, und muß ihn haben. Es

„kömmt

„kömmt ihm darauf an, daß eine gewiſſe „Denkungsart und Geſinnung bei dem Men„ſchen auf immer das regierende Principium „ſeiner Handlungen und ſeines Lebens werde: „und das iſt nicht das Werk einer bloßen „Rührung. Es gehören klare und gewiſſe „Erkenntniſſe dazu, die in den ſtillen Stun„den des Nachdenkens eine jede Prüfung aus„halten. Dieſes Licht aber entſteht nicht „aus der Hizze der Gemüthsbewegungen, ſon„dern erfodert eine kältere Ueberzeugung.„ Dies ſind Worte eines Gottesgelehrten, der ſelbſt ein Kanzelredner iſt *.

Noch ein andres Zeugniß **, über eine Sache, von der ich gern andre reden laſſe: Die Kunſt, die Affekten zu erregen, iſt bei den Gottesgelehrten ſo wohl, als bei den fanatiſchen und enthuſiaſtiſchen Predigern, in großer Hochachtung, und man wendet vielen Fleiß darauf.

Die zwei großen Redner in Griechenland und Rom, Demoſthenes und Cicero, beide

* ſ. Spaldings Werth der Gefühle p. 195. 196.
** Litt. Br. Th. 1. p. 70. aus den moral. Beobacht. und Urtheilen. Zurich 1757.

Demagogi in einer demokratiſch eingerichteten Republik, ſind dennoch in Ausübung dieſer Kunſt ſehr von einander unterſchieden. Der erſte, welcher mit einem politern, gelehrtern und witzigern Volk zu thun hatte, ſetzte den größten Nachdruck ſeiner Beredſamkeit in die Stärke ſeiner Beweisgründe, und ſuchte alſo hauptſächlich den Verſtand zu überzeugen. Tullius hingegen ſahe mehr auf die Neigungen einer aufrichtigen, nicht ſo gelehrten und lebhaften Nation, und blieb deswegen bei der pathetiſchen Beredſamkeit, welche die Affekten erreget.

Allein, das Vornehmſte, das man hiebei beobachten muß, iſt, daß dieſe Reden in allen ihren Reden ein beſonderes Vorhaben hatten: und alles wurde gleich auf der Stelle ausgemacht, nachdem der Vortrag des Redners Beifall fand. Hier war es unumgänglich nöthig, die Affekten der Zuhörer entweder zu erregen, oder zu beſänftigen, inſonderheit zu Rom, wo Tullius war. Mit dieſes letzten Reden machen ſich junge Geiſtliche, (ich meine die, welche Autores leſen,) insgemein mehr bekannt, als mit des Demoſthe-

moſthenes seinen, welcher doch jenen in vielen Stücken übertraf, was insonderheit die Redekunst anlanget. Allein, ich kann nicht sehen, wie die Kunst, die Affekten zu erregen, von großem Nutzen seyn könne, wenn man die Christen unterrichtet, wie sie ihren Wandel gebührend anzustellen haben, wenigstens in unsern nördlichen Climatibus, wo ich gewiß versichert bin, daß auch die größeste Beredsamkeit von dieser Art wenig Eindruck in unsre Gemüther haben wird, ja nicht einmal so viel, daß die Wirkung davon sich nur bis auf den andern Morgen erstreckte. Ich glaube gewiß, daß die Prediger, welche in lauter Epiphonematibus predigen, wenn sie sich umsehen, einen großen Theil ihrer Zuhörer in der Unachtsamkeit, und einen großen Theil schlafend finden werden. Und es ist auch kein Wunder, daß ein solches Mittel nicht allemal anschlägt, massen es so viel Kunst und Geschicklichkeit erfodert, wenn man es darinn zu einiger Vollkommenheit bringen will, als mancher nicht im Cicero findet, geschweige aus ihm lernet.

Drittens: kaum dörften unſre Kanzelredner mit Cicero die Redtheile gleich haben ſollen: wenigſtens iſt die Sprache bei beiden ſehr verſchieden. Ich fange vom kleinſten an: Man hört auf der Kanzel leider zu oft zuſammengeſchlungne, verkettete, und mit Bindewörtern verpalliſadirte Perioden, die einige junge Redner und unwiſſende Lobredner ciceronianiſche Perioden nennen; ſie haben aber mit Cicero nichts gemein, als den äußern Leiſten, und das dazu am ganz unrechten Ort. Wenn der Römer in den aſiatiſchen Stil ſich ausbreitet: ſo iſt dies gemeiniglich eine Ueberſchwemmung, die ſeine Sprache geſtattet, das Ohr des Volks erlaubet, und ſeine Leidenſchaft fodert. „Die Römer „muſten wegen der Kürze ihrer Worte die „periodiſche Theile ketten, wenn ſie nicht in „den abgeſchnittenen Stil fallen wollten. Ohne „Artikel, ohne Hülfswörter, reich an Partizipien fügte ſich ihre Sprache ſo an einander, daß immer ein Satz in wenigen Worten da ſtand. Im Deutſchen aber, welcher „Unterſchied! Wenn wir die Perioden nicht „ſchleppen wollen, müſſen wir ſie mannich-

„mal

„mal trennen *.„ Wo ſchleppt ſich aber die Sprache mehr, als auf den Kanzeln? — Hier, wo man das Verſtändliche des Vortrages ſo oft darinn ſezzt, mit einem Schwall von Worten nichts zu ſagen, den Perioden in ſeine fürchterliche Glieder zu ordnen, um einen paniſchen Schauder einzujagen. Wie oft hört man einen Gedanken nach dieſem Zuſchnitt: „Wenn wir um uns umherſchauen — „wenn wir — wenn wir — weil es — — „ſo werden wir gewahr, daß die Menſchen „Sünder ſind:„ dies iſt die gewöhnliche homiletiſche Schlachtordnung, die Bindewörter, und Beiwörter, und Hülfswörter und Syhonymen, und periodiſche Theile in Ueberfluß hat: um den Mangel an Gedanken zu verbergen, die das Ohr übertäubet, um nicht die Leere des Verſtandes zu zeigen; dies iſt der fließende Vortrag, der vor dem Eſſen heilſamen Appetit, und nach dem Eſſen einen ſanften Schlaf machet. — Aber nicht blos bei dieſen ſeichten Homileten, ſondern ſelbſt bei glücklichen geiſtlichen Rednern muß man es oft beklagen, daß ihr Stil gleich von ſeiner

* Litt. Br. Th. 13. p. 120.

ner zarten Jugend an, ſich nach dem Latein gebildet, daß der periodiſche Cerimonienzwang, der in Schulen von lateiniſchen zu deutſchen Chrien ſteiget, noch manchmal bei den beſten Gedanken durchblickt. „Im Deutſchen iſt „ja ein Stil immer ſchon periodiſch, wenn „auch die Bindewörter der Lateiner nicht ſo „genau dazwiſchen geſtellet, und die Abſätze „ſo gekettet an einander gehänget ſind *.„ So will es die deutſche Sprache, die von Hülfswörtern und weſentlichen Beſtimmungswörtern ſo wimmelt, daß man die periodiſchen nicht nöthig hat.

Und was will das Ohr der Zuhörer, wenn es ſchon die Sprache an ſich ſo fodert. „Weil bei den Römern immer ein Satz mit „wenig Worten daſtand, und die Seele alſo „wenige Zeichen zu faſſen hatte: ſo konnten „auch die folgenden Begriffe eher angehänget „werden, wenn nicht die Wichtigkeit der „Betrachtung den Autor zwang, lieber dem „Geiſt viel Ruheplätze zu verſchaffen, als das „Ohr zu füllen.„ Aber bei unſern deutſchen Kanzelperioden, wie oft leidet da der Verſtand!

* Ebendaſelbſt.

ſtand! Leute von einem Geſchäft-nicht aber Bücherverſtande, wie können die das ganze Gebäude eines ſolchen Perioden überſehen, wenn es auch noch ſo ſtolz errichtet wäre. Ihre Aufmerkſamkeit ermüdet durch den Zwang; da ſie nicht mit dem Gelehrten einerlei Schärfe des Auges, und wenigſtens nicht einerlei Sehepunkt haben: ſo ſind alle die Schönheiten meiſtens für ſie verloren, ja das Ganze wird für ſie dunkel. Dieſe Wendung ſollte den Zuhörer überraſchen, und verwirrt ihn, jener Umſchweif ſoll ihm Gelegenheit geben, ſelbſt einen Vorſprung zu thun, und macht ihn irre: dieſer kleine Schatten ſoll ſein Auge reizen, und macht es ſtumpf: dieſe Gradation ſoll ihn ſtufenweiſe höher führen, und macht ihn matt; jene Inverſion ſoll dem Gedanken einen Schwung geben, und macht den Zuhörer ſchwindlich: wie viel rhetoriſchen Wendungen des Cicero muß nicht alſo der geiſtliche Redner entſagen, um nicht ein tönend Erz zu ſeyn. — Und nun ſezze man dazu, daß unſre ganze Wortfügung, nicht das periodiſche Bild erlaubt, das mit jedem Wort den Gedanken weiter führt, beſſer

aus-

ausmalt, und bei dem Schlußwort ein Siegel der Vollendung darauf drückt. Alle die feinen Künste der Lateiner gehen verloren, die eine Saite nach der andern mit jedem neuen Wort treffen, und mit dem lezten, das ganze Ohr und die ganze Seele füllen. Da nun die deutsche Sprache hierinn nie die lateinische erreichen kann: warum entsagt sie denn ihrer eignen Freiheit, um in römischen Fesseln sich periodisch im Triumph aufführen zu lassen?

Hat der Cicero auf der Kanzel mit dem Römer nichts ähnliches, als: „viel Worte „machen; einen kleinen Gedanken durch weit„schweifende Redensarten aufschwellen, laby„rinthische Perioden flechten, bei welchen „man dreimal Athem holen muß, ehe man „einen ganzen Sinn fassen kann *:„ so verkennet er Cicero ganz. „Sein Stil ist als„denn der schlechte Kanzelstil eines seichten „Homileten, der nur deswegen solche Pneve„mata herpredigt, damit die Zuhörer, ehe „sie ans Ende derselben kommen, den Anfang „schon mögen vergessen haben, und ihn deut„lich

* Litt. Br. Th. 3. p. 91.

„sich hören können, ohne ihn im geringsten „zu verstehen. — „Wenn solche Perioden, „die man geschrieben oder gedruckt, durch „alle ihre verschränkte und verschraubte Glie„der und Einschiebsel kaum mit dem Auge „verfolgen kann, ohne schwindlicht zu wer„den — wenn solche Perioden uns von der „bedächtlichen langsamen Aussprache eines „Kanzelredners Wort vor Wort zugezählet „werden; nimmermehr kann die feurigste „Aufmerksamkeit, das beste Gedächtniß sie „in ihrem ganzen Zusammenhange fassen, und „am Ende auf einmal übersehen *. Und im „Grunde sind dies nichts weniger, als cicero„nianische Perioden. Man suche die aller„längsten aus den Reden des Römers: man „findet keinen einzigen, in welchem die „Symmetrie in Gedanken und Worten ver„nachläßigt ist. Nur diese Symmetrie macht „die langen zusammengesetzten Perioden er„träglich, besonders wenn sie selten einge„streuet werden **.„

Ich schreibe diese Anmerkungen mit Vergnügen ab, weil sie wahr, nach dem Zustande unse-

* Th. 8. p. 313. ** p. 317.

unſerer ciceronianiſchen Schulübungen nöthig, und wenn ſie auch nur einen einzigen ſchlechten Homileten, oder Schulrhetor überzeugten, ſchon nützlich gnug wären. Ich habe ſie aber ſehr ausleſen müſſen, weil die Litt. Br. an dieſen Stellen manchmal ſelbſt in den weitſchweifigen homiletiſchen Stil * unter homiletiſchſtrenge Gründe, und in homiletiſch langweilige Rechtfertigung ** ſich zu verirren ſcheinen. Das erſte und letzte citire ich unten; zu dem mittlern rechne ich die Worte: „Welcher Prophet, welcher Apoſtel, welcher „Kirchenlehrer hat je das Wort des Herrn „in ciceronianiſchen Perioden verkündigt? †„ Antwort: und wenn kein Apoſtel, Prophet und Kirchenlehrer es ſo verkündigt hätte: und der ciceronianiſche Periode wäre nicht meiner Sprache, dem Licht, der Ordnung, dem Nachdruck einer Predigt entgegen; ja wenn er alles dies beförderte — ſo iſt er immer erlaubt, und nöthig, denn kein Apoſtel, Kirchenlehrer und Prophet hat das Wort des Herrn deutſch, auf Kanzeln ſiebzehn hundert Jahr nach Chriſti Geburt, in Mantel

, und

* p. 313. ** p. 321. 347. † p. 317.

und Kragen, für unsre Zuhörer gepredigt. Und Paulus machte in seiner Sprache, nach seiner Denkart, zu seinem Zweck doch auch bisweilen Perioden, welche mit allen ihren Parenthesen nie von uns nachgeahmt werden können. Eben so mag ein andrer untersuchen: „ob Cicero solche labyrinthische „Perioden alsdenn geflochten, wenn er die „Ohren einer unwissenden Menge kitzeln, „wenn er gerichtliche Ränke brauchen wollte „u. s. w. *.„ Ich weiß nicht, ob Cicero solch ein Sophist gewesen, ich breche gar vom Kanzelstil ab, damit nicht, wenn dies wäre, ein witziger Kopf, der gemeiniglich an der Homiletik zuerst zum Ritter werden will, mir gar zu diesem Stück der Parallele salutire mit jenen Worten aus Ovids Verwandlungen:

Nunc quoque in alitibus facundia prisca remansit
Raucaque garrulitas, studiumque immane loquendi.

Ich frage vielmehr: Haben denn die Alten — haben selbst die Römer — haben sie selbst in der politischen Beredsamkeit ihren

* Litt. Br. Th. 3. p. 317.

ihren Cicero als ſolch ein erhabnes Muſter angeſehen, in quo ingenii humani ſummæ vis et quaſi menſura eluxit et conſtitit, und der das gröſſeſte Vorbild ſeyn müßte, ſich ihm nicht blos nachzubilden, ſondern ihm nachzuahmen, *ihn zum Mittelpunkt der Nachahmung* in allen Arten der Gelehrſamkeit zu machen — haben ſie ſo gedacht? Es kann ſeyn: aber folgende Worte ſtehen auch in einem Römer, die ſeine Meinung von der alten Beredſamkeit enthalten, und die ich gleich auf unſre Homilien deuten kann. „Caßius Severus lenkte ſich zuerſt von jenem „gebahnten Wege der alten Rednerei ab: „aber ich behaupte, nicht aus Schwäche des „Genies, nicht aus Mangel der Gelehrſam„keit, ſondern mit reifer Ueberlegung und mit „Verſtand. Er ſahe nehmlich, daß mit dem „Geiſte der Zeitalter, und mit der Verände„rung des Numerus für das Ohr (diuer„ſitate aurium) auch die Form und Gat„tung der Beredſamkeit ſich ändern müſſe. „Damals konnte ein Volk, das unerfahren „und ungebildet war, noch eine weitläuftige „Rede ausſtehen: ja ſelbſt das wurde dem

„Redner

„Redner zum Lobe angerechnet, wenn er einen
„ganzen Tag mit seinem Vortrage hindrachte.
„Daher konnten lange Eingänge und Vor-
„bereitungen, eine Reihe historischer weit-
„hergeholter Umstände, der prächtige Auf-
„zug mit vielen Eintheilungen, die Steige-
„rung von tausend Beweisen, und was es
„sonst vor Regeln in den trocknen staubichten
„Büchern des Hermagoras und Apollodors
„gibt — alles konnte damals zur Ehre ge-
„reichen: und hatte der Redner noch dazu
„etwas von Weltweisheit genaschet, und
„brachte aus ihr ein Stück in seine Rede —
„o so wurde er zum Himmel erhoben! Und
„wer wird sich hierüber wundern? Dies al-
„les war neu und unbekannt; selbst die we-
„nigsten Redner sahen die Vorschriften der
„Redekünstler und die Sätze der Weltweisen
„ein. Aber, mein Gott! jetzt, da alles dies
„bekannt ist, da kaum jemand an der Kirchen-
„thür stehet, (der Römer sagt in cortina)
„der nicht die Anfangsgründe der Religion,
„(im lateinischen studiorum) wenn nicht ver-
„dauet, so doch gekostet hätte: ist da nicht
„eine neue Rednerbahn nöthig, um dem Ohr

„nicht verdrüßlich zu werden: inſonderheit „vor einer Verſammlung, (der Römer ſagt: „vor Richtern, die nicht nach Geſetz und „Recht, ſondern nach Gewalt und Anſehen „ein Urtheil fällen,) die ſich nicht immer „nach Gründen und Pflicht, ſondern nach „Bequemlichkeit und Neigung beſtimmen, die „ſich nicht vom Redner Zeit vorſchreiben „läßt, ſondern ſie ſich ſelbſt nimmt.„ So urtheilten die Römer *, über einerlei Redegattung, vor einerlei Volk, über einerlei Materie, in einerlei Sprache, zu einerlei Zwecken; blos die Zeit hatte ſich geändert — Und wir, in einer ganz verſchiednen Art von Beredſamkeit, vor andern Zuhörern, über andre Sache, in einer andern Sprache, zu andern Zwecken, wollen ihnen blind nachahmen? —

Jezt höre man des vorigen Römers Urtheil von Cicero, über den er doch beſſer urtheilen konnte, als wir: „Cicero hat ebenfalls der alten Beredſamkeit den Ausdruck „ſeiner Zeit vorgezogen, und hat die Redner „eines frühern Zeitalters in nichts ſo ſehr „über-

* De cauſſ. corrupt. eloquent. dial.

„übertroffen, als in Urtheil. Er iſts, der „die Rede zuerſt ausgebildet, zuerſt eine Aus„wahl in Worten, zuerſt Kunſt in Zuſam„menſezzung der Theile gezeigt: blühendere „Stellen verſucht, einige nachdrückliche „Sprüche erfunden — inſonderheit in ſeinen „ſpätern Reden, die er in ſeinem Alter auf„geſetzt, als er durch Uebung und Erfahrung „es ſchon gelernt hatte, welches die beſte Art „des redneriſchen Vortrages ſey. — Aber „ſeine erſten Reden haben nicht ganz die Feh„ler der alten Beredſamkeit vermieden: er „iſt in den Eingängen ſchläfrig, im Erzählen „weitſchweifig, ſchweift müßig aus: kömmt „ſpät in Hitze, und ſelten wird dieſe Hitze „Feuer u. ſ. w.„ Ich führe dieſe Stelle an, nicht als wenn wir die Fehler zu vermeiden hätten, die ihm Aper Schuld gibt, die muſte man damals vermeiden, da der Verfaſſer dies ſchrieb, und in Abſicht auf uns hat ſich dieſe jüngere Beredſamkeit ohnſtreitig wider ſehr geändert. Ich will nur das ungeheure Vorurtheil beſtürmen: Cicero iſt ein Muſter der Beredſamkeit, ſchlechthin und ohne Einſchränkung: ihn nachahmen, heißt Original

ſeyn! und zehn ſolche hochtrabende Ausdrücke, nach denen man in unſern Schulen, wie man ſich rühmt, junge Ciceronen bildet, und ſie mit einem reinen gewäſſerten Stil zu einem lateiniſchen Perioden in ihrer lieben Mutterſprache gewöhnet. Erneſti in ſeiner nützlichen Vorrede zu Cicero, und Klotz in ſeinem Genius ſeculi *de Ciceronianis* haben einige im Schwange gehende Fehler der wörtlichen Nachahmung gerüget: wie weit der veränderte Geiſt der Zeiten und Situationen ſelbſt dem Geiſt der Beredſamkeit eine andre Geſtalt gegeben — will ich nicht unterſuchen, ſondern kehre zu meinen geiſtlichen Ciceronen zurück. Mein folgendes Fragment betrachtet die Homiletik nicht zunftmäßig und theologiſch: ſondern als ein Stück der Litteratur; in dieſem Geſichtspunkt leſe man es *. Es geht den vorigen Vergleichungen der Briefe nach, und zeigt: daß die Homiletik eine ganz andre Beredſamkeit fodre: daß

ſie

* Da es hier unter lateiniſchen Schriftſtellern eruiren würde; ſo bleibts unter meinen Papieren.

ſie allemal bei Ausbildung nach der politiſchen der Alten leiden müſſe: und an ſich ihrem wahren Begriffe nach ihr ganz und gar nicht nachſtehe.

7.

Ein Anhang von einigen Streitigkeiten der Briefe mit Wieland, Cramer, Klopſtock.

Ich werde vielleicht nie mehr ſo nahe, an die Gränzen der Theologie ſtreifen; und nehme daher noch einen kleinen Ausweg.

Ob ich gleich in meinen Fragmenten nichts minder, als den Inſekten ähnlich ſeyn will, die inſonderheit nach faulen Schaden hingezogen werden, ſich von der Fäulniß nähren, und in ſie ihre Brut legen: ſo muß ich doch, der Verwandſchaft meiner Materie wegen, nachdem ich mich an ſo viel blühenden Stellen genährt und ergötzet, und ſie vielleicht fruchtbar gemacht, auf Nuancen der Litt. Br. kommen: die ich vorbeigehen

wollte. So ſiehet ein Geliebter in den Geheimniſſen ſeiner Schöne Verunſtaltungen, er will ſie nicht ſehen, und ſchlägt die Augen nieder; aber er ſieht auch in dieſen Geheimniſſen etwas Anſteckendes, das kann er eben aus Liebe zu ihr nicht verſchweigen.

Ein Kunſtrichter ſieht ſeinem Schriftſteller ins Geſicht, ohne nach ſeinem Herzen zu ſchielen. Er irret; — warum mußte der Irrthum aus dem Herzen kommen? leite ihn in den Verſtand zurück und beſſre ihn. Iſt der Irrthum ſchädlich; ohne den Irrenden über die Achſel verachtend anzuſehen, und zu eifern: zeige blos das Nicht-Nützliche in ſeinem Irrthum; ſo wird ihn kein Menſch annehmen. Es gibt gewiſſe Seitenblicke, die mehr ſagen, als ein ganzes Geſpräch, die der, ſo ſie gethan, leicht wegſchwatzen kann; aber der, ſo ſie geſehen, läßt ſie ſich nicht wegſchwatzen. Ein Wort vergißt man; ein Blick bleibt in der Seele.

Ich habe Wielands Letzte der Sympathien in ſeinen proſaiſchen Schriften geleſen, und ſie iſt der Pendant zu der Recenſion *, die ihn

* Litt. Br. Th. 1. p. 35. 36. 40. 62. 63. 64.

ihn nicht blos klein; sondern schwarz macht: zwei sehr verschiedne Sachen. Wenn Wieland zum Reformator ungeschickt ist, wie ichs gerne zugebe, warum muß er zu verstehen geben, daß er aus dem Inhalt der Dogmatik sich nichts mache, „warum müssen die „Theologen aufgeboten werden, dies in Be„trachtung zu ziehen *, „warum wird Shaftesburi hier als der gefährlichste Feind der Religion ihm zur Seite gestellt; es ist ja überall von Methode die Rede, und diese ist schlecht; der Kunstrichter kann sie widerlegen: er kann das Unnütze und Schädliche seiner Vorschläge zeigen: er ruft aber aus: Mordbrenner! ehe man recht weiß, wo es brennt.

Cramers Methode, einem Kinde Jesum kennen zu lernen, mag untauglich seyn, „weil „sie eine Entkräftung, nicht Erleichterung „mit sich führt **," „ aber warum muß man sich † wundern, wie der Aufseher eine so heterodoxe Lehrart zur Nachahmung habe anpreisen können. Setzt dies nicht zum voraus: der Aufseher sollte orthodox seyn, sieht

* Litt. Br. Th. 1. p. 63. 64.
** Litt. Br. Th. 3. p. 59. † p. 65.

seine Lehrart heterodox an, und preiset sie, vielleicht aus Liebe zur neuern Heterodoxie, an: denn so heißen die folgende homiletische Ereiferungen: „aber wissen Sie denn nicht, daß „jetzt ein guter Christ ganz etwas anders zu „seyn anfängt, als er noch vor dreyßig, „funfzig Jahren war? Die Orthodoxie ist „ein Gespötte worden; man begnügt sich mit „einer lieblichen Quintessenz, die man aus „dem Christenthum gezogen hat, und weicht „allem Verdacht der Freidenkerei aus, wenn „man von der Religion fein enthusiastisch zu „schwatzen weiß.„ Wie wäre es, wenn diese Worte in einer allgemeinen deutschen Bibliothek geprüft worden wären?

Aber es kann alles dies seyn: das bleibt doch immer, daß es eben dieser Recensent nicht wissen, hier bei dem Aufseher sagen, und bei dieser Gelegenheit am mindesten sagen durfte. Der Aufseher irrt in der Erziehungsmethode seiner Kinder; ist er darum ein Heterodox, nicht so ein guter Christ, als die Leute vor dreyßig Jahren; gehört er zu der Zeit, der die Orthodoxie ein Gespötte ist u. s. w. Der Kunstrichter darf freilich nicht

alles

alles eben auf ihn gemeinet haben; aber wenn er mehr, als ein guter Christ, wie die Leute vor funfzig Jahren seyn will, so muß er uns nicht ungewiß lassen, auf wen ers sagt: er muß bedenken, daß er ein Briefsteller der Litteratur im Jahr 1759. seyn soll, den die Orthodoxie, das Christenthum, der Verdacht der Freidenkerei, das sein enthusiastische Geschwätz, die Quintessenz u. s. w. nichts angeht; der höchstens darüber urtheilen soll, ob das Kind ein Socinianer wird; nicht aber darüber, ob es der Vater zum Socinianer machen wollte, ob seine Methode Lehrbegrif sey, und ob es eben seine Absicht sey, diesen Lehrbegrif, diese Quintessenz mittheilen zu wollen; ob es sein Zweck gewesen, die Wahrheit, die er erleichtern wollte, zu entkräften, zu verstümmeln, herabzusetzen: denn sonst ist der ganze Eifer hier am unrechten Ort. Und überhaupt diese orthodoxe Untersuchung, gehört sie zu „liederlichen * „Briefen über die neueste Litteratur? — Dörfte es nicht, so fremde als die

* Th. 4. p. 421.

die Ueberschrift wäre *: „Die göttliche Natur Jesu vertheidiget von einem Berliner Juden, gegen den Hrn. Hofprediger Cramer.„ eben so fremde lassen: „die Orthodoxie des Hrn. Hofpr. Cramers bestritten in den Briefen über die neuere Litteratur:„ und wenn auch die ganze Frage sich darauf einschränkt: „*ob diese Art, ein Geheimniß beyzubringen*, anzurathen sey?„ so sage ich lieber **: „darüber mögen unsre Theologen urtheilen!„ dem kranken Officier dörfte nicht eben so viel daran liegen.

Man sieht; ich bin kein Vertheidiger des Hofpredigers, der von ihm eine Pfarre haben will! ich bin auch kein Rechthaber gegen die Litt. Briefe; denn ich weiß, daß wenn es aufs Entschuldigen ankömmt, jeder der beste Erklärer seiner Worte seyn wolle: ich bin auch kein gründlicher orthodoxer Theolog, um die Streitfrage zu untersuchen; aber wenn ich auch blos als ein ehrlicher Laye, der sein griechisch Testament versteht, urtheile: so ist die theologische Widerlegung des Recensenten † gesucht,

* Th. 5. p. 198. ** Th. 5. p. 202.
† Litt. Br. Th. 6. p. 357-368.

gesucht, und ich wollte ihn gewiß nicht zu meinem Bibelerklärer nehmen, wenn er die Bibel, wie Bahrdt lieset, dem Thomas Jones Prügel zu verschaffen.

Er will die Rede des Apostels vor den Athenienſern, vor Felix, vor Agrippa retten: gerettet hat er ſie; denn auch ich finde durchaus die Cramerische Methode nicht in ihnen; aber wie er weiter fortſchließt? — das iſt eine andre Frage. Das ſieht man doch bei dem erſten Anblick: daß Paulus ſich nach den Begriffen der Athenienſer bequeme, nicht um ihnen zu ſchmeicheln, ſondern ihre Neugierde, ihre Religioſität, ihren Altar des unbekannten Gottes, ihren Hochmuth, daß ſie das erſte Volk wären, auf den Begriff des wahren Gottes, auf eine neue Zeitperiode der Sinnesänderung, und auf große Erwartungen in der Zukunft zu lenken. Er ließ ſich in ihre Welt der Denkart herab, um ihnen das Charakteriſtiſche ſeiner Religion zu zeigen, wie es von der ihrigen abſtach: ihre Neigung zum Wunderbaren und Religiöſen feſſelte, und ihre Irrthümer zerſtörte. Ich ſehe alſo nicht, daß P. von Chriſto

ſchweigt,

ſchweigt, um Hr. Cramers Methode zu beweiſen: aber das weiß ich auch nicht, ob wenn P. „noch ein zweites Wort geſprochen, es ohnfehlbar von der Gottheit dieſes Mannes würde geweſen ſeyn.*„ Wie weiß das der Kunſtr. ſo ohnfehlbar? das iſt immer ein barmherziger Schluß: das würde er gethan haben, wenn er nicht unterbrochen wäre! Daß P. ſo gewaltſam unterbrochen ** ſey, als wenn der Donner in unſre Kirche während einer Predigt ſchlägt, wird der nicht ſagen, der den Markt zu Athen auch nur als Fremdling kennet, der die Worte im Griechiſchen geleſen, und der da weiß, daß dieſe ganze Rede ſich eher einem Diſcours nahe. — Beweiſen kann Cramer eigentlich nichts für ſich; aber ihn hieraus widerlegen auch nicht, und es wird lächerlich, wenn der Recenſ. ſich auf die neuen Götter † beruft, nach ſeiner Ueberſezzung. Auch der Jeſus der Socinianer iſt doch mehr, als die δαιμονια der Athenienſer, die blos glaubten, P. wäre ein Bote fremder Schutzgötter. (Ξενων δαιμονιων κατα-γ-

* Th. 6. p. 359. ** p. 358. † p. 361.

καταγγελευς) Der Recenſ. will Cramern ſeinen Stab aus der Hand winden; darinn hat er recht; er will ihn aber mit dieſem ſeinen eignen Stabe auch züchtigen: das iſt zu viel.

Ich habe es ſchon geſagt: ich bin ein Laye; ich weiß alſo nicht, ob Heumanns exegetiſche Erklärungen * ſo ganz außer Zweifel geſetzt ſeyn möchten; ich habe weder Seb. Schmidt, noch Fabricius, noch Heumann geleſen, aber, wie ſie der Rec. anführt **, ſo kann Schmidt und Fabricius Recht haben, daß P. ſich den Begriffen und der Sprache ſeiner Zuhörer bequemt, und ſich vor den blos jüdiſchen Ausdrücken und Vorſtellungsarten jetzt in Acht nimmt: und Heumann kann Recht haben, daß er deswegen keine Jeſuitiſche Bekehrungsklugheit bewieſen habe; und doch folgt nichts für und wider Cramer.

Dies gilt auch von der Rede vor Felix: nichts für Cramer: es iſt eine Schutzrede des Paulus! Nichts wider Cramer, denn die Worte: er hörte ihn vom Glauben an Chri-

* Litt. Br. Th. 6. p. 361. ** p. 362, 364.

Christum * (περι της εις Χριστον πιστεως) sind ja offenbar blos der Titel einer christlichen Predigt, der dem Lucas und andern geläufig ist. Felix will von Paulus neuem Glauben was hören, aus Neugier; P. aber lenkt, statt diese zu stillen, den Vortrag darauf, um ihn zu bessern. Wo weiß der Rec. ** daß „Felix und seine Gemahlinn den Apostel „von den unbegreiflichsten Geheimnissen unserer Religion gehöret; daß sie über diese „unbegreifliche Geheimnisse nicht erschrocken „sind, daß diese unbegreifliche Geheimnisse „nicht Schuld hatten, daß sie nicht Christen „wurden —„ mein Gott! wo hat der Mann das alles her? —

So auch in der Schutzrede P. vor Agrippa! Sie ist offenbar nichts, als Schutzrede vor einem Manne, der ein Jude war, in einem Gesichtspunkt, den er beurtheilen konnte, daß P. kein Verächter der jüdischen Religion, und worinn die christliche von jener abgehe, nöthig, und besser sey. Hier also gar nichts für Cramer; aber wider ihn? auch nichts! wie schwer

* p. 366. ** Ebendaselbst.

schwer sind doch die Fragen, über die der Recens. hinspringt?* „was dachten die Juden vom Meßias? was erwartete Agrippa in ihm? in wie weit konnte sich P. ihnen bequemen? und mußte sie widerlegen? —„ Und war das nicht blos der letzte Nebenzweck, den der Rec. so gewiß zum Hauptzwecke macht: „er mußte ihn überführen, daß Jesus der versprochene Meßias sey!„

Gnug! damit nicht jemand von dieser Streitigkeit bei mir sage, was ich von diesen ganzen weitläuftigen Zänkereyen in den Litt. Br. wünsche: o wären sie nicht! Es mag indessen, wer da will, das letzte Wort behalten — das fühle ich: daß ich nicht eben wünsche, dieser Rec. zu seyn, um meiner selbst willen: und wenn ganz Deutschland voll von ihnen wäre: so würden wir jenem Kriegsheere ähnlich seyn, welches, da der Mond den Schatten der Feinde weit von sich streckte, auf diese Schatten seine Pfeile drückte. Freilich war diese Tapferkeit nützlich, um sie warm

und

* Th. 6. p. 367. 368.

und in Bewegung zu erhalten: aber übrigens so viel, als Müßiggang.

Ich habe in dem ersten Stück dieſer Sammlung den Gedanken mit dem Ausdruck zuſammen gepaſſet: dies iſt die beſte Seite, um an die ſchlüpfrige Materie zu taſten, die Klopſtock wider ſeinen Willen darſtellte. Er ſagt, in ſeiner dritten Art über Gott zu denken: * „Sich der oberſten Stufe nähern, „nenne ich, wenn die ganze Seele von dem, „den ſie denkt, ſo erfüllt iſt, daß alle ihre „übrigen Kräfte von der Anſtrengung ihres „Denkens in eine ſolche Bewegung gebracht „ſind, daß ſie zugleich und zu einem Endzwe„cke würken: wenn wir uns nicht enthalten „können, unſer Nachdenken durch irgend ei„nige kurze Ausrufungen der Anbetung zu un„terbrechen; wenn, wofern wir darauf kä„men, das, was wir denken, durch Worte aus„zudrücken, die Sprache zu wenige und zu „ſchwache Worte dazu haben würde. Wofern „man

* Nord. Auff. Th. 1. St. 25.

„man im Stande wäre, aus der Reihe, und „das ich so sage, aus dem Gedränge dieser „schnellfortgesetzten Gedanken, dieser Gedan„ken von so genauen Bestimmungen, einige „mit Kaltsinn herauszunehmen, und sie in „kurze Sätze zu bringen; was für neue Wahr„heiten von Gott würden oft darunter seyn!„ So Klopstock, und sein Recensent:* „Die „Sprache kann alles ausdrücken, was wir „deutlich denken; daß sie aber alle Nuancen „der Empfindung sollte ausdrücken können, „das ist eben so unmöglich, als es unnöthig „seyn würde. Keine einzige neue Wahrheit „läßt sich im Taumel unsrer Empfindungen „haschen! Ich verdenke es dem Verf. sehr, „daß Er sich bloß gegeben, so etwas auch „nur vermuthen zu können u. s. w.„ Ich will nicht weiter abschreiben; der Rec. sieht Nun der wahren Quelle aller fanatischen und enthusiastischen Begriffe von Gott; sieht dies als Irrthümer an, als den Weg, ein Schwärmer, ein Böhme, ein Pordage zu werden, sieht eine Theorie, die den Beschuldigungen

* Litt. Br. Th. 3. p. 78.

der Gottſchede und Hudemanns zu ſtatten kömmt. — — Himmel, was ſieht der Mann alles? Ich bin doch auch, ſagte jenes naive Mädchen bei Eulenſpiegels Malerei, die kein unächtes Kind ſehen ſollte, ich bin doch auch kein Hurenkind, und ſehe nichts!

Wer hat es denn dem Kunſtrichter in den Kopf geſetzt: Klopſtock wolle philoſophiren!* Klopſtock philoſophiren? Die beſte Art zu denken, iſt ja nicht die logiſch beſte bei ihm: das ſagt er ja nirgends, und daß er ſich hievon zu ſchreiben nicht übernimmt, zeigen ſeine öfters unbeſtimmte Ausdrücke, die ja nicht Philoſophie ſeyn können. Und doch redet der Kunſtr. vom Philoſophiren beſtändig; will Neues haben, wo K. an nichts Neues denkt: proteſtirt wider Irrthümer, ſpricht von der üblichen Sprache der Weltweiſen, und ſieht überall dies Stück im Aufſeher, als ein Programm an, das im Namen eines Prof. der Metaphyſik am ſchwarzen Brette feierlich zu einem Collegio über die natür-

* Th. 6. p. 375. 377.

natürliche Gottesgelahrtheit einladet. Er lieset als Philosoph, und Klopstock schrieb — wie kann Er auch anders schreiben? — als gefühlvoller Mensch, Christ und Dichter. Hätte der Kunstrichter dies nachdrucksvolle Er* bedacht: so würde er ihn haben erklären können, nicht ankezzern dörfen.

Da ist mit einem mal der gräuliche Knote aufgelöset, der K. mit Schwärmern, mit Irrgeistern, mit Enthusiasten, zusammenknüpfen will. Die philosophische Art von Gott zu denken ist, aus einem menschlichen Gesichtspunkt betrachtet, daß eine blos kalte metaphysische Denkart der ganzen Bestimmung des Menschen, der ganzen Natur seiner Seele, und der ganzen Beschäfftigung seines Lebens nicht angemessen seyn dörfte: und so fern hat er völlig Recht. — Die zweite Denkart ist der Zustand christlicher Empfindungen, wie selbst der Rec. erkennet; und daß hier nichts schwärmerisches sey, wird mir jeder zugeben, der einige Erbauungsstücke

* Th. 6. p. 376. 377.

dieſer Art geleſen; ja ich kann hier einen Verfaſſer nennen, der ſich doch gewiß nicht zu den Fanatikern verſteigen wird — es iſt Spalding. Man leſe ſeine Abhandlung: vom vernünftigen Werth der Andacht, und man hat eine Schutzrede für K. geleſen: was kann man aber davor, wenn K. ſich nicht philoſophiſch ausdrückt, da ſein Rec. und ſein Vertheidiger Baſedow ſolche Ausdrücke ſelbſt in der erbaulichen Denkart an Gott ſuchen. — Nun die dritte Denkart! Alle ungeheure Schatten von Irrthümern verſchwinden, wenn, (und was iſt bei K. vermuthlicher als dies wenn?) wenn man ſie nennt, die Denkart eines gefühlvollen chriſtlichen Dichters! Eine poetiſche Einbildungskraft kömmt zu der menſchlichen Vorſtellungsart, und zu den chriſtlichen Empfindungen dazu, und ſiehe da! iſt Klopſtocks beſte Art über Gott zu denken. Für K. die beſte Art? Ob für K. als den Nord. Aufſ.? Ob für jeden Leſer des Aufſehers? Ob für jeden Chriſten? Schwere Fragen! aber die hat niemand erregt: genug! es iſt die beſte

Art

Art für K. als einen Dichter der Religion, und für jeden sympathetischen Leser.

Und kann K. nun nicht in einen Enthusiasmus gerathen, wo ihm schwer wird, was er denkt, durch Worte auszudrücken, wo die Sprache für ihn zu schwache, zu wenige Worte hat — ? Allerdings! und wo bleibt nun die an sich wahre Anmerkung des Recens.: „Ja! das kömmt daher, daß du nicht deutlich-denkest.„ In dieser poetischen Begeisterung konnte, und dorfte, und mußte ich auch nicht blos deutlich denken, sonst wäre ich ein elender Tropf geworden. Wo bleibt der Machtspruch: „daß die Sprache alle Nuancen der Empfindung sollte ausdrücken können: das ist eben so unmöglich, als es unnöthig seyn würde.„ Unmöglich? das wollte ich fast sagen: denn wer je etwas von der Begeisterung geschmeckt, da unsre Einbildungskraft ringet, um Bilder und Empfindungen, ungesagte Bilder, und wahre, mächtige, lebhafte Empfindungen auszudrücken, der wird die süsse Mühe, die freudenvolle Geburtsschmerzen kennen, in denen ein Kind

des Genies zur Welt gebohren iſt. Eine Empfindung in ihren Nuancen auszudrücken, iſt alſo äuſſerſt ſchwer (man erinnere ſich an mein ſechſtes Fragment) aber unnöthig? Wie kann ich eine Empfindung ohne dieſe Nuancen erhaſchen, ausdrücken, wieder erkennen? Der Kunſtrichter wird eigenſinnig: ich appellire an das Publikum. — Hätte K. uns ſeine Empfindungen in allen ihren Nuancen zeichnen können: ſo hätte derſelbe G. nicht ſo delikat ſagen dörfen: K. Lieder ſind ſo voll Empfindung, daß man nichts dabei empfindet! —. Da das aber unmöglich iſt, eine Empfindung mit allen ihren Nuancen in einer Sprache der Vernunft zu zeichnen; ſo bin ich gerade der gegenſeitigen Meinung: „eine Empfindung muß mit ihren Nuancen ſich beſtmöglichſt ausdrücken;„ ſonſt erkennet man ſie nie wieder: — „man ſuche alſo die reichſten und kriftigſten darunter,„ damit ſie auch wieder Empfindung wirke. Das erſte Merkmaal hat K. überall gezeigt, und er iſt in meiner Seele unſer gröſte Dichter an Empfindung;

das

das zweite hat er mannichmal verfehlt; aber das bleibt immer, daß einige Stücke aus seinem Meßias, einige seiner prosaischen Oden, und einige seiner Lieder, gleichsam lebende Ausdrücke dieser weichen, menschlichen, christlichen, dichterischen Einbildungskraft sind. Ich sage mit dem Wort, lebende Ausdrücke, so viel, als ich sagen kann; nur man muß als Mensch, als Christ, als Dichter, nicht aber als ein genauer Philosoph und ekler Kunstrichter lesen: sonst nimmt man keine dieser Nuancen wahr, und empfindet da wenig oder nichts, wo der andre viel empfindet. Freilich ists bei dieser Gattung des poetischen Ausdrucks wahr: niemand empfindet so viel dabei, als der Dichter, da ers dachte; selbst er, empfindet nicht völlig mehr so viel, wenn er es liefet: und ein fremder Leser mit einem andern Ton der Seele vielleicht noch minder. Allein, da die Sprache eigentlich gar kein Ausdruck der Empfindung, sondern mehr der Begriffe ist: so schreibe ich auf meine kleine Scherbe willig auf: omne tulit punctum! wenn ein Poet

in ſeine Sprache nur einige lebhafte und rührende Quanten der Empfindung hineinkämpfen kann: und der geiſtliche Liederdichter iſt ohne Bedenken bei mir der größeſte, der „ein Lieblingsdichter aller alten Weiber„ iſt. Der ſpottende Kunſtrichter denkt damit K. herunter zu ſezzen *: ich aber beklage ihn, daß er dieſe Stufe nicht erreicht, und ich wünſche ſie ihm vor andern kältern Liederdichtern gewiß zum voraus.

Aber kann man auch in dieſem Taumel von Empfindungen neue Wahrheiten haſchen? Neue, wirklich neue philoſophiſche Wahrheiten? Nein! und Klopſtock iſt ein Schwärmer, wenn er eine einzige dieſer ſich hervordrängenden Gedanken in die Reihe der Wahrheiten ſezzt, die die natürliche und geoffenbarte Theologie von Gott lehret. Aber das wird K. bei ſeinem unvorſichtigen Ausdruck: Wahrheiten, nicht haben ſagen wollen: denn man weiß ja, was einem dichteriſchen Kopf Wahrheit iſt: poetiſch wahrſcheinliche Vermuthungen, ſinnlich lebhafte

Ver-

* Litt. Br. Th. 6. p. 377.

Vorſtellungsarten, moraliſch gewiſſe Empfindungen, die nur jenen Wahrheiten der Philoſophie und Offenbarung nicht widerſprechen dürfen und müſſen. Und wie reich iſt K. überall an ſolchen neuen Gedanken, die ſeine poetiſche Empfindung hervorgedränget, in die Sprache gezwungen, und die ſich in dieſer Geſtalt in unſer Herz lagern. Meine Einbildungskraft iſt viel zu kalt, um bei geſundem Verſtande je ein Schwärmer zu werden; aber das weiß ich, daß manche einzelne Stellen aus K. ſo tiefe Eindrücke in mich gemacht, daß ſie Tagelang den Ton meiner Seele haben ſtimmen können; und bei dem lebendigen Leſen dieſes Dichters — in dieſem Zuſtande allein iſts möglich, die Denkart ſich vorzuſtellen, da K. empfand und dachte, und erfand, und mit ſeiner Sprache kämpfte, und ſprach. — —

Ich habe mich mit Fleiß ſtatt der philoſophiſchen Kunſtwörter, mit denen alles freilich ungleich deutlicher würde, der ſtreitigen Ausdrücke ſelbſt bedient: nun laſſe ich ein

paar

Paar andre gründlichere Männer auftreten, wohin wird ſich die Waage neigen?

„Klopſtock unternahm es, die feinſten „und unbemerkteſten Empfindungen dem An„ſchauen der Menſchen darzuſtellen, oder die „ſtärkſten und erſchütterungsvollſten Leiden„ſchaften nach der Natur zu ſchildern. Er „mußte deswegen auf alle ihre Züge und „Wendungen, auf ihre mannichfaltigen Wir„kungen und Verhältniſſe Achtung geben, „und ſie von ihrer Geburt an, bis auf ihre „höchſte und feinſte Entwickelung, bis zu ih„rer tiefſten Entfernung in die Seele verfol„gen; das heißt: er mußte ſie anſchauend „erkennen, ehe er ſie anſchauend darſtellen „konnte.„ * Wenn K. nun dieſe Züge und Wendungen und Verhältniſſe zu dieſem anſchauenden Bilde, neue Wahrheiten nennt: ſo iſt er Genie: ein liebenswürdiger poetiſcher, nicht aber ein irrender theologiſcher Schwärmer: ein Enthuſiaſt, der ſeine Empfindungen zu einer außerordentlichen Höhe aufſchwingt; nicht aber ein Fanatiker, der den

* Litt. Br. Th. 13. p. 15.

den physischen Einfluß eines höhern Wesens zu fühlen, und sich von ihm mit neuen Wahrheiten beschwängert glaubt: — zwei unendlich verschiedne Namen, die aber gar zu oft verwechselt werden.

Ich habe gerettet, was K. hat sagen wollen: ohne mich darüber zu streiten, was er gesagt. Ich habe es gerettet, ohne die Frage zu beantworten: ob große Genies mit dem Verstande empfinden können? * Ein Einfall, den die philosophische Laune des sinnreichen D. ausgeboren, der das schmeichelhafteste Compliment für die Genies, und für K. selbst, den ich so wenig, als D. bestätigen kann, da ich auch sagen muß: „zu deren Witzel ich nicht gehöre!„ der aber aus der vorangeführten Klopstockschen Behauptung, vielleicht bestätigt würde: — vielleicht und vielleicht auch nicht; ich habe seiner nicht nöthig.

Die Natur der menschlichen Seele verkennet überhaupt in ihren Würkungen die Abtheilung der Kräfte, wie die Philosophen sie

in

* Litt. Br. Th. 13. p. 27.

in ihr abgetrennet. Freilich bleiben es immer zwo verschiedne, und ich dörfte fast sagen, einander entgegengesetzte Seiten: lebhaft empfinden, und deutlich denken: anschauend erkennen, und abstrakte Ideen bilden; sinnlich unterscheiden, und das Merkmaal des Unterschiedes vernünftig wahrnehmen; hierinn hat D. dem Verf. des Versuchs über das Genie seine Lücke, wie mich däucht, sehr wahr gezeiget. Da aber eine jede Menschenseele diese beide Fähigkeiten, gemeinschaftlich, wiewohl nicht in gleichem Maaß und Ebenmaaß, ausgebildet: so können unsre anschauende Kräfte, in diesem Zustande der dichterischen Empfindungen, von der Vernunft gewisse Wahrheiten und Gegenstände borgen, sie auf eine Zeitlang als Geschöpfe ihrer Art behandeln, daß es fast schiene, daß sie mit der Vernunft empfänden. Allein, diese kleinen Umtauschungen verrücken nie dem Philosophen die Gränzen, ob das Genie gleich diese ganz und gar niederreißt. Es ist für mich eben so unbegreiflich: daß eine menschliche Seele mit dem Verstande

empfin-

empfinden könne, und daß es philoſophiſch wahr wäre: K. Einbildungskraft erfinder neue Wahrheiten — als es mir unbegreiflich iſt: wie ein höheres, völlig geiſtiges Weſen ſich eine ſinnliche Empfindung rein und deutlich denken könne. Ich weiß nicht, ob ich die Schwierigkeit helle gnug zeige: aber alsdenn könnte ich ſie mir auch auflöſen.

Indeſſen ſoll uns dieſe Blödigkeit, mit welcher wir in die Seele ſchauen, auch blöde machen, von den Empfindungen andrer zu urtheilen. Was mir vielleicht blos eine Nahrung des Verſtandes, oder eine Aufregung der Einbildungskraft dünkt: kann bei dem andern wirkſamer auf ſein Herz, oder mindſtens eine Folge von erregten Empfindungen ſeyn. Dieſe Entſchuldigung mag zum voraus der Einwendung begegnen: „wie kann „K. eine poetiſche Art über Gott zu denken, „jedem Chriſten als die beſte anpreiſen?„ —

„Die beſte Art über Gott zu denken iſt, „die jeder Chriſt haben kann, und ſoll. Und „von dieſer Art iſt die Klopſtockſche dritte „eben nicht. Es kann aufs höchſte die Denk-

„art

„Ware eines Christen seyn, der zu gleicher Zeit
„ein Dichter ist, und zwar ein Dichter, der
„seine Religion ungemein zu ehren glaubt,
„wenn er ihre Geheimnisse zu Gegenständen
„des schönen Denkens macht. Gelingt es
„ihm nun hiemit: so wird er sich in seine
„verschönerte Andacht verlieben, ein süßer
„Enthusiasmus wird sich seiner bemeistern,
„und der erhitzte Kopf wird mit allem Ernst
„anfangen, zu glauben, daß dieser Enthusias-
„mus das wahre Gefühl der Religion sey.
„Ist er es aber? Und ist es wahrscheinlich,
„daß ein Mensch, der die Allgegenwart Got-
„tes denkt, wirklich das dabei denkt, was er
„denken sollte, wenn er seine Andacht auf
„die Flügel des Klopstockischen Hexameters
„setzt und anhebt:

Als ich das kleine Leben noch lebte u. s. w.

„Alles schön! aber sind das Empfindungen?
„Sind Ausschweifungen der Einbildungskraft
„Empfindungen? —„ Diese Einwürfe, die die Litterat. Br. nicht ganz unrecht Wielands Empfindungen * machten, könnte mir

* Th. 1. p. 38.

wie jemand hier wiederholen. Ich will sie so fern zugeben, daß K. beste Art, über Gott zu denken, nicht für jeden, zu aller Zeit, einzig und allein die beste Art seyn könne: daß bei Leuten von groben Begriffen die zweite vielleicht die bessere sey, daß selbst der feurigste Dichter nicht ohne die erste seyn müsse: daß eine aufgeregte poetische Einbildung an sich nicht die stille taumellose Empfindung sey, die die Religion fodert und die moralisch uns bessert, folglich so fern die zweite eine bessere Art über Gott zu denken ist, als die poetische Aufwallung: daß K. übel verstanden, und übel nachgeahmt, verführerisch sey u. s. w. alles dies gebe ich zu, und wünsche also dies Blatt aus dem Nordischen Aufseher weg; aber das getraue ich mir nicht zu sagen, was der zuletzt angeführte Rec. predigt: „wo die Ein„bildungskraft so geschäfftig ist, da ist ganz „gewiß das Herz leer, kalt: so wird die Re„ligion weggewizzelt u. s. w.„* Ich kann blos

* Th. 1. p. 42.

blos wiſſen: „ob die Gemälde der Einbil-
„dungskraft bei mir Empfindung erregen?„
aber: „ob ſie nicht bei dem andern Folgen
„und Begleiterinnen der Empfindungen
„ſind, die er uns nur nicht gut vorzeiget?„
das kann man nicht ſo durchaus entſcheiden!
Einbildungskraft und Empfindung ſind zwo
genaue, aber auch oft eigenſinnige Freundin-
nen, zwiſchen welche ſich ein dritter behut-
ſam miſchen muß.

IV.

Nachschrift.

Ich muß diese dritte Sammlung aus den Händen lassen, ohne noch zu wissen, wie ihre beide ältern Schwestern aufgenommen sind; ich gebe ihr also einen Scheidebrief mit, den vielleicht schon die erste hätte vorzeigen sollen.

Ich würde lachen, wenn man die erste Sammlung für eine sehr unvollständige deutsche Grammatik; die zweite für eine sehr ungründliche Bibelerklärung, für eine sehr mangelhafte Abbildung der griechischen Dichtkunst; und endlich diesen dritten Theil für gar keine standesmäßige Anpreisung der Römer, förmlich und feierlich erklärte. Das kann ein jeder sehen, daß ich blos Stückwerke von Materialien aufzeigen wollte, so fern die Gelegenheit es erlaubte, und eine Stelle es foderte, um über sie urtheilen zu können. Sagt man also: „meine Gesichtspunkte sind wahr, „aber noch nicht einleuchtend gnug: sie sind „nüzlich, aber nicht vollständig, sie reizen,

„aber wir wünſchen weiter zu ſehen!„ ſagt man dies, ſo lobt man mich, wie ich wünſche, über Fragmente gelobt zu werden.

Aber wenn man mich aus fremden Standorten anſähe; das überginge, was ich zuerſt nur von weitem zeige, ob man auch darauf merke? — auf das lobend oder tadelnd fiele, was ich hingeworfen; kurz! an meinem Bilde Fußzeben, Kolorit, und Faltenwerfung betrachtete; alsdenn habe ich vergebens geſchrieben, und wie ſchmerzhaft iſt dies für den, der als Liebhaber, als Patriot ſchrieb, über Sachen, von denen er weder Titel, noch Brot, noch Lohn hat.

Ich habe hier und da freie Urtheile eingeſtreuet: wie ſie daſtehen, ſcheinen ſie leichtfertig, ich nehme dies Wort in ſeiner urſprünglichen Bedeutung; aber wie ich ſie dachte, waren ſie peinlich. Wer da ſagt, daß ich um Beifall buhle; der hat mir nicht ins Geſicht geſehen: viele müßten ſich ſelbſt ablegen, wenn ſie von meinen ſchlechten Fragmenten blos unpartheiiſch urtheilen wollten.

Wäre

Wäre unſer Bücherton in Deutſchland republikaniſcher; wie manches hätte ich deutlich ſagen können, wo ich jetzt, vielleicht dunkel, oder kühn in Parabeln und Anſpielungen rede. Wer dieſe als Zwecke, und Schönheiten meines Stils anſieht: der ſiehet mit mir nicht gleich; wer aber ſagt, daß ich blos um leichtſinnig zu tadeln, habe ſchreiben wollen, der thut mir Unrecht. Da die meiſten Schriftſteller, über die ich rede, berühmter ſind, als daß ich mit meiner ſchwachen Bruſt ihr Lob würdig ausrufen könnte, wie ich dies mit voller Ueberzeugung hinſchreibe: ſo konnte ich von mir ſelbſt es nicht fodern, ſie im akademiſchen Leichenton zu loben: man nehme von einem Armen ein kleines herzliches Wort ſtatt gleißender Complimente an. Ich rede blos von Schriften, die das Vergnügen und die Beſchäftigung meiner Einſamkeit ausmachen, die ich nicht gnug leſen kann, und deren Würde nicht in Fragmenten, ſondern in prächtigen Ehrenmälern glänzen muß.

Macht ſich indeß ein handveſter Kunſtrichter fertig, mich, wenn ich bisweilen geſchlum-

wert hätte, bei einer günſtigen Stunde, über Bort zu werfen; armer Schlummernder!

• nimium caelo et pelago confiſe ſereno
nudus in ignota, Palinure, jacebis arena.

Wo wird ein Aeneas ſeyn, der dein Grabmaal baue!

Ich werde kaum mehr, als den vierten Theil liefern, weil ich corpulente Autorſchaften nicht liebe. Die Materien alſo, vor denen dieſe nur Vorläufer hätten ſeyn ſollen, werden aufgeſchoben, oder aufgehoben: wie das Publikum will. Ich wollte ſie nennen; allein für wenige werden die Namen lockend ſcheinen: Philoſophie und Aeſthetik: die erſte iſt halb veraltet, die zweite hat man vielleicht noch nicht geſehen.

Jezt ſezze ich einige kleine Merkſtäbe hin, die vielleicht einigen, die meine Fragmente durchwandeln, oder durchlaufen wollen, nicht zum Anſtoß, ſondern zur bequemern Bahn dienen werden:

p. 21. Michaelis Preisſchrift: vom Einfluß der Sprachen auf die Meinungen, iſt unter dem, was die Deutſchen über die

Spra-

Sprachen philoſophirt, gewiß ein Hauptſtück. Deutſchland hat wenige Männer, von denen man erwarten kann, was er ſchon geleiſtet.

p. 22. Bödiker iſt hier durch ein Verſehen, und die Schriften der übrigen Männer ſind zu bekannt, als ſie Schülermäßig anzuführen.

p. 27. Ich bin durch die D. Bibliothek auf ein Buch aufmerkſam gemacht, das ich jetzt mit Vergnügen durchblättere. Der zweite Theil von dem Eſſai ſur l'origine des connoiſſances humaines enthält Betrachtungen, die mein Fragment von den Lebensaltern der Sprache ſehr ins Licht ſetzen.

p. 57. Es iſt durch eine Reihe von Zufällen gekommen, daß ich Tellers Critik über Cramers Pſalmen blos dem Titel nach kenne. Cramer bleibt in meinem Sinne einer der größeſten und verdienteſten Schriftſteller, die zur erſten Bildung des deutſchen Geſchmacks in unſerm Jahrhunderte merklich viel beigetragen haben. Auf der Mitte dieſer Seite iſt bei den Worten: Michaelis wird finden, das kleine Vorwort: ein verloren gegangen,

das in meinem Mſt. dieſem kühnen Perioden eine entgegengeſetzte Wendung gibt. Cramers Pſalmen bleiben eine der ſchätzbarſten Schriften in Deutſchland, und ich würde vielleicht ihrer nicht ſo oft erwähnen, wenn ich gegen ſie gleichgültig wäre. Ich betrachte ſie ſo wohl, als den ganzen Abſchnitt von deutſch-orientaliſchen Dichtern, blos im Geſichtspunkt der weltlichen Litteratur.

p. 66. Wer da ſagt: daß ich den Deutſchen Herameter abſpreche, verſteht mich nicht; aber den griechiſchen, und inſonderheit zu Homers Zeiten; den ſpreche ich ihnen rund ab, bei uns iſt er Nachahmung, bey jenen ſingende Natur.

p. 87-108. Dieſe Vorwürfe gegen die deutſche Sprache gehören nicht den Litteratur Briefen, ſondern dem Journal etranger, das ich aber blos aus ihnen kenne.

p. 109-121. Bei der Zuſammenſezzung dieſer Stellen fehlt manchmal die Empfindung: vielleicht war die ganze Einrückung ſo nöthig nicht.

p. 136.

p. 136. Ich würde wider mich ſelbſt handeln, wenn ich alles p. 136-138. auf den einen Autor meinete; blos eine ausgelaßne Stelle macht alles ſchielend. Je mehr ich indeſſen die religiöſen Geſpräche ihres Inhalts wegen ſchätze, deſto mehr iſt mir der Vortrag zuwider: ich eifre wider das Kleid aus Liebe gegen die Schöne, die es verunzieret.

p. 139. Man nehme den Herzensſeufzer auf dieſer Seite, als Entſchuldigung gegen die Dunkelheit in meinen Fragmenten an.

p. 144. Ich würde meinen claßiſchen Schriftſtellern einen Schimpf anthun, wenn ich ihre Schriften erſt anführen müſte. Man wird Hagedornen nicht mit dem Dichter verwechſeln, von Moſer ſeine erſten Schriften nehmen, Abbt im Styl als einen deutſchen Tacitus anſehen, den man leſen, ſtudiren, nicht nachahmen muß, meine Worte von Spalding nicht aus den Gränzen der Litteratur reißen, und die Grundlage zu der Entwerfung des Hamanniſchen Charakters in ſeinen Kreuzzügen p. 219. ſuchen.

p. 207.

p. 207. Der groſſe Mann, den ich hier meine, iſt Michaelis, ein Schriftſteller, der über mein Lob erhaben iſt. Würden wir ſeine verſprochne Arbeiten, die hebräiſchen Alterthümer, die Einleitung ins A. T. bald erhalten: ſo könnte alsdenn vielleicht, ein Gelehrter von Geſchmack, Sprachenkänntniß, und Philoſophie, aus allen ſeinen Schriften inſonderheit aus ſeinem Lowth die Grundlinien zur Erklärung der morgenländiſchen Gedichte entwerfen, die ich p. 287. vorbilde; und dieſen könnten die Ueberſezzer folgen. Vor der Hand wollen wir ſeine Schriften deſto aufmerkſamer nutzen.

p. 290. Man wird dies würklich zu kühne Urtheil in den Schranken nehmen, in denen es der Verf. ſagt: auch Irrthümer können verjahret werden, und welche Begeiſterung iſt verzeihbarer und ſchöner, als die für die Griechen: vielleicht iſt der Verf. ſelbſt in ſie gefallen.

p. 298. 373. Wenn in meiner Parallele das Raiſonnement über den Charakter des Alten nicht vollſtändig iſt; das thut nichts zur Sache. Treu muß die Vergleichung ſeyn,

und

und nach den Quellen schmecken, so ist der Zweck der Fragmente erreicht.

Sollte jemand meine dritte Sammlung der deutschen Litteratur nachtheilig, und es nach ihrer gegenwärtigen Lage für nothwendiger halten, anzupreisen, als abzuschrecken: der will mich nicht verstehen. Will ich jemand von Känntniß der Alten abhalten, oder ihn in ihrem Studio ermüden, der werfe mein Buch ins Feuer.

Die Druckfehler, insonderheit in den griechischen Stellen wird der Leser dem Verf. nicht anrechnen, der 200. Meilen von seinem Druckort entfernt lebt. Sie machen meine Anführungen in diesem Theil sparsamer, weil ich um einige zu verbessern selbst nicht die Autoren bey der Hand habe. Hier sind einige Druckfehler, so wie sie mir ins Auge fallen.

p. 47. Z. 18. δ lies δ'.
» 49. Z. 11. Calefonium lies Kolophonium.
» 52. Z. 11. Genie l. Genie aber.
» 53. Z. 1. Gesellschaft l. Gesellschaften.
» 60. Z. 15. Alle: ein neuer Abschnitt.
» 105. Z. 10. Diese Inversion: ein neuer Abschnitt.

p. 112.

BAYERISCHE STAATS-

p. 112. Z. 4. Pendanterie lies Pedanterie.
116. Z. 15. indem l. in dem.
149. Z. 12. nämlich l. männlich.
161. Z. 13. Guercius l. Guercino.
186. Z. 17. (im Leſen darlegen, die ihm) bleibt weg.
217. Z. 25. Herkuleum l. Herkulanum.
253. Z. 16. der Chriſt ſpricht bis: ſie zu zeigen.
258. Z. 18. bloßen l. blaſſen.
272. Z. 5. Pindaricae l. Pindarici.
282. Z. 6. die bis l. die nicht blos bis.
285. Z. 12. Homer l. Sokrates.
298. Z. 19. bis 335. Z. 5. Mönaden l. Mänaden, damit nicht Monaden daraus werden.
309. Z. 13. Die Stelle des Proclus corrigire dir ſelbſt.
333. Z. 3. rief l. wirf.
340. Z. 18. Säulen l. Bildſäulen.
346. Z. 7. deligerunt l. deligarent.
Von Citationen rücke p. 277. ** nach p. 278. Z. 23.
350. citire Th. 5. nicht 16. u. ſ. w.